

Lotte Naseweis

und
andere
Geschichten

von

Eise Ury





Ury, Lotte Naseweis 1.

Eva, das Kriegskind.

Lotte Naseweis

und andere
Schulmädchengeschichten

Erzählungen für Mädchen
von 8-12 Jahren

von

Else Ury

Mit farbigen Illustrationen
nach Originalen von
E. Ury.

Meidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H.
Berlin W. 66

[illegible][illegible]

Lotte Naseweis.

Es herrschte heute merkwürdige Ruhe in der IV O. Die lustigen Plappermäulchen wagten nur im Flüsterton zueinander zu sprechen, die übermütigen Blau- und Braunaugen blickten in scheuer Ehrfurcht umher.

Solch ein erster Tag in einer neuen Klasse hat immer etwas Beklemmendes für die jungen Herzen. Der ungewohnte Raum, der sogar schon einen physikalischen Schrank enthielt, wirkte ganz unbedingt feierlich. Jedes der etwa zwölfjährigen Mädchen fühlte die Verpflichtung, die Würde der höheren Klasse durch möglichst gesetztes Wesen zur Schau zu tragen.

Und das war noch nicht einmal alles, die neue Klasse! Auch einen funkelnagelneuen Lehrer erwartete man, der bisher an einem Knabenrealgymnasium unterrichtet hatte, und dem allerlei aufregende Gerüchte voranliefen.

„Mächtig — streng soll er sein, Abgucken beim Extemporale gibt's nicht, sagt mein Bruder, und wen er auch nur ein einziges Mal beim S—prechen ertappt, dem verdirbt er ohne Gnade die Zensur im Betragen!“ Die braunzöpfige Lotte Martin, die Zweite der Klasse, rief es im schönsten Hamburger Dialekt. In die Flüsterstille hinein klangen ihre lauten Worte besonders inhaltschwer.

„Na, dann nimm du dich nur zu allererst in acht, Lotte, daß dir der Mund nicht in den S—tunden bei ihm vorweg läuft“, sagte ihre Intima Erna, die die Schwäche der Freundin am besten kannte, mit leisem Übermut.

„Pah — ich habe nicht soviel Angst vor Doktor Maß. Das Mädchen wird mir schon nichts tun, er kennt ja meinen Bruder Wolfgang!“ erwiderte Lotte lachend.

„Ich freue mich, auch gleich die Schwester richtig kennen zu lernen!“ erklang da eine ernste Männerstimme. Im Türrahmen stand der neue Lehrer und blickte durch seine Brillengläser unzufrieden auf das vorlaute Mädchen.

Gittigitt — hatte er gehört, daß sie ihn „Mädchen“ titulierte? Na, dann konnte sie sich schon heute auf ihre nächste Zensur freuen! Lotte steckte entsetzt das Näschen in das vor ihr liegende Buch.

Inzwischen war Doktor Maß zum Katheder getreten. Sein Blick überflog prüfend die erschreckten Mädchengesichter.

„Ich hoffe, daß ihr euch Mühe geben werdet, den wenig netten Willkomm eures Kameraden durch Fleiß und Aufmerksamkeit wieder weitzumachen!“ sagte er mahnend.

In den jungen Gesichtern begann es verräterisch zu zucken. Der „Kamerad“ aber mußte sogar sein Taschentuch aus der Tasche ziehen und es gegen den Mund pressen, sonst wäre er unfehlbar vor Lachen losgeplatzt.

„Es ist kein strammer Zug in der Klasse — Vordermann nehmen — Aufgabenbücher heraus — Stundenplan notieren!“

Doktor Maß sah mit Erstaunen, daß die meisten der jungen Mädchen vergebliche Anstrengungen gegen ihre rebellischen Backmuskeln machten. Es war wohl doch nicht so leicht, Mädchen zu unterrichten! Diese albernen Dinger grinsten ja über jedes Wort, das man sprach. Doktor Maß dachte nicht daran, daß seine an die Knabenschule erinnernde Ausdrucksweise für eine ausgelassene Mädchenschar genügend Anlaß zur Heiterkeit gab.

„Wie heißt der Primus?“ Doktor Maß wandte sich der Ersten zu.

Diese, ein blasses, blondes Mädchen, das keine Brüder hatte, sah den Lehrer mit verständnislosen Augen an. Sie hatte keine Ahnung, daß sie selbst damit gemeint war. Lotte Martin aber, die Zweite, stolz darüber, mehr zu wissen als die Erste, sprang von ihrem Platz. Die Scharte von vorhin, die Mahnung ihrer Freundin Erna, alles war vergessen. Das Mündchen lief mit ihr davon.

„Trude Anders heißt sie“, rief Lotte, ohne gefragt zu sein.

„Braucht denn der Primus einen Vormund, hier scheinen ja ganz merkwürdige Sitten eingerissen zu sein, deinen Namen —“

„Lotte“, kam es ziemlich kleinlaut vom zweiten Platz.

„Lotte — Lotte — wir sind hier doch nicht in der Kleinkinderschule! Deinen Vatersnamen will ich jetzt nicht mehr wissen, für mich heißt du Lotte Rajewis!“

Schallendes Gelächter ringsum in der Klasse. Aber Doktor Maß sah nicht danach aus, als ob er einen Witz hätte machen wollen, es schien ihm mit seiner Bezeichnung vollständig ernst zu sein. Da verstummte das Lachen. Mitleidig blickten alle zu der armen Lotte hin, denn diese war trotz ihres losen Mündchens allgemein beliebt.

Lotte hatte ihr Taschentuch wieder hervorgezogen. Aber diesmal versteckte sich kein lachendes Mädchengesicht dahinter, sondern ein bitterlich weinendes. Soviel die neben ihr sitzende Erna auch heimlich tröstete: „Nimm dir's doch nicht so zu Herzen, Lotte, er hat doch wohl nur S—paß gemacht“, die Tränenströme aus den sonst so lustigen Braunaugen versiegten nicht.

Die Stunde nahm inzwischen ihren Fortgang. Es war Geographie. Doktor Maß wiederholte vorläufig, um sich erst ein Bild von dem Wissen seiner Klasse zu machen. Das war ein frischfröhliches Fragen und Antworten. Das ging Schlag auf Schlag, daß manch einer ganz wirbelig davon im Kopfe wurde, besonders

den weniger Wissenden. Jetzt Deutschland, nun Vereinigte Staaten, mit einem Satz in die afrikanische Wüste und — hopp — jetzt setzte man über die chinesische Mauer.

Die Mädchenaugen bligten, die Wangen glühten.

„Hauptstadt von Portugal?“

Dreißig Zeigefinger durchbohrten die Luft.

„Lotte Naseweis“, der neue Lehrer wandte sich der völlig in ihren Schmerz Versunkenen zu. Die sprang erschreckt auf. Sie hatte bisher in ihrem Jammer kein Ohr für die Fragen von Doktor Maß gehabt, auch die jetzige hatte sie überhört.

„Biffabon“, flüsterte ihr Erna zu.

Aber Lotte blieb stumm. Sie war ein „Kröt“, wie der Hamburger zu sagen pflegt, auf den beleidigenden Namen antwortete sie nicht. Der Lehrer zog die Augenbrauen hoch.

„Jetzt wäre es an der Zeit, den Mund aufzumachen und zu reden, Lotte Naseweis — sehen!“

Nicht lange blieb ihr die Ruhe vergönnt. Immer wieder rief Doktor Maß sie auf, die Mädchen begannen sich schließlich an den Ehrentitel ihrer Mitschülerin zu gewöhnen, sie lächelten kaum noch. Lotte bequeme sich allmählich dazu, zu antworten. Sie war ehrgeizig und mochte es nicht auf sich sitzen lassen, daß der neue Lehrer annahm, sie schweige aus Unwissenheit. Aber als die Schulglocke endlich den Schluß der aufregenden Stunde angab, atmete sie doch erleichtert auf.

Es war entschieden ein Pechtag heute. Oder war die neue Klasse daran schuld? Auch in der darauffolgenden Handarbeitsstunde, in der Lotte ihrem Herzen und ihrem Mündchen über das ihr widerfahrene Unrecht Erna gegenüber freien Lauf ließ, wurde sie nach verschiedenen Ermahnungen auf eine leere Bank gesetzt, wo sich das Plappermäulchen beim besten Willen mit keiner Nachbarin mehr unterhalten konnte. Nach der Zwischenpause aber

prangte an dem Straßplatz ein großes Plakat: „Lotte Naseweis' Ruh“. Soviel die empörte Lotte auch forschte, sie bekam es nicht heraus, wessen Bosheit ihr diesen Streich gespielt hatte.

Auch in den übrigen Stunden ging es ihr nicht so gut wie sonst. Sie war zerstreut und gab ein paarmal verkehrte Antworten. Die Klasse lachte, und die betreffende Lehrerin schüttelte den Kopf! Und an all dem war nur der neue Lehrer schuld! Während Erna ihn wie die meisten Mädchen „ganz furchtbar nett“ fand, schwor Lotte ihm ewige Feindschaft.

Die Schule war aus. Arm in Arm zogen die Schülerinnen durch die Straßen Hamburgs, so langsam, in ihre wichtigen Schulgespräche vertieft, als ob der schönste Frühlingshimmel über ihnen blaute. Dabei jagten aus düsterem Gewölk große Schneeflocken durch die graue Luft. Aber hinter dem schwarzen Wolkenberg stand die Aprilsonne, jetzt steckte sie den Kopf hervor und lachte, im Umsehen waren die Straßen wieder trocken. Und mit ihr um die Wette lachte Lotte Naseweis. Wenn man zwölf Jahre alt ist, trocknen Tränen so schnell wie Aprilregen, eitel Sonnenschein strahlte wieder aus ihren Augen. Sie hatte ihr heutiges Mißgeschick bereits vergessen und war der Übermütigsten eine.

Vom Jungfernstieg aus benutzte sie in Gemeinschaft mit Erna und einigen Gefährtinnen das Schiff, das die an der Alster gelegenen Straßen miteinander verbindet. Ihr Vater, ein reicher Herr, der dem Hamburger Senat angehörte, besaß eine an der Alster gelegene herrliche Villa.

Es war sehr stürmisch auf dem Schiff. Der Wind, der vom Meer her über die Türme Hamburgs brauste, riß an den blonden und braunen Zöpfen.

Erna war ein Seemannskind, sie ließ sich ganz gern eine kräftige Brise um das Näschchen wehen. Lotte wollte nicht verweichlichter erscheinen als die Freundin, so hielt sie neben ihr auf

Deck aus, während die übrigen Mädchen die schützende Kajüte aufsuchten.

„Was 'n richtiges Hamburger Rücken ist, dem reißt das bißchen Wind keine Federn aus!“ rief sie ausgelassen.

Das ließ sich der Wind nicht gefallen. Er hatte gerade so seinen Ehrgeiz wie die Lotte Raseweis. Mit rauher Hand griff er in Lottes schlecht geschlossenere Mappe und — heidi — da wirbelte er die Schulhefte lustig über Bord.

„Gittigitt — meine Bücher!“ rief Lotte entsetzt, während die Passagiere sich auf ihre Kosten belustigten.

„Da schwimmt nun die ganze Mädchenweisheit!“ bemerkte lachend ein junger Herr.

„Seine Weisheit kann natürlich nicht fortschwimmen, da er gar keine besitzt!“ sagte die frechdachige Lotte zu Erna, aber laut genug, daß der Herr es hören konnte.

Erna legte ihr beschwichtigend die Hand auf den vorschnellen Mund.

„Es gibt auch Raseweisheit, kleines Fräulein!“ Der fremde Herr wandte sich jetzt direkt an das sich so ungehörig benehmende Mädchen. Dieses errötete bis zu den krausen, braunen Stirnlöckchen.

Zum zweitenmal machte man ihr heute denselben Vorwurf, und diesmal hatten es all die Mitfahrenden gehört. Sie wollte künftig wirklich besser auf ihr lockeres, kleines Mundwerk achten!

Recht kleinlaut durchschritt Lotte nach zärtlichem Abschied von Erna den väterlichen Garten. Der doppelte Tadel, der ihrem vorlauten Wesen heute zuteil geworden, dazu die entwischten Schulhefte, die jetzt lustig auf der Alster umhersegelten, waren schuld an ihrem ungewöhnlichen Ernst.

Die Mutter sah sie vom Wintergarten her kommen. Sie

merkte gleich, daß da nicht alles in Ordnung war. Sonst pflegte ihre Lotte im Hopsaschritt den nach englischem Muster gehaltenen Rasenteppich einfach zu überqueren; heute ging sie sittsam den Riesweg entlang.

Aber die Mutter fragte nicht. Sie war gewöhnt, daß ihr Kind mit allem, was es bedrückte, zu ihr kam. Doch Lotte schwieg heute. Nein, das konnte sie Muttmchen unmöglich erzählen, die Beschämung war zu groß!

Bruder Wolfgang, der Sekundaner, mit dem Lotte gemeinsam das Frühstück einnahm — man speiste erst um sechs Uhr zu Mittag — war weniger zartfühlend als die Mutter.

„Na, wie war's bei Doktor Maß, hast du deine erste Standpauke schon von ihm fort?“ eröffnete er das Gespräch.

„Quatsch!“ sagte Lotte, wurde rot und stopfte ein großes Stück Heißbutt in den Mund.

„Was hat er denn gesagt, als er deinen Namen hörte? Er mochte mich immer leiden.“ Wolfgang, der ein begabter Schüler war, hatte natürlich Interesse für den einstigen Lehrer. Aber Lotte, die wieder an den Beinamen, den ihr Doktor Maß gegeben hatte, erinnert wurde, faßte des Bruders harmlose Worte als Spott auf.

„Das geht dich nichts an!“ brummte sie.

„Nanu — so ungnädig, da seht doch sicher was dahinter, das muß ich ganz bestimmt herauskriegen!“ neckte der große Bruder.

„Unterseht dich!“ Lotte sprang so jäh auf, daß der Stuhl mit lautem Knall umfiel.

„Kind, nicht so ungesittet!“ mahnte die Frau Senator.

„Er fängt immer an, er hat immer einen großen Mund —“

„Na, ich möchte mal sehen, wer von uns beiden den größeren hat, du bist doch bekannt wegen deiner Großmäuligkeit!“

Das ließ sich nun wieder die Lotte nicht sagen, nein, das nicht, und heute am allerwenigsten!

„Oller dämlicher Jung!“ damit lief sie aus der Tür.

Kopfschüttelnd sah die Mutter hinter ihrem ungezogenen Töchterchen her.

„Was 'n naseweises Üz!“ Mit tiefem Seufzer machte sich Wolfgang an das Vertilgen der von seiner Schwester im Stich gelassenen roten Grüße.

Ja, es war ein Unglückstag für Lotte. Nun hatte sie sich auch noch mit Wolfgang, mit dem sie sonst ein Herz und eine Seele war, gezankt. Das Taschengeld bekam heute auch einen tüchtigen Riß, denn die davongeflogenen Schulhefte mußte sie aus eigenen Mitteln ersetzen. Der ordnungsliebende Vater, der auch von seinen Kindern bei allem, was sie taten, Gründlichkeit und geordnetes Wesen verlangte, machte ihr noch Vorwürfe wegen der ungenügend verschlossenen Mappe.

In einem kleinen Buchbinderladen besorgte Lotte ihre Einkäufe. Der Geschäftsinhaber bediente sie selbst.

„Was willst du außerdem noch haben, Kleine?“ fragte er.

Lotte stieg das Blut zu Kopf. Ihre Freundin Erna, die allerdings einen halben Kopf größer war als sie, wurde bereits in allen Geschäften „Sie“ und „Fräulein“ angeredet. Und sie wagte man „Kleine“ zu nennen!

„Ich bin weder ‚Kleine‘ noch ‚du‘ für Sie, wenn Sie alle Kunden so unwürdig behandeln wie mich, wundert es mich nicht, daß Sie so wenig zu tun haben!“ rief's und lief davon, die bereits gekauften Hefte im Stiche lassend.

Draußen aber in der scharfen Aprilluft, die ihr erhitztes Gesicht kühlte, begann das naseweise Mädchen sich grenzenlos zu schämen. Nicht nur ihrer ungehörigen Worte wegen, nein, sie hatte dem armen Buchbinder, der sich redlich mühte, um seinen Lebens-

unterhalt zu gewinnen, in häßlicher Weise wehgetan. Das bereute sie jetzt sehr, denn Lotte war zwar naseweis, aber schlecht von Herzen war sie nicht.

Sie stand da und kämpfte. Und dann ging sie langsam, Schritt für Schritt, wieder zu dem kleinen, stillen Laden zurück. Jetzt stand sie unschlüssig vor dem Schaufenster, jetzt hatte sie bereits die Hand auf die Klinke gelegt — sollte sie nicht noch umkehren? Da aber gab die Türklingel schon einen schrillen Ton von sich, sie hatte geöffnet. Der Mann stand noch immer hinter dem Ladentisch und schaute das zurückkehrende Mädchen, wie es diesem schien, aus traurigen Augen an.

„Ich vergaß meine Hefte mitzunehmen,“ stotterte Lotte, „und — bitte — entschuldigen Sie meine ungezogenen Worte vorhin!“ setzte sie voll grenzenloser Selbstüberwindung hinzu.

„Es war wohl nicht böse gemeint, Fräulein“, sagte der Mann freundlich und legte noch eine bunte Oblate als Zugabe zu den gekauften Hefen. Aber weder diese, noch das glücklich erreichte „Fräulein“ machte Lotte heute Freude. Trotzdem sie sich entschuldigt hatte, wollte der Druck, den ein begangenes Unrecht auf uns ausübt, nicht von ihrer Seele weichen. Da konnte nur eine helfen, das war Mutters. In der Dämmerstunde zog Lotte ihre Mutter in die Ecke am Kamin, der trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit noch geheizt wurde.

Das war Lottes Beichtwinkel.

Das Kaminfeuer knisterte und prasselte, und Lotte erzählte. Sie berichtete alles. Von Doktor Mag' Beinamen an bis zu der Buchbindergeschichte. Da wurde Mutters Gesicht ernst und ernster.

„Da du dein Unrecht selbst eingesehen und es wenigstens zum Teil gutzumachen versucht hast, will ich mir meine Vorwürfe [—paren. Du weißt, daß wir auch daheim, der Vater sowohl als

ich, ja auch die Dienstboten, über dein schnabberiges Wesen klagen. Nun mußt du den Namen, den man dir mit Recht angehängt hat, auch tragen“, sagte sie. „Jedenfalls gehört es sich aber, daß du dich morgen bei Herrn Doktor Maß wegen deines vorlauten Benehmens entschuldigst!“

Lotte zerfloß in Tränen und gelobte Besserung. Sie wollte von nun an aber auch ganz gewiß ihre Zunge im Zaume halten. Zuerst aber verjöhnte sie sich mit Wolfgang. Stillschweigend und ein wenig beschämt streckte sie ihm beim Gutenachtguten die Hand hin.

„Na, ausgebockt, du Gör?“ fragte der scherzhaft.

Schon sprang es Lotte auf die Lippen, zu erwidern: „Du bist ja selbst noch ein halbes Gör!“ aber sie dachte noch rechtzeitig daran, daß dies wieder keine nette Bemerkung sei. So nickte sie nur mit dem Kopf, und der Frieden war geschlossen.

Aber die Entschuldigung bei Doktor Maß wollte ihr durchaus nicht über die Lippen. Eine ganze Woche dauerte es, bis sie sich dazu durchgekämpft hatte. Jedesmal, wenn der Lehrer sie in der Stunde wieder „Lotte Naseweis“ aufrief, rebellierte es aufs neue in ihr. Nein, den, der sie vor allen lächerlich gemacht hatte, bat sie nicht um Verzeihung.

Da geschah es, daß der Lehrer, der streng aber gerecht war und sich daher bald allgemeiner Beliebtheit in der Klasse erfreute, andere Saiten gegen Lotte aufzog. Bis jetzt hatte er immer noch geglaubt, sie würde sich bei ihm entschuldigen, aber als Tag für Tag verstrich, ohne daß sie ein entsprechendes Wort fand, begann er über sie hinwegzusehen. Er rief sie gar nicht mehr auf, auch mit dem verhassten Namen nicht. Ob ihr Zeigefinger noch so eifrig in der Luft herumfuchtelte, Doktor Maß nahm keine Notiz davon. Ja, er sagte sogar, wenn sie als einzige sich meldete: „Also keine in der ganzen Klasse, die meine Frage beantworten kann?“

Das war niederschmetternd, das kränkte Lotte mehr als alles andere, denn sie liebte es, die Schulkameradinnen ein wenig mit ihrem Mehrwissen zu übertrumpfen. Einmal hatte sie sogar wieder, ohne gefragt zu sein, die richtige Antwort durch die Klasse gerufen, aber Doktor Maß tat, als ob ihre Worte gar nicht sein Ohr erreicht hätten. Da sah Lotte ein, daß sie mit Verstocktheit nichts ausrichtete. Es half nichts, sie mußte zu Kreuze kriechen.

Als Doktor Maß wieder während einer höchst interessanten Geschichtsstunde, wo sie ganz besonders gut beschlagen war, ihre erhobene Hand völlig übersehen hatte, trat Lotte nach Schluß des Unterrichts zum Katheder.

„Ich wollte Sie bitten, Herr Doktor, mich wieder aufzurufen,“ bat sie bescheidener, als es sonst ihre Art war, „wenn auch nur Lotte Naseweis.“

Sie sah dabei zu Boden und bemerkte deshalb nicht, daß ein leises Lächeln über die ernstesten Züge des Lehrers huschte. Das kleine, naseweise Ding wollte er schon ändern, hatte er doch so manchen dickköpfigen Jungen gefügig gemacht.

„Weiter hast du mir nichts zu sagen?“ fragte er mit gewohnter Strenge.

„Verzeihen Sie mir bitte —“ Lotte stieß es Wort für Wort heraus, sie schluckte an jedem einzelnen wie an einer bitteren Pille.

„Was soll ich dir verzeihen?“ So leichten Kaufes kam sie nicht davon.

„Daß — daß ich naseweis gewesen bin.“ Sie atmete erleichtert auf.

Nein, es kam noch schlimmer.

„Inwiefern bist du naseweis gewesen?“

Himmel, das mußte doch Doktor Maß genau so gut wie sie selbst, wozu quälte er sie so?

Fast hätte sie ihre Gedanken laut ausgesprochen, aber zum Glück schluckte Lotte Raseweis sie noch rechtzeitig hinunter.

„Ich — ich habe gesprochen, als ich nicht gefragt war —“

„Und?“ fragte der Lehrer weiter.

„Ich —“ nein, das war doch unmöglich, daß sie ihm auch das noch sagte!

„Na und?“ fragte Doktor Maß unentwegt.

„Ich — ich habe Ihren Namen in Mäxchen verwandelt!“ stieß Lotte plötzlich schluchzend hervor und verbarg das Gesicht in den Händen. Daher entging es ihr, wie es bei ihren Worten wieder um die Lippen des gestrengen Lehrers zuckte.

„Tut es dir gar nicht leid, so von deinem Lehrer gesprochen zu haben?“ fragte der Ordinarius nach einer Pause weiter.

Lotte nickte unter Tränen. Sprechen konnte sie nicht, das Schluchzen schüttelte sie förmlich.

„Sorge dafür, daß ich eine bessere Meinung von dir bekomme und den Beinamen ‚Lotte Raseweis‘, wie all das andere Ungehörige, was du mir soeben gestanden hast, vergessen lerne! Und denke daran, daß das bescheidene Veilchen herrlicher duftet als die aufdringliche Tubarose!“ Damit war sie endlich entlassen.

Selbst ihrer Intima Erna vermochte Lotte zuerst nicht von dem peinlichen Verhör, dem Doktor Maß sie unterzogen hatte, zu berichten. Sie schämte sich zu sehr, auch nachträglich noch. Erst viel später erfuhr Erna in einer feierlichen Freundschaftsstunde davon.

Aber die bittere Medizin, die Doktor Maß ihr gereicht hatte, half. Lotte Raseweis begann, nicht immer erst nachher, wenn es zu spät war, zu überlegen, daß sie schon wieder etwas Vorlautes gesagt hatte, sondern sie dachte daran, ehe sie es aussprach. Da blieb so manches vorchnelle Wort ungesprochen.

Eines Tages erschien Lotte mit einem großen Strauß köstlicher Blauveilchen, die sie selbst im Garten gepflückt hatte, und legte sie vor des Ordinarius' Stunde auf das Katheder nieder.

„Von wem sind die herrlichen Veilchen?“ fragte der eintretende Lehrer. Noch vor wenigen Wochen wäre Lotte aufgesprungen und hätte sich stolz gemeldet, heute schwieg sie bescheiden. Sie hatte es inzwischen gelernt. Aber die anderen riefen durcheinander: „Lotte Martin — von Lotte Martin.“

Freundlicher als all die Zeit bisher, wo er sie zwar wieder herangenommen, aber immer noch kurz gehalten hatte, wendete sich der Lehrer der Errötenden zu. Die Blumen, die er ihr als Vorbild gesetzt, sprachen statt ihrer, daß sie bemüht war, sich zu ändern.

„Du hast es gewiß gut gemeint, Kind, aber ich habe den Grundsatz, keine Blumen von Schülern anzunehmen. Bringe den duftenden Gruß dem armen, kleinen Mädchen unseres Schuldieners, das gelähmt auf seinem Schmerzenslager liegt und den goldenen Frühling nicht genießen kann. Dem wirst du sicherlich eine große Freude damit machen!“

Lotte sah dankbar zu dem Lehrer auf, der zum erstenmal freundlich mit ihr sprach.

Aber als sie erst das Glück des gelähmten Annschens beim Anblick der holden Frühlingsblumen sah, wuchs ihre Dankbarkeit noch. Kein Tag verging jetzt, an dem Lotte der armen, kleinen Kranken nicht ein paar Blüten aus ihrem Garten zutrug. Der Jubel der Kleinen über die wenigen Blumen zeigte ihr erst, was für ein glückliches Kind sie selbst war, daß sie auf ihren beiden gesunden Füßen herumspringen und sich des wonnigen Lenzes erfreuen konnte.

Auch in den übrigen Schulstunden bemerkte man mit Freude, daß die begabte Lotte Martin, die nur ihres vorlauten Wesens

wegen nicht den ersten Platz innehatte, viel ruhiger und zurückhaltender geworden war.

Als der Schulrat eines Tages unangemeldet in Doktor Maß' Klasse während des Unterrichts eintrat, und sich jede Schülerin besondere Mühe gab, die Fragen des Lehrers zur Zufriedenheit zu beantworten, mußte Lotte wieder einmal ganz genau auf sich achten, daß sie sich in keiner Weise vordrängte. Ihr Zeigefinger hatte Mühe, beim Melden in den bescheidenen Grenzen zu bleiben, besonders wenn irgendwo eine Antwort stockte. Aber sie bezwang sich. Doktor Maß nickte ihr, nachdem der Herr Schulrat das Klassenzimmer verlassen hatte, zufrieden zu, nicht, weil sie mit ihrem Wissen gegläntzt, sondern weil sie gezeigt hatte, daß sie Bescheidenheit erlernt hatte. Nie war Lotte über ein Lob so erfreut, wie heute.

In der Alstervilla sahen die Eltern, Bruder Wolfgang und die Mädchen ebenfalls mit freudigem Staunen, welch eine günstige Wandlung mit ihrer Lotte vorgegangen war. Sie sprach nicht mehr, wenn die Eltern sich unterhielten, ungefragt hinein, sie hatte gegen Wolfgang keinen vorlauten Mund und war auch gegen die Mädchen, die sich öfters über ihre ungehörige Art und Weise beschwert hatten, höflich und bescheiden. Daß nur der Name „Lotte Raseweis“ an der vorteilhaften Änderung schuld war, ahnte niemand, höchstens Freundin Erna.

Die sah, wie tief Lotte die Schmach gegangen war, als sie die Freundin einmal im gemeinsamen Kränzchen halb im Scherz, halb im Ernst ebenfalls mit jenem Namen zur Vernunft zu bringen suchte. Denn Lotte hatte auch den Kränzschwestern gegenüber einen vorlauten Mund. Sie wollte alles besser wissen als die andern, ihre Meinung sollte stets ausschlaggebend sein, bei jedem Spiel drängte sie sich vor. Da hatte Erna einmal bei einer derartigen Gelegenheit „Lotte Raseweis“ zu ihr gesagt.

Die Wirkung dieser beiden Worte war eine unvorhergesehene. Lotte wurde zuerst rot, dann blaß, Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie griff nach ihrem Hut und eilte davon, ließ aus dem Kränzchen fort, trotzdem die Freundinnen sie zurückzuhalten versuchten und Erna sie mit einem Kuß wieder versöhnen wollte.

Und nun war sie mit Erna böse — zum erstenmal in ihrem Leben! Sie litt selbst am meisten darunter, doch ihr gekränkter Stolz ließ sie nicht das erste Wort zur Versöhnung finden. Aber als Tag um Tag verging, ohne daß Erna wie sonst den Arm zur Frühstückspause um ihre Schulter schlang, begann Lotte über die Sache noch einmal nachzusinnen. Und da konnte sie, wenn sie ganz ehrlich sein wollte, nicht umhin, sich einzugestehen, daß die Freundin mit ihrer Bezeichnung durchaus recht gehabt hatte. Sie hatte den häßlichen Namen wieder einmal verdient. Lotte sah ihr Unrecht ein. Ehe es ihr wieder leid wurde, streckte sie Erna in der Turnstunde beim Rundlauf heimlich die Hand zur Versöhnung hin, die diese erfreut drückte. Und dann flogen die beiden Freundinnen, sehr erleichtert, im Kreise umher.

Aber das Vorkommnis hatte doch einen bleibenden Wert. Lotte begann jetzt auch den Schulkameradinnen und Kränzschwestern gegenüber mehr auf sich zu achten. Und da sah sie manchmal, daß sie noch weit davon entfernt war, ein bescheidenes Weibchen zu sein. Aber wer den festen Willen hat, sich zu bessern, dem gelingt es auch! Sie bezwang sich tapfer, auch unter den Kameradinnen nicht das große Wort zu führen und wurde mit der Zeit ein liebes, bescheidenes Mädchen.

Oktober gab es die ersten Zeugnisse bei Doktor Maß.

Lotte, die sonst stets siegesgewiß dem Benjurentag entgegen geschaut hatte, bangte diesmal ein wenig davor. Ob Doktor Maß den wenig günstigen Eindruck, den er bei seinem Antritt von ihr empfangen, wohl inzwischen vergessen hatte?

los!“ Drin im Zimmer aber stellte Frau Professor Trendler frohlockend fest, daß der Umgang mit dem Kriegsfind, den Schwester Asta als so gefährlich angesehen hatte, entschieden schon günstig auf ihre Große wirkte.

Wie der Wind ging das Trocknen der Teller, Annie schaffte mit Eva um die Wette. Sie fand es höchst merkwürdig, daß ihr heute die Arbeit so flink von der Hand ging. Dabei war das doch gar nicht so wunderbar. Es lag einfach daran, daß sie sonst stets ein brummiges Gesicht dazu gemacht hatte und heute freudig dabei war. Lange vor Kaffeezeit war die Arbeit getan, und Eva konnte nun Annies aufgeräumte Schubfächer, ihre Spiele und Bücher bewundern.

Doch hierbei erlebte sowohl Annie wie Edith wieder eine Enttäuschung: das Kriegsfind verstand nicht zu spielen. Zu groß war die Eva noch nicht dazu, sie zählte ja knapp ein halbes Jahr mehr als Annie. Aber das Kind der Armut hatte nie viel Zeit zum Spielen gehabt. Durch den frühen Tod der Mutter war Eva schon in dem Alter, in dem sonst Kinder ihr Püppchen wiegen, Vaters kleine Hausfrau geworden. Jetzt bei der Tante wurde ihre Arbeitskraft bis zum späten Abend ausgenützt. Daher war Eva ein körperlich zartes, geistig frühreifes Mädchen geworden.

Edith wollte Puppenschule spielen, aber Eva wußte mit den ihrer Obhut anvertrauten Puppen nichts anzufangen. Beim Quartettspiel darauf zeigte es sich, daß selbst Edith schon besser die berühmten Dichter, Komponisten, Maler, Entdecker und Erfinder kannte als das Kriegsfind.

„Du weißt doch aber auch gar nichts, lernst ihr das denn nicht in eurer Schule?“ sagte Annie, wenig beglückt von den Kenntnissen der neuen Genoffin.

„Von Schiller und von Goethe hat Fräulein uns erzählt, aber die anderen kenne ich nicht.“ Eva war ziemlich verlegen.

„So will ich dir eine Geschichte vorlesen, zuhören wirst du doch wenigstens können.“ Annie griff nach einem Buch und begann zu lesen. Nach einem Weilchen, als die Erzählung besonders schön wurde, spähte die junge Vorleserin zu ihrer Zuhörerin hin, was die wohl für ein Gesicht dazu mache. Edith saß mit hochroten Backen und lauschte. Aber Eva — nein, war das denn zu glauben — da war das Mädel tatsächlich eingeschlafen! Der Kopf mit den dunklen Flechten war nach vorn gesunken, und die Lippen waren halb geöffnet.

„Du — Eva — du schläfst ja — nein, aber solch eine Schlafmüde!“ Annie rüttelte das erschrockene Mädchen aus Leibeskräften.

„Verzeih —“ Eva fuhr erschreckt hoch. „Ich mußte heute schon um fünf Uhr aufstehen, weil ich noch vor der Schule Wäsche einseifen sollte. Beim Vorlesen wird man so müde, wenn man nichts tut — hast du nicht vielleicht ein Strickzeug, das du mir leihen könntest? Dann bleibe ich gewiß munter“, versprach sie eifrig.

Annie zögerte. Es tat ihr leid, daß sie die arme Eva, die schon so früh aus den Federn hatte müssen, so unsanft geweckt hatte. Und ein Strickzeug? Sehr schön sah das ihrige nicht aus, Annie war es peinlich, es Eva zu zeigen.

„Du strickst wohl nicht für unsere Krieger?“ fragte da Eva, die ihr Zögern mißdeutete, erstaunt.

Annie wurde rot. Die einfache Frage Evas brachte es ihr zum Bewußtsein, wie wenig werftätig ihre Vaterlandsliebe eigentlich war. „Ich — ich habe ein Paar Strümpfe für meinen Vetter Theo, der bald ins Feld kommt, angefangen“, sagte sie kleinlaut. Sie zog den mit niedlichen Löchern versehenen Strumpf hervor. „Jetzt bin ich beim Abnehmen, das ist aber schwer, nicht?“

Eva griff nach dem Strickzeug. „Gib, ich mache es dir, mir

„Bei uns könnte gut noch eins satt werden,“ sagte sie nachdenklich, „ich habe große Lust, mir ein Kriegskind zum Mittagbrot ins Haus zu laden. Auguste kocht stets so reichlich, daß für so ein armes Kleines noch etwas abfällt.“

Die Kinder waren sofort Feuer und Flamme für Mutters Vorschlag. Die Jugend gibt und hilft gern, und außerdem reizt das Neue.

„Fein, Muttschen — fein — neben mir soll es sitzen.“ — „Mir brauchst du dann bloß noch die Hälfte meines sonstigen Mittagbrots zu geben.“ So ging es über den Eßtisch hin und her, und das Kriegskind bildete mit einem Male den Mittelpunkt der lebhaften Kinderunterhaltung.

In diesem Augenblick riß ein doppeltes Klingelzeichen, das gerade in die „gesegnete Mahlzeit“ hineinschrillte, die Kinder aus ihrer Begeisterung.

„Tante Asta — das ist bestimmt Tante Asta!“ Wie der Wind war das Nesthäkchen zur Tür hinaus, um der Lieblingstante zu öffnen.

Tante Asta Frenzen bewohnte in demselben Hause die andere Hälfte des gleichen Stockwerks. Für die Kinder war es jedesmal ein Fest, wenn das doppelte Klingelzeichen erschallte. Nach dem frühen Tode ihres Vaters hatte Tante Asta sich fest an die Familie ihrer Schwester angeschlossen; Theo, ihr einziger Sohn, war mit den Professorkindern zusammen aufgewachsen. Trotzdem er über zwei Jahre älter war als Herbert, verband die beiden eine feste Jungenfreundschaft.

Tante Asta war noch immer, obgleich sie schon Ausgangs der Dreißiger sein mochte, eine jugendlich schöne Erscheinung.

Ihr sonst blasses Gesicht war heute lebhaft gerötet. Raun vermochte sie ihrer Erregung Herr zu werden. War etwas mit Wetter Theo vorgefallen? Als richtige kleine Evastochter ließ Annie ihre

neugierigen Augen von der erregten Tante flugs zu dem ihr auf dem Fuß folgenden Wetter gleiten. Und was sie hier sah, bestärkte das Schlaufköpfchen in der Annahme, daß es da etwas gegeben haben müsse.

Theos frisches Jungengesicht war rot wie ein Krebs. Bald fuhr er sich mit der Rechten durch das dichte Haar, bald zupfte er mit der Linken an den paar winzigen Blondhärchen, die man allenfalls durch die Lupe gesehen als künftiges Bärtchen bezeichnen konnte. Was mochte der große Theo nur angestellt haben?

Frau Professor, selbst heftig erschrocken beim Anblick ihrer Schwester, hatte inzwischen besänftigend die Hand auf die Schulter der Erregten gelegt.

„Asta, liebes Herz, was ist geschehen — was bringt dich so außer Fassung?“ fragte sie mit bebender Stimme.

Statt jeder Antwort schlug Tante Asta beide Hände vor das Gesicht.

Da wandte sich Frau Professor Trendler in jähem Entsetzen an den Neffen.

„Theo — was ist? Habt ihr eine Nachricht von meinem Mann erhalten? Ist Onkel Georg — — —?“

„Nein — nein, keine Sorge, Tante Emmi“, unterbrach der Oberprimaner beruhigend die angstvolle Frage. „Es handelt sich lediglich um mich. Meine Wenigkeit hat Mutter in solche Aufregung versetzt und diesen Aufruhr in unser friedliches Familienleben gebracht.“

„Er will fort, in den Krieg will er! Zur Notprüfung hat er sich heute gemeldet, und dann will er sich sogleich als Freiwilliger stellen. Mein Junge, das einzige, was mir noch geblieben ist, das einzige, wofür ich noch gelebt habe! Ach, womit habe ich solchen Undank verdient!“ Frau Astas Schultern bebten in verhaltener Schluchzen.

Da nahm der Lehrer das erste der weißen Blätter, die so manches Kinderherz ängstlicher schlagen lassen, zur Hand.

„Primus wird diesmal Lotte Martin. Ich freue mich, dir heute sagen zu können, daß ich mit deinen Leistungen, mehr aber noch mit deinem Verhalten zufrieden bin!“ Er überreichte ihr mit anerkennendem Lächeln die tadellose Zensur.

Eva, das Kriegskind.

Die Mittagssonne blinzelte durch die Lüllvorhänge des breiten Fensters in ein gemütliches Berliner Zimmer hinein. Dort pflegte es stets lustig zuzugehen. Denn drei Blondköpfe sorgten für lebhafteste Unterhaltung an dem runden Eßtisch: der langaufgeschossene Sekundaner Herbert, die zwölfjährige Annie, mit dem heimlichen Schalk in den Braunaugen, und Klein-Edith, das siebenjährige Nesthäkchen der Familie. Freilich, seitdem der Vater seine Uniform hervorgesucht hatte und ins Feld gezogen war, ging es nicht ganz so lustig mehr wie früher zu.

Der Ernst der Zeit warf einen Schatten auch über die sorglosen Kinder. Herbert war schon reif genug, um die gewaltige Größe des um sein Dasein kämpfenden deutschen Volkes zu verstehen, und widmete seine Kräfte dem Vaterlande als Pfadfinder. Annies Vaterlandspflichten dagegen verkörperte ein grauer Strickstrumpf, der durchaus nicht wachsen wollte.

Die durch die Vorhänge lugende Sonne streichelte warm und zärtlich mit ihren Strahlenfingern die eifrig über die Teller geneigten Blondköpfe. Wärmer und zärtlicher noch aber war der Mutterblick, der die drei blühenden Kinder umfaßte. Wie sie es sich schmecken ließen! Von dem schmausenden Kleeblatt glitt ihr Blick zu der blühenden Schüssel, in welcher das Gemüse trotz aller Kraftanstrengung der Jugend noch immer kein Ende nahm. Unwillkürlich mußte Frau Professor Trendler an so manches schwächliche Kindergesicht denken, das ihr in diesen Tagen begegnet war.

„Wenn du doch nur glauben wolltest, daß es kein Undank von mir ist, Mutter! Daß ich die zwingende Notwendigkeit in mir fühle, meine Kraft und mein Leben für das Vaterland einzusetzen. Deutschland braucht junge Kräfte. Es ist ringsum von Feinden umgeben, da ist es die Pflicht eines jeden gesunden Menschen, die heimatliche Erde mit dem letzten Blutstropfen zu verteidigen. Hilf du mir doch, Mutter zu überzeugen.“ Bittend ergriff der Jüngling beide Hände der Tante.

Liebevoll strich Frau Professor Trendler über das Haar der jüngeren Schwester. Ihre Stimme klang weich und mild.

„Dein Junge hat recht, Asta, es ist die Pflicht, die ihn hinausruft, Mutterliebe darf ihn nicht davon zurückhalten. Denke an die Tausende und aber Tausende von Müttern, die ihre Söhne in den Kampf ziehen ließen! Denke an unsere Kaiserin, die als leuchtendes Vorbild einer deutschen Frau selbst sechs Söhne hinausandte, um den Sieg zu erkämpfen. Und habe ich nicht auch mein Liebstes fortgeben müssen, den Vater meiner Kinder? Gott allein weiß, ob er uns heimkehren wird —“ Die Stimme wollte der tapferen Frau nicht weiter gehorchen.

„Dir ist noch viel geblieben, Emmi.“ Tante Asta wies auf die mit erregten Mienen lauschenden Kinder. „Aber mir — der Junge ist mein ein und alles, wenn er von mir geht, bin ich ganz verlassen.“

„Nimm dir doch ein Kriegskind, Tante Asta!“ Ein helles Kinderstimmchen rief es in die schwüle Pause hinein, die den Worten der Tante gefolgt war. „Dann bist du nicht so allein.“ Klein-Edith schmielte den Blondkopf gärtlich an die Schulter der Tante.

„Wen? — was? — ein Kriegskind? — —“ Tante Asta sah fragend von der Kleinen zu deren Mutter.

„Ich hatte den Kindern soeben meine Absicht ausgesprochen, ein Kriegskind ins Haus zu nehmen“, beeilte sich Frau Professor Trendler zu erklären, um ihre Schwester auf andere Gedanken zu bringen. „Dieser Plan spukt wohl noch in Ediths Köpfchen.“

„Ein fremdes Kind? Ich weiß nicht, Emmi, ob du recht daran tust. Überlege es dir noch reiflich, man kann nicht wissen, welchen Gefahren du deine eigenen Kinder durch den täglichen Umgang aussetzt“, meinte Tante Asta bedenklich.

„Ich glaube, daß es da keiner Überlegung bedarf. In Zeiten der Not soll das Herz und nicht der Verstand den Ausschlag geben“, entgegnete in entschiedenem Ton die Frau Professor.

„Wie du willst, Emmi. Aber das ist ja alles so gleichgültig dem einen, Furchtbaren gegenüber — —“ Frau Asta hatte sich erhoben. Ihre weitgeöffneten Augen schienen die Wände des Zimmers zu durchdringen, es war, als ob sie die Schrecken des Krieges schaute.

„Nicht wahr, du wirst Theo deine Einwilligung nicht vorenthalten, Asta?“ Auf den flehentlichen Blick des Neffen versuchte Frau Professor noch einmal ihren sich fast immer bewährenden Einfluß auf die jüngere Schwester.

Frau Asta fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte sie das geschaute Bild mit Gewalt fortdrängen. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen.

„Es würde mir ja nichts nützen, wenn ich nein sagte. Ohne meine Einwilligung würde Theo zwar davon zurückstehen, aber er würde nicht nachlassen, mich zu bestürmen, täglich, stündlich, ich kenne doch meinen Jungen, bis ich schließlich mürbe geworden wäre. Dann schon lieber gleich. Und — und ich will auch nicht weniger opferfreudig sein als die anderen deutschen Mütter.“ Leise, ganz leise klangen diese letzten Worte.

wird es gar nicht schwer. Ich habe schon gestrickt, ehe ich in die Schule kam. Aber was hast du für Knoten drin!"

"Daß es liegen, wenn dir's nicht gefällt." Beleidigt wollte Annie ihr das Strickzeug wieder fortnehmen. Da sah Eva sie so erschrocken und traurig an, daß Fräulein Ungestim besänftigt innehielt. Sie steckte das Gesicht schnell wieder ins Buch und fuhr in ihrer Geschichte fort. Die Stricknadeln klapperten lustig die Begleitung dazu.

Da wurde die Tür hastig geöffnet, und Herbert stürmte ins Zimmer.

"Annie, du mußt so gut sein und mir ganz flink einen Knopf annähen. Er ist mir eben abgerissen, und ich muß fort, habe heute Dienst." Das klang sehr wichtig aus dem Munde des Herrn Pfadfinders.

"Du siehst doch, daß ich jetzt lese." Die Schwester ließ sich nicht stören.

"Sei doch nicht so ungefällig, es eilt doch — —"

Aber als Annie immer noch keine Anstalten machte, sich vom Plage zu rühren, erhob Eva sich schlichtern.

"Darf ich ihn vielleicht annähen?" fragte sie freundlich.

"Doch wenigstens ein gefälliges Frauenzimmer", sagte Herbert anerkennend.

"Bitte, Annie, wo ist Garn und Nadel?" Eva sah sich in dem Zimmer um.

"Ich werd's schon selber machen." Ärgerlich über das Lob des Bruders, das gleichzeitig einen Tadel für sie selbst bedeutete, begann Annie auf das unschuldige Kleidungsstück loszusticheln. Au — da hatte sie sich gestochen. Das Blut tropfte vom Finger, und Eva mußte nun doch den Knopf annähen.

Als das Kriegskind heute heimging, fühlte es bedrückt, daß Annie irgend etwas gegen sie habe. Sie wußte nicht, daß die un-

gleiche Stimmung des blonden Mädchens dem peinlichen Gefühl entsprang, daß das arme Kind besser war und mehr leistete als sie selbst.

Der Sonntag kam heran und mit ihm Theo auf Urlaub. Von jeher hatten Tante Asta und ihr Sohn Sonntag mittags bei Frau Professor Trendler gespeist. Heute freuten sich die Kinder doppelt auf ihre Gäste. Was würde Theo alles von seinem Kasernenleben erzählen! Annie war nicht weniger begierig, was Tante Asta wohl zu dem Kriegskinde sagen würde. Sie hatte es bisher noch nicht gesehen. Ob die Eva heute auch in ihrem schlechten Kleide kommen würde? Annie schämte sich heimlich vor Tante Asta, in der sie stets die Verkörperung alles Schönen sah.

Als man dann beim Essen saß und zwischen den sonntäglich gekleideten Menschen das arme Kind in seinem dürftigen Röckchen, da fühlte sich Tante Asta in ihrer Überzeugung bestärkt, daß die Schwester nicht recht daran getan habe, das Mädchen an ihren Tisch zu nehmen. Eva wagte die Augen nicht von ihrem Teller zu heben und war dabei doch die Tage zuvor schon ganz zutraulich gewesen. Tante Asta ahnte nicht, daß sie selbst in ihrer blonden Schönheit auf das fremde Kind einen solch starken Eindruck machte, daß es wieder ganz verschüchtert war. Vor lauter Bewunderung vergaß Eva wieder, daß man die Suppe nicht laut schlürfen sollte. Als sie aber auch das Fleisch in ihrer alten Weise aß, bemerkte Annie, daß Tante Asta einen sprechenden Blick mit der Mutter wechselte. Die Folge davon war, daß Frau Professor Trendler ihre Große nach Tisch zu sich winkte.

"Hör' mal, Kind, sage es der Eva nachher, wenn ihr allein seid, daß sie sich das Fleisch mit dem Messer schneiden soll, ehe sie es zum Munde führt. Aber freundlich, Annie, daß es sie nicht verletzt. Ich glaube, das ist ihr weniger unangenehm, als wenn ich es ihr sage."

Die Kinder hatten sie gar nicht vernommen. Aber Frau Professor Trendler mußte sie wohl verstanden haben, denn sie drückte einen innigen Kuß auf die bleiche Wange der Schwester. „So ist's recht, meine Afta, dein Theo wird ja gesund wieder heimkehren!“ flüsterte sie bewegt.

Lautes „Hurra“ unterbrach das Zwiegespräch der beiden Damen. Theo hatte voll Glückseligkeit das, was ihm zunächst stand, Klein-Edith, ergriffen, und sprang nun unter hellem Jubelgeschrei, nicht wie ein künftiger Vaterlandsverteidiger, sondern wie ein ausgelassener Junge, mit dem kleinen Bäschen im Speisezimmer umher. Hatte er es nicht vorher gewußt? Drüben bei Tante Emmi kam alles wieder in Ordnung. Noch aus seiner Kinderzeit her wußte das Theo, wenn er einmal irgendeine Dummheit gemacht hatte.

Plötzlich fühlte sich der Glückliche fest am Arm gepackt und an weiteren Sprüngen und Jubelausbrüchen verhindert.

„Du — nimm mich mit — ich bin nur zwei Jahre jünger als du — ich kann ebensogut wie du gegen den Feind ziehen!“

„Na, mein Junge, suche du dir deine Lorbeeren vorläufig nur noch bei Virgil und Homer“, sagte lachend Frau Professor Trendler und gab ihrer sich verabschiedenden Schwester und dem sich stürmisch bedankenden Neffen das Geleit.

Es war einige Tage nach dieser ereignisvollen Mittagsstunde. Theo hatte inzwischen die Notprüfung bestanden und war bereits nach Jüterbog, unweit Berlin, zu seiner militärischen Ausbildung abgereist. Er hatte sich zur Feldartillerie gemeldet. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte Frau Frenzen sich von ihrem Sohne, den sie stets mit all ihrer Zärtlichkeit umhegt, trennen müssen. Mit Gewalt hatte sie ihren Schmerz niederkämpft. Sie wollte stark sein wie all die anderen deutschen Mütter, sie wollte tränenlos ihren Einzigen ziehen lassen.

In dem geräumigen Zimmer mit den weißen Möbeln und den hellgemusterten Vorhängen — Kinderstube wurde es zu Annies heimlicher Empörung immer noch genannt —, in diesem friedlichen Zimmer war es in den letzten Tagen auch ausnahmsweise friedlich zugegangen. Morgen sollte das Kriegskind zum erstenmal seinen Mittagseinzug halten. Das war für die beiden Mädchen noch wichtiger als Theos militärische Laufbahn. Annie legte plötzlich eine erstaunliche Ordnungsliebe an den Tag. In ihren Schubfächern, wo alles wie Kraut und Rüben durcheinander lag, räumte sie gründlich auf. Selbst Ediths Puppenwinkel wurde einer eingehenden Musterung unterzogen.

Ein recht häßlicher, grauer Regentag lag über Berlin. An dem Balkongitter hingen die Wassertropfen wie Glasperlen. Klein-Edith preßte das Näschen fast platt gegen die Fensterscheibe und konnte die Zeit nicht erwarten, bis das Kriegskind da war. Annie überlegte, wie es wohl aussehen mochte. Sie wußte nur so viel, daß der kleine Mittagsgast Eva hieß. Eva — das war ein wunderhübscher Name, sicherlich war Eva auch selbst hübsch! Ohne blonde Locken konnte Annie sie sich nicht vorstellen. Draußen klingelte es.

Annie und Edith überkugelten sich fast, weil beide zugleich zur Tür stürzten. Es war nicht die Erwartete, sondern der Briefträger. Er brachte einen Feldpostbrief vom Vater, der sonst mit Jubel begrüßt wurde. Diesmal aber konnten die Kinder eine leise Enttäuschung kaum niederkämpfen. Wo blieb die Eva denn so lange? Auch die Mutter war noch nicht von ihren Gängen heimgekehrt.

Da erschien Augustes, des Dienstmädchens, breite Gestalt in dem Türrahmen.

„Kinder, das Kriegskind ist eben gekommen. Ach, ist das arme Kind aber blaß, das müssen wir ordentlich rausfuttern“, setzte sie gutmütig hinzu.

Eilends liefen die beiden Schwestern hinter Auguste her zur Küche, während Herbert im Bewußtsein seiner Sekundanerwürde die Dinge an sich herankommen ließ.

Auf den blanken Steinfliesen der Küche hatte sich ein schwärzlicher, kleiner Teich gebildet. Mitten in diesem Regensee stand ein schwächliches Mädchen, wohl einen halben Kopf kleiner als Annie, mit hilflosen Augen. Schwarze Haare klebten vor Nässe um das schmale, blasse Gesicht, in dem nur die Nase sanfte Röte aufwies. Die dürrtrockene Kleidung war durchnäßt, Tropfen auf Tropfen entrannen ihr und bildeten den kleinen See auf Augustes blanken Fliesen. Vor den neugierig sie betrachtenden Kinder Augen froh die kleine Eva ganz in sich zusammen.

Das — das war ihr Kriegskind? Die Eva mit den blonden Locken, auf die sie sich so gefreut hatte? Annie war grenzenlos enttäuscht, sie vergaß darüber vollständig, das arme, verschüchterte Ding mit einem freundlichen Wort zu begrüßen, so daß Auguste daran erinnern mußte.

„Na, Kinder, wollt ihr der Eva nicht guten Tag sagen?“ meinte Auguste mit deutlicher Mißbilligung. Ihr einfacher Sinn empfand die Kälte des Empfangs für das arme Kind.

Edith, die sich bisher aus Schüchternheit zurückgehalten hatte, ergriff gehorjam die am Körper schlaff herabhängende Rechte des fremden Mädchens.

„Guten Tag, Eva — puh, bist du naß und kalt, wie ein Frosch!“ Die Kleine mußte über ihren Vergleich hell auf lachen.

Annie stimmte in das Lachen ein. Eva aber verbarg verschüchtert ihre nasse Hand in den Falten ihres Röckchens.

Das Warten wurde Herbert zu lange. Von dem Lachen der Schwestern angelockt, ließ er seine Sekundanerwürde beiseite und erschien ebenfalls in der Küche.

„Tag, — aber Mädel du trieffst ja! Annie, hast du nicht Sachen, die du dem Mädchen leihen kannst. Auf den Tod kann sie sich ja erkälten.“ Der umsichtige, fürsorgliche Pfadfinder kam zum Vorschein.

Annie sah den Bruder an, als ob er chinesisch spräche. Was — ihre Sachen sollte sie dem ärmlichen Kinde borgen? War denn Herbert ganz und gar verdreht? Ihre hübschen Sachen? Das tat sie bestimmt nicht.

Die große Uhr im Speisezimmer verkündete die zweite Stunde. In diesem Augenblick ging die Tür auf, und auf die Minute pünktlich wie stets kam Frau Professor Trendler nach Hause.

„Ist ein Brief da vom Vater?“ Das war immer ihre erste Frage.

Edith lief ihr bereits damit entgegen.

„Gott sei Dank!“ Erleichtert atmete die um den Fernen sorgende Frau auf, als sie sein Lebenszeichen in der Hand hielt.

„Muttmchen, die Eva ist draußen in der Küche; das ist ja gar kein Kriegskind, sondern ein Bettelmädel! Und zum Auswinden naß ist sie, die können wir doch nicht in unser Eßzimmer mit hereinnehmen!“ Annie flüsterte es aufgeregt der Mutter zu.

„Aber Annie,“ sagte Frau Professor, ihre regenfeuchten Sachen ablegend, „ich denke, du bist nicht stolz?“ Da senkte das Töchterchen den blonden Kopf. Die menschenfreundliche Frau aber steckte den sehnlichsten erwarteten Brief des Vaters in die Tasche. Jetzt gab es Notwendigeres zu tun, als ihn zu lesen. Sie trat in die Küche.

„Willkommen, kleine Eva — armes Kind, bist so in die Regentraufe hineingekommen? Na, dafür gibt's trockene Sachen!“ Sie nahm das bei den freundlichen Worten erlöste aufblickende Mädchen an die Hand und führte es in die Kinderstube. Eine

Freilich, hätte Frau Professor Trendler voraussehen können, wie ihre Tochter sich dieses Auftrages entledigte, würde sie den anderen Weg doch wohl vorgezogen haben.

Die beiden Frauen saßen friedlich beieinander, und unterhielten sich. Frau Professor berichtete, um das Mitleid ihrer Schwester für ihren jungen Schützling zu wecken, von dessen traurigen Familienverhältnissen. Daß das Mädchen niemand weiter habe als den im Felde stehenden Vater und die selbstsüchtige Tante, die das arme Kind ausnützte. „Das Kleid, das ich Eva geschenkt habe, hat die Frau für ihre kleine Tochter genommen und gleich ein Stück davon abgeschnitten, damit sie es nur nicht wieder zurückgeben müsse. Ich glaube, sie läßt das Kind zu den übrigen Mahlzeiten hungern, weil es ja mittags bei mir reichlich zu essen bekommt. Wenn ich nicht fürchten müßte, daß das Mädchen ihren bescheidenen Kreisen entfremdet und an ein Leben gewöhnt wird, wie sie es später vielleicht nicht haben kann, würde ich Eva am liebsten während der Abwesenheit des Vaters ganz ins Haus nehmen. Es ist mir in den paar Tagen schon ans Herz gewachsen, unser Kriegskind, in seiner rührenden Bescheidenheit und seinem freudigen Dienstleister.“

Eine aufgebrachte Mädchenstimme unterbrach diese Unterredung. Es war die Annies. Dazwischen vernahmen die lauschenden Damen unterdrücktes Weinen.

„Dummes Ding, brauchst doch nicht gleich loszuheulen, wenn ich dir sage, daß ich mich vor Tante Asta geschämt habe, wie unmanierlich du bist. Und daß du beleidigt bist und künftig lieber bei Auguste in der Küche essen willst, das zeigt eben deutlich, daß du nicht zu uns paßt —“ Da stand Tante Asta plötzlich im Türrahmen.

„Ich finde, Annie, daß du jetzt erst Grund hast, dich vor mir zu schämen“, sagte sie ernst, wie sie sonst nie mit der Nichte zu

sprechen pflegte. Dann trat sie auf die leise vor sich hin weinende Eva zu und streichelte ihr freundlich den gesenkten Kopf. Der war's, als ob eine gütige Fee sich zu ihr neige.

„Weine nicht, Eva,“ tröstete nun auch Frau Professor, „Messer und Gabel richtig zu behandeln, das wirst du schon lernen. Ich glaube aber, daß meine Annie von dir mehr zu lernen hat.“

Annie war puterrot geworden. Sie fühlte jetzt erst, wie sehr sie Eva gekränkt hatte, und wie stets tat es ihr hinterher leid. Abends vor dem Einschlafen grübelte sie, wie sie wohl ihr häßliches Wort an dem Kriegskind wieder gutmachen könnte. Erst als sie etwas herausgefunden hatte, schlief sie beruhigt ein.

Am anderen Tage machte Annie bei Tisch den Vorschlag, Liebesgaben an Evas Vater zu senden. Das dankbare Aufleuchten der dunkelblauen Mädchenaugen zeigte Annie, daß sie das richtige getroffen hatte. Eifrig wurde beraten, was alles zu schicken sei; jeder steuerte etwas zu — sogar Tante Asta und Auguste.

Am nächsten Sonntag hatte auch Tante Asta eine Überraschung für Eva. Sie lud das Kriegskind ein, sie zu besuchen. Das war für Eva der Gipfelpunkt aller Seligkeit, denn ihre Verehrung für die schöne Frau war noch gestiegen. Aber als sie dann zu Frau Trendler zurückkehrte, da trug sie statt des geflickten grauen Kleides ein wunderschönes grüntariertes. Das hatte Tante Asta eigenhändig für Eva geschneidert.

Die Sonntage kamen und gingen, Woche reihte sich an Woche. Draußen tobte der Krieg. Siegesbotschaften trafen ein, ließen die Herzen höher schlagen und die Fahnen im Winde flattern. Dann zog ein Sonntag herauf, so ein rechter goldener, der brachte großes Herzeleid über Tante Asta. Ihr Theo mußte fort mit seinem Regiment, nach Rußland hinein, noch ehe Annies Strümpfe fertig waren.

schwärzliche Regenspur zog sich hinter ihnen her bis in das weiße Zimmer der beiden Mädchen. Annie kämpfte den Ärger darüber, so gut es gehen wollte, hinunter. Mutters Beispiel wirkte mehr als der stärkste Verweis. Daß Mutter Vaters Brief, nach dem sie sich so gebangt hatte, ungelesen fortzutun konnte, um dem fremden Mädchen zu helfen, das zeigte Annie am deutlichsten, wie häßlich sie sich selbst benommen hatte.

„So, Kind, erst Schuhe und Strümpfe wechseln, damit es keine Erkältung gibt. Annie, bring' flink ein Paar wollene Strümpfe von dir und Stiefel. Und dann dein ausgewachsenenes blaues Matrosenkleid, das hinten im Schrank hängt.“

Annie tat, wie ihr geheißen. Sie brachte die Strümpfe, sie brachte das Kleid. Dann aber blieb sie unschlüssig stehen. Sie besaß außer ihren Schultstiefeln nur noch Sonntagsstiefel, ganz neue, mit Lackkappen. Lackkappen — das war der sehnlichste Wunsch der kleinen Eitelkeit gewesen. Und nun sollte sie ihre schönen, neuen Stiefel dem armen Kinde überlassen — nein, das gewann sie nicht über sich.

„Flink noch die Stiefel, Annie“, ermunterte die Mutter, die den Kampf, der sich auf den offenen, jungen Zügen abspielte, wohl gewährte.

„Es sind — es sind meine neuen Lackstiefel!“ Zögernd, ganz langsam brachte Annie ihre Stiefel herbei.

„Eva wird gewiß ganz gern mal Lackstiefel tragen — so, Kind, nun bist du äußerlich warm, nun wollen wir auch den inneren Menschen mit heißer Suppe aufwärmen. Kommt zu Tische, Kinder.“ Frau Professor schritt voran ins Esszimmer.

Wäre Annie nicht in ihren Schmerz um die verliehenen Stiefel so versunken gewesen, so hätte sie sicherlich mit Staunen wahrgenommen, wie hübsch die Eva jetzt in den netten Sachen aussah. Die gewünschten blonden Locken hatte sie zwar noch immer nicht,

aber ihre großen, dunkelblauen Augen, die so dankbar zu der guten Frau Professor aufsahen, gaben dem schmalen Gesichtchen einen seltsamen Reiz.

Wie still es heute an dem runden Familientisch zuging! Sonst schwachte es dort doch manchmal nur allzu toll durcheinander. Aber heute kein Wort. Frau Professor las nun endlich mit glücklichen Augen ihren Brief aus dem Schützengraben. Herbert nahm verschiedentlich einen Anlauf zu einer lebhaften Unterhaltung, indem er sich räusperte. Aber weiter kam er damit nicht — was sollte er denn auch mit dem fremden Mädchen reden? Annie schielte betrübt auf die Füße der neben ihr Sitzenden. Nur Klein-Edith unterbrach plötzlich die Stille mit den Worten: „Au, Eva, du schlürfst ja!“

Eine Blutwelle ergoß sich über das blasser Gesicht der Getadelten. Aber auch die andern erröteten peinlich. Da war es wieder die gute Frau Professor, die der mit den Tränen kämpfenden Eva zu Hilfe kam.

„Schau, Edith, die Eva hat es nicht so gut wie du, die hat keine Mutter daheim, die sie darauf aufmerksam macht, daß man die Suppe geräuschlos ißt.“

Edith machte ein betretenes Gesicht und sah mitteilidig auf das Kriegskind, das so arm war, daß es nicht einmal eine Mutter zu Hause hatte. Eva aber bemühte sich rührend, ihre Suppe jetzt ohne Schlürfen auszulöffeln.

Beim Fleisch allerdings zeigte es sich wieder, daß niemand Eva bisher darauf aufmerksam gemacht hatte, gesittet zu essen, und sie daher auch Gabel und Messer nicht richtig zu gebrauchen verstand.

Annie saß starr. Sie wunderte sich nur, daß ihre Mutter das unmanierliche Mädchen ohne jede Rüge ließ. Annie hatte noch nicht genug Überlegung, um einzusehen, daß man nicht gleich am

ersten Tage das arme Ding kopfscheu machen durfte. Frau Professor tat, als sähe sie gar nicht, daß Eva das Messer in den Mund führte.

Sie berichtete aus des Vaters Brief, daß es ihm gut ginge, und daß er sich sehr über die Briefe seiner drei Kinder gefreut habe. Dann wandte sie sich an die kleine Fremde.

„Schreibst du deinem Vater auch fleißig, Eva?“

„Ja, so oft ich kann, und ich stricke ihm auch Strümpfe, aber am Tage komme ich nur wenig dazu.“ Evas blaßes Gesicht hatte, als sie von ihrem Vater sprach, Farbe bekommen.

„Hast du denn so viel Schularbeiten zu machen, Eva?“ erkundigte sich Annie erstaunt.

„Ach nein, dazu habe ich immer erst abends Zeit. Aber ich muß der Tante helfen, umsonst kann sie mich nicht bei sich behalten, denn sie ist ja nur eine entfernte Base vom Vater.“

„Da bist du gewiß schon eine tüchtige Hilfe im Hause, Eva?“ sagte Frau Professor freundlich. Sie war froh, daß jetzt das Eis gebrochen war und die Jugend sich miteinander unterhielt. Auch Herbert beteiligte sich nun am Gespräch. Er erkundigte sich, ob Evas Vater in Frankreich oder Rußland stehe, und ob er schon mal verwundet sei. Eva gab, nachdem die erste Schüchternheit überwunden war, verständige Antwort.

Nach Beendigung der Mahlzeit stellte sie die gebrauchten Teller aufeinander und schickte sich an, sie in die Küche zu tragen.

„Ach, laß doch das,“ meinte Annie ein wenig von oben herab, „das macht die Auguste. Komm lieber in unser Zimmer, dann zeigen wir dir unsere Spiele und Bücher.“

Eva sah fragend zu Frau Professor hin. „Ich — ich dachte, ich könnte vielleicht der Auguste beim Abwaschen helfen. Die Tante sagt immer: ‚Umsonst ist nichts im Leben‘, und ich habe hier doch das gute Essen bekommen.“



Hrn. Lotte Rajewicz 2.

Goldhänschen.

jemand gemeldet hätte. Doch als sie auch hier ohne Erfolg gesorcht hatte, gab sich ihr ehrliches Herz endlich zufrieden.

Das Vögelchen gehörte Lenchen.

Die war jetzt der glücklichste Mensch auf Gottes weiter Erde. Nun hatte sie endlich etwas, das sie lieben, hegen und versorgen durfte, wie sie es schon lange gewünscht. Lenchens erster und letzter Weg morgens und abends ging zu ihrem Goldhänschen, so hatte sie das reizende Vöglein seines goldenen Gefieders wegen genannt.

Goldhänschen gedieh prächtig unter Lenchens liebevoller Pflege. Sein Federkleid, das damals arg vom Sturm zerzaust war, wurde wieder glatt und weich wie Samt. Es hüpfte so munter auf Tisch und Stühlen umher, flatterte so lustig dem Lenchen, wenn es aus der Schule heimkehrte, entgegen, daß Goldhänschen dem kleinen Mädchen von Tag zu Tag mehr ans Herz wuchs.

Ganz zahm war das Vögelchen. Rief Lenchen: „Goldhänschen — komm, Goldhänschen!“ so flog es seiner kleinen Pflegerin auf die Schulter und pickte ihr die Körner aus der Hand.

Eines Tages aber lohnte Goldhänschen die Liebe des kleinen Mädchens noch anders. Es begann plötzlich erst leise und dann lauter, immer heller ein Lied zu schmettern, aus voller Kehle jubilierte und trillerte der gefiederte kleine Sänger. Nie hatte Lenchen einen Vogel so schön singen hören. Sie streichelte und liebte ihr Vögelchen zum Dank, und dieses begann seinen Sang wieder von neuem.

Bald wurden auch die Kunden, die im Milcheller ihre Einkäufe machten, auf den schönen Kanarienvogel, der frei umherflog und so herrlich sang, aufmerksam. Goldhänschen war in kurzer Zeit der Liebling aller.

Aber die besten Freunde blieben doch Lenchen und ihr Goldhänschen. Es saß mittags vor ihr auf dem Tisch und pickte mit

von ihrem Teller, und es kuschelte sich des Abends in das Kopfkissen des kleinen Mädchens und schlief mit ihr in einem Bett.

Jedoch über die neue Freundschaft vergaß das gute Lenchen nicht ihre alte.

Gleich am ersten Sonntag, als das gesunde Vöglein schon wieder munter umherhüpfte, holte Lenchen den kleinen Richard zu sich herüber, daß er Goldhänschen kennen lernen und bewundern sollte.

Lehteres tat dieser auch aus neidlosem Herzen. Der blinde Knabe wurde nicht müde, die flaumenweichen Federn zu streicheln, vorsichtig tastete er an dem zierlichen Vöglein entlang, und dann sagte er mit tiefem Atemzug: „Ach, ist es schön!“

Und als Goldhänschen später nun noch gar zu singen begann, da saß Richard ganz still mit gefalteten Händen da und lauschte den süßen Tönen. Er teilte jetzt seine Liebe zwischen Lenchen und Goldhänschen.

Auch das Vögelchen fühlte sich zu dem blinden Knaben, als ob es seine Sympathie verstände, hingezogen. Eines Tages flog es ihm gerade so zutraulich auf die Schulter wie dem Lenchen. Das war ein glücklicher Augenblick in dem dunklen Leben des kleinen Blinden.

Aus Draht flochten Richards geschickte Hände heimlich einen Bauer für Goldhänschen, und als Lenchens Geburtstag herankam, brachte er ihr sein Geschenk. Lenchen freute sich sehr, Goldhänschen weniger. Das wollte durchaus nicht in dem engen Bauer bleiben, es ließ sich seine köstliche Freiheit nicht nehmen.

Aber als der Sommer ins Land gezogen kam, und selbst die spärlichen Bäume in der engen Straße ein frischgrünes Maienkleid zeigten, als auf dem Stufen Sims des Grünzeugkellers wieder die Schnittlauchtöpfe standen und rote Geranien in dem blanten

„Wie traurig, daß ein Kind für alles Gute, was es erhält, sich zu einer Gegenleistung verpflichtet fühlt“, dachte Frau Professor Trendler. Laut aber sagte sie: „Wenn es dir Freude macht, Eva, wird es der Auguste sehr angenehm sein, wenn du ihr ein wenig hilfst. Hast du denn aber auch noch Zeit, Kind, erwartet dich die Tante nicht zurück?“

„Nein, Tante hat gesagt: Nimm's nur wahr! Und den Kaffee“, hat sie gesagt —“ Eva stockte plötzlich. Es kam ihr trotz aller Ehrlichkeit zum Bewußtsein, daß sie die Worte der Tante: „Den Kaffee brauchst du ihnen auch nicht zu schenken“ doch wohl nicht wiederholen konnte.

Die kluge Frau Professor forschte nicht weiter. Sie erriet den ungesprochenen Satz. Eva ging mit Auguste in die Küche, und die Kinder setzten sich an ihre Schularbeiten. Die wollten heute aber gar nicht vorwärts gehen. Wenigstens bei Annie nicht. Jeder Winkel, jedes Schubfach ihres für den Empfang des Kriegstindes so schön aufgeräumten Zimmers erinnerte sie an die Enttäuschung. Daß die Eva ganz anders aussah, als sie sich vorgestellt hatte, das war schließlich zu überwinden. Aber daß sie nachmittags nicht mit zum Spielen hereinkam, daß sie vorzog, in der Küche draußen zu bleiben!

Während aber Annie französische Vokabeln in dem großen Wörterbuch nachschlug, ertappte sie sich mehrfach bei dem Gedanken, daß sie auch lieber der Auguste geholfen hätte.

Als Auguste den Kaffee hereinbrachte, war sie des Lobes voll über die tüchtige Hilfe.

„Das müßten Frau Professor mal sehen, wie unser Kriegstind zupackt. So klein und schwach sie aussieht, die arbeitet Ihnen wie ein Großer. Fix und fertig sind wir mit unserer Küche — und sie ist doch nur ein halbes Jahr älter als unser Anniechen.“

„Unser Anniechen“ machte ein bitterböses Gesicht. Daß

Auguste es wagte, sie mit dem fremden Mädchen zu vergleichen, und noch dazu zu dessen Gunsten, tränkte sie sehr. Aus Ärger darüber sprach sie beim Kaffee kein Wort mehr mit der Eva. Um so lebhafter unterhielt sich Edith mit ihr.

Der Kaffee war beendet, das Kriegskind machte Miene, sich zu verabschieden. „Darf ich mir in der Kinderstube wieder meine Sachen anziehen? Auguste war so freundlich, sie zu trocknen“, wandte sie sich bescheiden an Annie.

Die tat, als ob sie schwerhörig wäre. Kinderstube — solche Frechheit von der Eva!

„Die Sachen sollst du behalten, Eva“, nahm da Frau Professor statt ihres ungnädigen Töchterleins das Wort. „Dein altes Kleid ist am Ärmel schon entzwei, und auch die Stiefel scheinen mir nicht mehr wasserdicht zu sein. Auguste wird dir alles einpacken.“

Eva vermochte zuerst kein Wort vor Glück herauszubringen.

„Wie — all die feinen Sachen —“ stammelte sie schließlich.

„Meine Lackstiefel etwa auch?“ Annie glaubte ihren Ohren nicht zu trauen.

„Du kommst vorläufig mit deinen festen Schultiefeln aus, zur Not hast du ja auch noch die Halbschuhe.“ Die Mutter sagte es in so bestimmtem Ton, daß es dagegen keine Widerrede gab. Aber Annies Empfindungen für das fremde Mädchen wurden dadurch nicht freundlicher.

Nachdem Evas Bekleidung noch von ihrer Wohltäterin durch einen alten Lodenumhang, dessen Kapuze den Kopf vor dem Regen schützte, ergänzt worden war, ging das Kriegskind voller Dankbarkeit heim.

Heim? Ach, es war kein trauliches Zuhause, in das Eva zurückkehrte. Hätte Annie den wenig freundlichen Empfang, der Eva zuteil wurde, mitansehen können, dann hätte das Kleid

ihrem Herzen wohl die Oberhand gewonnen. Denn Annie hatte trotz ihrer kleinen Fehler ein weiches Gemüt.

Am nächsten Tage erschien das Kriegskind wieder in seiner alten Kleidung. Nur der eine Ärmel hatte eine Veränderung erfahren. Auf den zerlöchernten Ellbogen hatte Eva einen großen Flicker genäht. Freilich mit mehr gutem Willen als Kunstfertigkeit. Auch verschönte die grüne Farbe des Flickens das graue Kleid durchaus nicht.

„Wie kommt es denn, daß du heute wieder in deinen alten Kleidern erscheinst?“ fragte Annie gleich.

„Die neuen sollen gewiß für den Sonntag bleiben, nicht wahr, Eva?“ Frau Professor ergriff statt der verlegenen Eva das Wort.

Das Kriegskind errötete, es schwankte. Dann aber trug Evas Ehrlichkeit den Sieg davon.

„Die Tante — die Tante meinte, ihre Tochter Grete könne die Stiefel besser gebrauchen als ich. Und Friedrachen hätte das Kleid auch notwendiger. Und ich — ich habe ja auch das gute Essen —“ Troßdem Eva sich selbst Trost zusprach, konnte sie es nicht verhindern, daß eine Träne über ihre Wange lief.

„Na, da soll doch aber —“ Das war selbst für Frau Professor zu viel. Mit der eigennützigen Tante wollte sie mal Rücksprache nehmen. Annie schlich sich zu Eva und streichelte voll Mitleid deren Hand. Selbst der Schmerz über ihre Lackstiefel trat hinter das warme Mitgefühl mit dem armen Kriegskind zurück.

Annie hatte ihre Schularbeiten heute bereits fertiggestellt. Als Eva nach beendeter Mahlzeit mit den Tellern wieder in die Küche hinausging, stellte sich Fräulein Annie ebenfalls ein.

„Ich helfe auch“, verkündete sie und sah dabei etwas unsicher zu Auguste hin, was sie wohl zu ihrer plötzlichen Hilfsbereitschaft für ein Gesicht machte.

Doch die Küchenfee sagte nichts weiter als: „Na, denn man

„Grüßen Sie, bitte, meinen Vater, wenn Sie ihn sehen!“ bat Eva, als Theo auch ihr abschiednehmend die Hand reichte.

Der versprach's lachend. Ihm kam der Ernst der Stunde in seiner jugendfrohen Sorglosigkeit und strahlenden Siegesgewißheit kaum zum Bewußtsein. Da biß Frau Asta die Zähne zusammen, fest, ganz fest, um dem ins Feld Ziehenden kein trauriges Bedenken an seine Mutter mitzugeben. Stark sein, das war die Pflicht der Daheimbleibenden!

Aber als dann die Tür hinter dem stattlichen jungen Krieger ins Schloß geslogen, als vom Fenster aus nichts mehr von ihm zu sehen war als ein Zipfelchen seines feldgrauen Mantels, konnte Tante Asta es trotz ihres Vorsatzes nicht hindern, daß Tropfen um Tropfen über ihre Wangen rollten.

Da legten sich zwei hartgearbeitete Kinderhände schüchtern in die ihren und ein tränenunterdrücktes Stimmchen flüsterte: „Weinen Sie nicht, liebe Frau Frenzen, er wird gesund wiederkehren!“ Und als Tante Asta sich umwandte, schaute sie in das schmale Gesicht des Kriegskindes, aus dem ihr die blauen Augen in hingebendem Mitleid entgegenleuchteten.

„Du bist ein liebes Mädchen!“ sagte Tante Asta leise und küßte die kleine Fremde auf die Stirn. Der war's, als ob der Sonnentag da draußen jetzt noch einmal so golden zum Fenster hereinstrahlte.

Wieder reihten sich die Tage aneinander, gleichmäßig wie Perlen auf einer Schnur. Feldpostkarten stempelten sie zu Freudentagen.

Ende Oktober feierte Annie ihren dreizehnten Geburtstag. Als Kriegsgeburtstag sollte er in bescheidenster Art begangen werden. Annie selbst hatte einen Vorschlag gemacht, der zeigte, daß sie im Grunde ein gutes Herz hatte. Sie wollte auf die Geschenke verzichten und das Geld dafür den armen Verwundeten

stiften. Frau Professor, die ihre Kinder schon früh zur Selbstlosigkeit erziehen wollte, hatte natürlich nichts dagegen. Nur einen Wunsch hatte Annie, sich nachmittags ihre drei liebsten Freundinnen einladen zu dürfen. Auch damit war die Mutter einverstanden.

„Willst du Eva nicht auch dazu bitten, Kind?“ fragte sie.

Annie nagte an ihrer Unterlippe.

„Mutti, das geht wirklich nicht“, stieß sie, dann rot werdend, heraus, denn sie wußte ganz genau, daß die Mutter anderer Meinung sein würde. „Ich habe Eva sehr gern, aber sie paßt nicht zu uns. Denke nur, was würden meine Freundinnen dazu für ein Gesicht machen, wenn ich sie mit einem Mädchen aus der Gemeindeschule zusammen einlade! Und Irene von Schober überhaupt, die immer so vornehm tut — —“ Annie schielte unsicher zur Mutter hinüber, die sie mit keinem Wort unterbrach. Aber das traurige Gesicht, das sie zu den hochmütigen Worten ihres Töchterchens machte, sprach mehr als Worte.

„Na ja,“ begann Annie aufs neue, im deutlichen Gefühl ihres Unrechts, „mir wäre ja die Eva recht, aber wenn meine Freundinnen nachher nicht nett zu ihr sind, das täte mir doch leid.“

„Ja,“ plakte da Herbert los, der bisher ein stummer Zeuge der Unterhandlungen gewesen war, „dann sagst du den dummen Mädchen einfach das Wort, das unser Kaiser beim Ausbruch des Krieges gesprochen hat: ‚Es gibt keine Parteien mehr!‘ Ich selbst“ — der Herr Sekundaner warf sich in die Brust — „habe gestern als Pfadfinder einen großen Eimer Essen eine Viertelstunde lang zum Bahnhof geschleppt, weil unser Träger erkrankt war. Ging mir auch gegen meinen Stolz, aber den habe ich eben bezwungen und mir gedacht: es ist für unsere Verwundeten, die haben mehr für dich getan! Basta!“

Aber es war Annie doch eine große Erleichterung, als Eva

schweren Herzens ablehnte, weil die Tante sie nicht den ganzen Nachmittag entbehren konnte.

Einige Tage später sagte Eva mit niedergeschlagenen Augen und zuckenden Lippen: „Frau Professor, ich darf nicht mehr kommen, die Tante will's nicht haben. Sie sagt jeden Tag, daß ich zu viel Zeit veräume, und wenn ich mich woanders fassetten könne, brauche ich ihr auch sonst nicht zur Last zu liegen. Ich bin heute das letzte mal hier —“ Das Mädchen kämpfte mit den Tränen.

Die um den Tisch Sitzenden sahen erschrocken drein. In diesem Augenblick fühlten sie es erst, wie sehr sich das Kriegskind in ihren Kreis hineingefügt hatte, wie nahe es ihrem Herzen stand. Edith fing an zu weinen: „Eva soll nicht fortgehen, Eva soll bei uns bleiben!“ Auch die anderen konnten sich ein Mittagessen ohne das Kriegskind gar nicht mehr denken.

Frau Professor versprach, mit Evas Tante zu reden. Die Folge dieser Unterredung war, daß Eva mit einer Schachtel, in der ihre paar Habseligkeiten zusammengepackt waren, für die Dauer des Krieges zu Frau Trendler übersiedelte. Die gute Frau Professor konnte es nicht über sich gewinnen, das ihr liebgewordene Mädchen der hartherzigen Verwandten zu überlassen. Evas rührende Dankbarkeit war Lohn genug. Das Mädchen wußte nicht, was sie jedem einzelnen der Familie von den Augen ablesen sollte.

Allzu beneidenswert war Eva übrigens auch jetzt nicht, dafür sorgte Annie. Bei dem ständigen Beisammensein kam ihre leicht erregbare Natur recht oft zum Durchbruch. Sobald ihr irgend etwas fehlte, was bei ihrer Unordentlichkeit öfters vorkam, sollte Eva es verworfen haben. Suchte dann die Geschmähte stillschweigend danach und zog das Vermißte aus irgendeinem Winkel hervor, in dem Annie es liegen gelassen hatte, dann schämte sich die und war doppelt lieb gegen Eva. Aber bei der nächsten Gelegenheit

machte sie's wieder so. Dabei lernte Annie doch so mancherlei unbewußt von dem Kriegskind. Nicht nur das Stricken, nein, vor allem Gefälligkeit und ein gleichmäßig freundliches Wesen.

Anfang Dezember war's. Eine eigene Weihnachtsfreude herrschte in diesem Jahre in allen Häusern. In den Kinderstuben wurden keine Wunschzettel geschrieben, da halfen kleine Hände voll freudigen Eifers beim Packen der Weihnachtspakete für die fern von der Heimat weilenden Krieger. Niemals war die weihnachtliche Freude eine reinere gewesen als in diesem ernstesten Jahre.

Auch bei Frau Trendler wurden große und kleine Päckchen mit Tannenzweigen versehen. Aber zwischen ihren blühenden Kindern stand ein blasses Mädchen in schwarzem Trauerkleide. Eva hatte kein Weihnachtspaket in die Ferne zu senden. Ihr Vater war gefallen. Bei einem Sturmangriff in Polen war er von der feindlichen Kugel getroffen und, nachdem er für seine Tapferkeit das Eiserne Kreuz erhalten hatte, seinen schweren Wunden erlegen.

Mit warmer Liebe umgaben alle das arme Kind, das jetzt ganz allein stand. Von Annies Herz spülten die Tränen, die Eva so still für sich weinte, um keinen damit zu belästigen, alle Schlacken hinweg. Sie schloß innige Freundschaft mit der Verwaisten. Auch Tante Asta nahm sich des armen Kindes getreulich an. Einen Tag in der Woche mußte Eva von nun an bei ihr zubringen. Es machte der jetzt vereinsamten Frau Freude, das kluge Mädchen zu fördern. Sie gab ihr Sprach- und Musikunterricht, denn Eva sollte zu Ostern in Annies Klasse kommen, um später ihr Lehrerinnenexamen zu machen. So hatte Tante Asta die Zukunft des Kriegskindes mit ihrer Schwester überlegt. Aber konnte Eva immer bei Frau Trendler bleiben?

Vorläufig hatte Tante Asta keine Zeit, über diesen Punkt nachzugrübeln. All ihre Gedanken flogen nach Rußland. Von dort waren in den ersten Wochen regelmäßig Feldpostkarten ein-

Milchkellerfenster blühten, zog auch Goldhänschen mit seinem Bauer hinaus in die blaue Frühlingsluft.

Da saßen die drei Freunde zusammen auf den Kellerstufen, Richard flocht Körbe, Lenchen lernte ihre Schulaufgaben und Goldhänschen sang und flötete so laut, daß man sein eigenes Wort nicht verstand.

Das war der schönste Sommer, den der blinde Knabe bisher erlebt. Nur manchmal seufzte er leise: „Dürfte ich doch auch soviel lernen wie du, Lenchen, und eine Blindenschule besuchen, aber meine Tante sagt, dazu wäre kein Geld da.“

Richard war ein begabter Junge. Da er nicht sehen konnte, führte er ein um so tieferes Innenleben. Es schmerzte ihn, daß er dumm und unwissend bleiben mußte.

Soweit Lenchen es vermochte, lehrte sie den kleinen Freund, was sie selbst am Vormittag in der Schule gelernt hatte. Aber das Wenige ließ den Wunsch nach mehr immer stärker in dem Herzen des Knaben erstehen.

Oft blieben die Vorübergehenden vor Goldhänschen stehen und lauschten seinen holden Weisen. Besonders die Kinder waren nicht von dem Bauer fortzubekommen.

Auch Majors Elli, die drüben in dem schönen Hause mit den nickenden Blümchen im Vorgarten wohnte, machte oft vor Goldhänschen halt, wenn sie mit ihrem Fräulein spazieren ging. Aber für Lenchen und Richard hatte sie keinen Blick, an denen sah sie hochmütig vorbei — pfui, das waren ja Kellertinder!

Lenchen kränkte Ellis häßliches Verhalten sehr. Sie bewunderte das schön gekleidete Kind heimlich, dessen Vater oft des Morgens ein freundliches Wort für das fleißige Milchlenchen hatte. Sie wäre so gern gut Freund mit ihr gewesen wie mit allen übrigen Menschen.

Eines Mittags, als Lenchen aus der Schule kam, rief sie wie stets: „Goldhänschen — komm, Goldhänschen!“

Aber kein Goldhänschen kam.

Das jubelnde Gezwitscher, mit dem ihr Vögelchen ihr sonst auf die Schulter flog, blieb aus.

Lenchen erschrak bis ins innerste Herz.

War Goldhänschen krank?

Nein — die Mutter schüttelte auf die ängstliche Frage der Kleinen beruhigend den Kopf. Noch vor kurzem hatte sie den Vogel drüben auf dem Fensterbrett zwischen den Blumentöpfen herumhüpfen sehen. Dort pflegte er stets seinen Vormittags-spaziergang zu machen.

Lieber Gott — jäh durchfuhr es Lenchen — Goldhänschen würde doch nicht davongeflogen sein? So plötzlich wieder verschwunden, wie es einst gekommen?

Die Tränen stürzten bei diesem Gedanken aus den sonst immer fröhlichen Kinderaugen.

Sie rief, sie lockte, sie suchte — alles vergebens. Auch Mutter ließ ihre Arbeit im Stich und half ihrem armen Lenchen nach dem verlorenen Goldhänschen forschen. Kein Stück blieb an demselben Ort. In dem sauberen Milchkeller sah es bald aus, als ob Räuber dort gehaust. Der Verkaufstisch von seinem Platz gerückt, der Kleiderschrank ausgeräumt — aber kein Goldhänschen kam zum Vorschein, so sehnsüchtig auch Lenchen ihren Liebling rief.

Es gab bloß eine Lösung: Goldhänschen, das sonst stets brav sich mit dem Umherfliegen im Keller begnügt hatte, mußte plötzlich Freiheitsgelüste bekommen und durch das jetzt im Sommer offene Fenster das Weite gesucht haben.

Lenchen war unglücklich.

Mit verweinten Augen saß sie vor ihrem Teller, aus dem das

getroffen. Theo war gesund und konnte die Zeit nicht erwarten, die Feuertaufe zu erhalten. Nur seinen jugendlichen Übermut hatte der Ernst des Krieges etwas gezügelt. Aber auf einmal waren die so sehnlichst erwarteten Nachrichten ausgeblieben. Gingen wieder Truppenverschiebungen vor, daß keine Post herauskam? Tante Asta wartete und wartete, von Tag zu Tag unruhiger, und mit ihr die anderen Bewohner des Stockwerks. Eva vergaß den eigenen Schmerz, als sie die verehrte Tante Asta sich sorgen sah.

Ein grauer Dezembermorgen warf seinen Frühdämmererschein in das gemütliche Heim der Frau Frenzen, als draußen die Flurklingel ertönte. Die angstvolle Mutter war bereits an der Tür, um selbst die Postfächer in Empfang zu nehmen. Mehrere Karten hielt sie in der Hand — das war doch nicht Theos gerade Schrift? Es flimmerte der erregten Frau vor den Augen — das waren ja ihre eigenen Schriftzüge! Ihre Karten kamen zurück, dann — eine Ohnmacht war mitleidig genug, die Sinne der armen Mutter zu betäuben.

Als Tante Asta wieder zu sich kam, lag sie auf dem Sofa, und vor ihr kniete Eva, die sich in liebevollster Weise um sie mühte. Immer dienstbereit, hatte Eva die Briefe für Frau Trendler hereinholen wollen und dabei die ohnmächtige Frau in ihren Armen aufgefangen. Durch die kalten Umschläge, die sie sogleich voller Umsicht der Tante auf die Stirn legte, kehrte die Besinnung bald zurück.

„Tante Asta, liebe Tante Asta, regen Sie sich doch nicht so auf!“ flehte Eva in höchster Sorge. „Ihr Sohn lebt, sicherlich lebt er, es steht ja nur ‚vermißt‘ auf den Karten!“

Wie ein Ruck ging es durch die schlanke Gestalt der Liegenden.

Theo war nicht gefallen — ein Hoffnungsstrahl, jäh und blendend wie ein Blitz, flammte vor der armen Mutter auf, daß sie ihre Augen vor dem grellen Licht bedecken mußte. Vermißt —

das war noch nicht tot, er konnte verwundet und gefangen genommen sein — mit allen Fasern klammerte sich das Mutterherz an diese Möglichkeit.

Aber als Tag für Tag verging, ohne daß eine nähere Nachricht eintraf, erlosch der Hoffnungsstrahl langsam wieder. Die Verwandten hatten nicht den Mut, das verglimmende Feuer zu schüren, sie selbst glaubten nicht mehr, daß Theo lebte. Nur Eva war felsenfest davon überzeugt, daß Herr Theo wiederkommen würde. Darum war ihre Gegenwart jetzt der zwischen Bangen und Hoffen Schwebenden eine Wohltat.

So kam der Heilige Abend heran, an dem die Lichter des Friedens aufflammten. Frieden — ach, wohin war der Friedensengel geflohen? Draußen tobte der Krieg, und in den Häusern hatte er die Familienmitglieder voneinander gerissen. Wohl denen, deren Gedanken die fernen Lieben am heutigen Abend noch in den Schützengräben beim Auspacken der heimatischen Pakete suchen konnten!

Abseits von den blonden Kindern der Frau Professor beugte ein dunkelhaariges Mädchen den Kopf tief über seinen Gabentisch. Niemals war Evas Weihnachtstisch so reich ausgefallen; liebevolle Fürsorge hatte das Kriegskind mit nützlichen Sachen und Büchern bedacht. Und doch waren Evas Augen feucht, trotzdem sie für alles Gute so dankbar war. Drüben lagen die anderen vereint den Weihnachtsbrief des Vaters. Evas Sinnen aber flog zu einem stillen Soldatengrab auf fremder Erde.

Da legte sich ihr ein Arm leicht um die Schulter.

„Wir zwei sind heute einsam, Eva“ — Frau Astas Stimmlaut trübsinnig — „wir zwei gehören heute zusammen.“

Liebebedürftig schmiegte sich das Mädchen an sie. Da war es Frau Asta, als höre sie Klein-Ediths beste Kinderstimme wieder.

wie damals vor Monaten: „Nimm dir doch ein Kriegskind, Tante Afta, dann bist du nicht so allein!“

Fester schlang die hochgewachsene Frau den Arm um das zarte Mädchen.

„Wir gehören zusammen, Eva,“ wiederholte sie noch einmal innig, „heute und allezeit! Willst du bei mir bleiben, Kind, als Ersatz für meinen Theo?“

Wieder perlten Tränen von Evas Augen, aber das waren Tränen des Glückes.

Augustes breite Gestalt schob sich zur Tür herein. „Es ist noch eben 'ne Weihnachtspost gekommen, auch für die gnädige Frau Frenzen.“ Ihre roten Finger reichten Tante Afta einen unansehnlich gewordenen Brief.

Die Tante erblaßte als sie ihn öffnete. Nur zu gut kannte sie die lieben Schriftzüge. Brachte der Brief ihr die letzten Grüße ihres Theo?

In einer Spannung, die das Herz klopfen machte, umstanden die anderen die Lesende. Tante Afta ließ das Blatt sinken. Ein seliges Lächeln erhellte ihr Gesicht, und ihre Lippen flüsterten: „Mein Gott, ich danke dir!“

„Lebt er?“ Kaum wagte es jemand zu fragen.

Da zog Tante Afta in überströmender Glückseligkeit die neben ihr stehende Eva in die Arme.

„Er lebt — mein Junge lebt — in Gefangenschaft ist er geraten. Am Weihnachtsabend wurde er mir wiedergegeben, er und mein liebes Töchterlein!“

Eva, das Kriegskind, hatte eine Heimat gefunden.

Goldhähnchen.

Blitzblank sah es in dem kleinen Milchkeller aus, in dem das Lenchen wohnte. Die Blechkannen blinkten und funkelten in der Sonne wie eitel Silber, der Ladentisch, auf dem die Rahmtäse gar säuberlich auf grünen Blättern gebettet lagen, wetteiferte an Weiße mit den selbstgehäkelten Gardinen, die zierlich das kleine Fensterchen, an dem stets blühende Blumen in Töpfen standen, umrahmten.

So nett und appetitlich wie jedes Gerät in der kleinen Kellerwohnung war auch das Lenchen selber. Die Blondzöpfe so glatt, die Blauaugen so blank und das Gesicht so frisch und fröhlich, daß es eine Freude war, sie anzuschauen.

Wenn sie morgens in aller Herrgottsfrüh, noch vor Schulanfang, treppauf, treppab mit ihren Milchkannen lief, dann wurde es auch der brummigsten, verschlafensten Dienstmagd froher zumute, bot ihr das Milchlenchen mit heller Stimme einen guten Morgen. Wo aber die Hausfrau schon selbst in der Wirtschaft schaffte, wanderte manch rothäckeriger Apfel, manch Stück Rosinenstolle in die kleine, saubere Kinderhand.

Im Sommer, da war das Milchaustragen ein gar lustiges Geschäft. Da säufelte ihr der Morgenwind jeden Tag aufs neue seinen Willkommengruß zu, da lachte die liebe Sonne von einem Ohr zum anderen über die kleine Frühaufsteherin. Die Späßen, die in den Straßen zwischen den hohen Häusern wohnten, ließen sich mit lautem Schirpen und Piepsen auf das Pflaster nieder, um von ihrer kleinen Freundin die vom Frühbrot aufgesparten

Bögelchen immer ein wenig gepickt hatte, und rührte das Essen nicht an.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke.

Am Ende war Goldhänschen in den Grüntramkeller nebenan zu Richard geflogen, es liebte doch den Knaben fast wie sie selbst.

Sie eilte hinüber. Das Schimpfen der Tante, das durch den dumpfigen Keller schallte und sie sonst stets zurückscheuchte, hielt sie heute nicht ab.

„Ist Goldhänschen hier?“ fragte sie in ihrer Aufregung die scheltende Frau.

„Goldhänschen — du hast wohl selbst 'n Piepmatz in deinem Kopp?“ war die grobe Antwort.

Richard war ebenso außer sich über das Verschwinden des Bögelchens wie Lenchen selbst. Er erbot sich gleich, mit ihr hinüber in den Milkstaller zu kommen und ihr noch einmal suchen zu helfen.

Das kleine Mädchen lächelte schmerzlich. Was Mutter und sie nicht gesehen, würde der blinde Richard doch wohl erst recht nicht finden.

Lenchen wollte gleich wieder mit Abrücken und Auskrachen beginnen, aber Richard bat sie, nur einen Augenblick sich muckstill zu verhalten. Er stand da und lauschte mit den verfeinerten Gehörnerben, wie nur Blinde sie haben.

„Es ist hier im Keller!“ sagte er dann mit einem tiefen Atemzuge.

„Junge, du bist nicht gescheit, wir haben doch alles durchsucht“, meinte die Freundin eifrig.

Auch die Mutter gab Lenchen recht.

Aber der blinde Knabe schüttelte stumm den Kopf. Wieder horchte er angestrengt, und dann ging er auf eine Ecke zu und sagte in überzeugendem Ton: „Hier muß es sein!“

„Unter meinen Milchgefäßen — Kind, die habe ich alle selbst vom Sims genommen, kein Stück ist obengeblieben.“ Die Mutter strich dem Knaben über den kurzgeschorenen Blondkopf.

„Aber es ist doch bestimmt hier“, beharrte Richard; „Lenchen — horch — hörst du denn nicht ein ganz leises Picken mit dem Schnabel?“

Die Kleine schüttelte betrübt den Kopf. Sie glaubte sicher, daß der Freund sich irrte, und Goldhänschen davongeflogen sei.

„Aber jetzt — hast du das Rascheln nicht gehört?“ Richard zitterte vor Erregung.

Ja, das hatten sie soeben auch vernommen, die beiden anderen, es war fast, als ob eine Maus knisterte, sollte das wirklich Goldhänschen gewesen sein?

Ein leises, ängstliches Piepen — kein Zweifel mehr, das Bögelchen befand sich irgendwo in Not!

Aber das aufgeregte lärmende Suchen vorhin hatte man sicherlich sein schwaches Gepiepe überhört.

Wieder begann das Nachgestöber. Wieder wurde jedes Milchgefäß vom Plaz genommen.

„Hier ist es — mein armes Goldhänschen!“ Lenchen brach plötzlich in einen Schrei, halb Jubel — halb Jammerlaut aus.

In einer der hohen, schmalen Milkstannen, die zum Glück nur noch ein Viertel gefüllt gewesen, war der bedauernswerte kleine Wicht geraten. Nur mit Anstrengung vermochte er sich über dem weißen Milchsee, der unter ihm gähnte, zu halten. Einmal mußte er schon hineingeplumpft sein und sich wieder mühsam herausgearbeitet haben, denn sein Goldgefieder war weiß. Daher klang seine Stimme auch wohl so schwach. Angstvoll flatterte es in dem für das kleine Bögelchen turmhohen Gefäß, das nach oben zu enger wurde, umher, es fand den Ausweg nicht.

Lenchen griff mit ihrer kleinen Hand hinein und befreite ihren

Bröselein in Empfang zu nehmen. Und die Blumen in dem Vorgärtchen drüben an dem schönen Hause nickten so lange mit ihren blauen, roten und gelben Köpfchen, bis das Lenchen ihnen wieder zunickte. Ja, da war's gar lustig im Sommer!

Aber im Winter — hu —, wenn die Eisblumen das kleine Kellerfenster bis oben hin überzogen, wenn der eisige Nordost an dem Tuch, das die Kleine um Kopf und Schultern geschlungen hatte, riß und zerrte, wenn er ihr eine Wolke wirbelnde Schneeflocken ins Gesicht trieb, daß sie die Augen nicht zu öffnen vermochte, freilich dann war das Milchaustragen weniger angenehm.

Doch das Lenchen war trotzdem fröhlich und guter Dinge. Ob ihr Näschchen sich auch rosenrot färbte und ihre Hände blau, sie lief nur um so lustiger mit dem garstigen Winde um die Wette. Und wenn die Eisschloßen sie einmal gar zu sehr stachen und piekten, dann dachte sie geschwind an ihr molliges Stübchen daheim, wo die gute Mutter ihrem fleißigen Kinde, das im Sturm und Wetter umherlief, während andere Kinder noch tief, tief in den Federn lagen, heiße Milch in Bereitschaft hielt. Wenn sie an ihr Mutterchen dachte, wurde es dem kleinen Mädchen gleich warm, wenn es noch so kalt draußen war.

Einen Vater hatte das Lenchen nicht mehr. Der war vor vielen Jahren, als sie noch kaum auf ihren Beinchen einhertrappeln konnte, gestorben. Seitdem hatte die Mutter den Milchkeller übernommen, um sich und ihr Kind rechtschaffen durchs Leben zu schlagen. Lenchen war ihr ein und alles. Und diese vergalt die Liebe und Sorge der Mutter, indem sie ihr nur Freude machte.

Bloß eines stimmte Lenchen manchmal traurig, daß sie keine Geschwister hatte. Wenn Mutter die Kunden bediente, war das kleine Mädchen sich viel selbst überlassen. Spielgefährten zwar hatte sie genug, die ganze Straße mochte das Milchlenchen gern. Da wurde im Winkel neben der Kellermwohnung eine Puppen-

wohnung gebaut, da ging es — heidi — durch die Höfe und Treppenhäuser im fröhlichen Versteckspiel. Aber wenn die Freundinnen dabei auf das Brüderchen acht geben mußten, und wohl gar auf den kleinen Schreihals schimpften, dann dachte Lenchen oft sehnsüchtig: „Ach, hätte ich doch auch solch ein kleines Wesen, das ich hätscheln und für das ich sorgen könnte!“

Ihr liebeiches Herz zog sie besonders zu einem armen, kleinen Knaben, der in dem Grünzeugkeller nebenan wohnte. Der arme Junge konnte nicht mit den anderen Kindern umherspringen, denn er war blind. Meist hockte der blasser, kleine Kerl allein zwischen aufgestapelten Weißkohlköpfen und Spinatkörben auf den ausgetretenen Kellerstufen. Die anderen Kinder kümmerten sich nicht viel um ihn, denen war es zu langweilig, still bei dem blinden Knaben zu sitzen.

Nur das Lenchen verbrachte manche Stunde neben dem armen Richard, der nicht sehen konnte, wie lustig die Wolken am blauen Himmel einhersegelten und wie golden die Sonne schien. Sie las ihm aus ihrem Märchenbuch Geschichten vor, sie erzählte ihm allerlei Lustiges von ihren Morgenwanderungen und aus der Schule, und sie streichelte seine abgezehrte Hand so lange, bis ein Lächeln über das bleiche Kindergesicht huschte. Manch Apfel, den sie selbst geschenkt bekommen, manch Pflaumenmusbrot teilte sie getreulich mit ihm. Wenn die Spielkameraden auch noch so laut nach dem Lenchen riefen, sie hielt tapfer neben ihrem kleinen Freunde aus.

Es war eine Sommerfreundschaft. Im Winter sahen sich die beiden nur selten. Richard kam während der kalten Jahreszeit kaum aus seinem Keller heraus, von morgens bis abends mußte er Stühle flechten. „Daß der unnütze Broteffer doch zu etwas gut ist“, wie die Grünkrampfrau, die das elternlose Kind in Kost genommen, oft sagte.

Lenchen hätte ihren kleinen Freund gern besucht und ihn ein wenig bei seiner einförmigen Arbeit aufgeheitert, aber sie, die überall gern gesehen war, in dem Grünzeugteller fühlte sie sich stets überflüssig.

„Halte mir den Faulpelz nicht etwa von der Arbeit ab“, schalt die Frau, oder sie brummte: „Was treibst du dich denn schon wieder hier bei uns herum, Mädel, es ist gerade eng genug!“ Dann schlich sich Lenchen schüchtern wieder davon.

Der Aufenthalt in dem engen, dunstigen Keller, in dem es nach Grünzeug, saurem Hering, Käse und Petroleum roch, wo es immer Streit und Lärm gab, war auch nicht gerade verlockend für das kleine Mädchen. Viel lieber holte sie den Richard zu sich herüber in das freundliche, blühblanke Kellerstübchen, wo Mutter die fetteste Sahne für den jämmerlich blassen Jungen abschöpfte und das Lenchen sogar nach Ruchenschnecken zum Bäcker schickte. Wenn der blinde Knabe es auch nicht sehen konnte, wie traulich und anheimelnd das Zuhause der Freundin war, er empfand doch die liebevolle Atmosphäre, in der es keine Scheltreden, sondern nur freundliche Worte gab, wohltuend. Aber bloß selten, allenfalls mal am Sonntagnachmittag, durfte der arme, kleine Wicht mit hinüber in den Milkeller.

An einem eisig kalten Februartage war's. Grau und dunkel dämmerte der Morgen. Die Straßenlaternen brannten noch, als Lenchen, die Milkanne in den kleinen Händen — trab — trab von Haus zu Haus lief. Die Mutter hatte ihr eine warme, rote Kapuze gestrickt, daß die Ohren nicht frieren konnten. Aber die nadelscharfe Morgenluft machte trotzdem die Kleine ganz erstarren. Während sie der Köchin oben bei Majors die Milch in die Töpfe goß, zitterten ihre Hände; fast wäre die schöne Milch danebengegangen.

Der Major, der früh zum Dienst mußte und zufällig durch

die Küche kam, sah das frierende Kind. Unwillkürlich dachte er dabei an seine kleine Elli, die noch, bis über das Näschen zugedeckt, in tiefem Kinderschlaf lag. Und das kleine Milchmädchen war kaum älter als sein Töchterchen.

„Geben Sie dem armen, erfrorenen Ding eine Tasse heißen Kaffee und eine Buttersemmel“, gebot er und klopfte freundlich die von der Kälte brennenden Wangen des höflich knirschenden Lenchens.

Dankbar nahm die Kleine den heißen Trank an, und neu gestärkt eilte sie weiter ihrer Pflicht nach.

Als sie gegen sieben Uhr mit ihrem Rundgange fertig war und fröhlich mit den leeren Kannen die Treppe zu ihrem Milkeller hinabspringen wollte, machte sie erschreckt halt.

Hatte es da nicht eben ganz leise neben ihr gepiepst?

Oder hatte die Kellerstufe geknarrt?

Lenchen lauschte noch einmal.

Alles still, nur das Rattern der Wagen tönte von fern herüber.

Aber damit gab sich Lenchens hilfsbedürftige kleine Seele noch nicht zufrieden, trotzdem es sie drängte, ins warme Stübchen zu kommen.

Sie stieg wieder hinauf und begann zu suchen. Zu deutlich hatte sie den leisen Klage-ton vernommen. Vielleicht ein frierendes Näschen oder gar ein halberfrorener kleiner Spatz?

Da — in der Ecke, neben der Regengasse, die am Keller entlang leitete, schimmerte es goldgelb. War das eine fortgeworfene Apfelsinenschale?

Nein — es bewegte sich — kaum merklich — schon streckte Lenchen die Hand nach dem goldenen Etwas aus.

Ein Vögelchen — ein Kanarienvogel — aber vollständig erstarrt von der Winterkälte, es zuckte nur noch ganz schwach mit den zierlichen Beinchen. Soviel Lenchen es auch mit ihrem

Liebling aus seiner gefährlichen Lage. Goldhänschen wurde gebadet, geküßt und gehezt, und bald saß es wieder auf der Schulter seines Pflagemütterchens und jubilierte ihr sein Danklied ins Ohr.

Nun waren die drei Freunde wieder glücklich beisammen.

Der Sommer verging, und der Herbststurm jagte tote Blätter durch die Straßen und Gassen. Die Regentage des Novembermonats schlugen ihre naßgrauen Schleier über die Stadt, ganz durchweicht kam Lenchen jeden Morgen vom Mithaus tragen heim. Selten bekam sie jetzt Richard zu sehen.

Aber eines Tages, als sie ihn mit Goldhänschen besuchen und ihm erzählen wollte, daß schon die ersten Weihnachtsbuden auf dem Platz aufgeschlagen seien, lag der arme Junge mit glühend-roten Wangen und vor Kälte zitternden Gliedern im Bett.

Richard war krank.

Da begann Goldhänschen mit zarter Stimme, als ob es wüßte, daß der kleine Junge geschont werden mußte, leise zu zwitschern.

Richard hob den Kopf, und ein glückliches Lächeln huschte über sein elendes Gesichtchen. Er streckte seine fieberheiße Hand aus und streichelte Goldhänschen.

„Was sagt denn der Doktor zu des Richards Krankheit?“ fragte Lenchen eifrig seine Tante.

„Doktor — wir sind keine reichen Leute, wir können uns nicht gleich 'n Doktor kommen lassen, wenn ein Faulpelz mal nicht arbeiten will und sich ins Bett legt!“ fuhr die sie an.

Schweren Herzens ging Lenchen.

Der arme Richard!

Sie dachte, wie gärtlich ihr eigenes Mütterchen für sie sorgte, wenn sie nicht wohl war! Sie bat die Mutter, ob sie nicht selbst den Arzt zu Richard bitten könnten, aber die meinte, darüber würde die Tante ärgerlich werden.

So oft sie konnte, besuchte Lenchen den kranken Freund, aber

es wollte gar nicht besser werden. Nur wenn Goldhänschen sang, erwachte er aus seinen wirren Fieberträumen und wurde ruhiger.

So kam der Weihnachtsabend heran.

Am Nachmittag, während Mutter das Bäumchen putzte, huschte Lenchen auf ein Weilchen zu Richard hinüber.

Der aber lag mit festgeschlossenen Augen und erkannte seine kleine Freundin nicht. In dem häßlichen Grünframkeller war es ganz und gar nicht weihnachtlich. Die Tante lärmte und schalt wie an jedem anderen Tage. Kein Lichtbäumchen wurde geschmückt.

„Zu so was haben wir kein Geld“, sagte die Frau mürrisch.

Lenchen hätte dem kranken Freunde so gern eine Weihnachtsfreude gemacht. Aber es wollte ihr gar nichts einfallen, was den kleinen Kranken erfreuen könnte.

Plötzlich begann Goldhänschen zu singen, so schön, wie es noch nie gesungen hatte.

„Nein — nein —“ Lenchen hielt sich die Ohren zu. Der Gedanke, der dem kleinen Mädchen eben beim Sange ihres Goldhänschens gekommen war, schien ihr zu schrecklich, unausführbar!

Aber so sehr das Lenchen sich auch dagegen wehrte, der Gedanke kam immer wieder zu ihr.

„Du hast so vieles, was dir Freude macht, ein gutes Mütterchen, ein warmes Stübchen und ein schönes Weihnachtsbäumchen, und der arme, blinde Junge hat nichts — gar nichts!“ So sprach es in ihr.

Lange kämpfte Lenchen mit ihrem schweren Entschluß. Aber als das mit Äpfeln und goldenen Nüssen behängte Bäumchen angestekt war, als sie die schönen, nützlichen Dinge, die Mutterliebe ihrem Kinde beschert, dankbar in Empfang genommen hatte, als das Weihnachtslied, in das Goldhänschen seine jubelnde Stimme gemischt, verhallt war, da hatte sie sich selbst bezwungen.

Sie nahm ihren kleinen Liebling von der Schulter, küßte ihn

warmen, jungen Atem anhauchte, es öffnete seine festgeschlossenen Auglein nicht. Es war wohl schon im Verscheiden.

Da tat das mitleidige kleine Mädchen das letzte, was es tun konnte. Es nahm das sterbende Vögelchen mit hinunter in den Milchkeller, knöpfte die Bluse auf und bettete das verflammte Tierchen an ihr warmes Herz.

Ja, selbst als es in die Schule ging, behielt Lenchen ihren kleinen Findling in der Bluse, fühlte sie doch nach und nach wieder ein ganz leises Zucken des erfrorenen Vögleins.

Da war es wohl kein Wunder, wenn Lenchen, eine sonst stets aufmerksame Schülerin, heute nicht so ganz bei der Sache war. Immer wieder tastete sie nach ihrer Bluse, in der sie allmählich ein deutliches Krabbeln fühlte. Und als es mitten in der Rechenstunde plötzlich wieder ganz leise unsichtbar zu piepsen begann, hätte Lenchen auf ein Haar einen Jubellaut ausgestoßen.

Sie eilte nach Schluß des Unterrichts, ohne auf die Kameradinnen zu warten, heim, um zu sehen, ob das erwärmte Vögelchen sich erholt habe.

Mit klopfendem Herzen zog sie es hervor.

„Mutter, es lebt, komm nur, Mutter, und sieh, es hat beide Augen aufgemacht. Ach, bin ich froh!“ jauchzte das Lenchen auf.

Die Mutter eilte von ihren Milchbütteln herbei und freute sich mit ihrem Kinde über das dem Leben zurückgegebene Vöglein.

Es war ein wunderschöner Kanarienvogel. Wie eitel Gold glänzte sein Federkleid, und aus munteren, schwarzen Auglein schaute er das kleine Mädchen zutraulich an.

Wo mochte er bloß hergekommen sein? Sicher hatte er sich verslogen und war von der eisigen Kälte erstarrt zur Erde gesunken.

„Darf ich ihn behalten, Mütterchen, ja, ist er mein?“ fragte Lenchen mit heißen Wangen.

Die Mutter war eine rechtliche Frau. Trotzdem sie ihrem Kinde gern jede Freude machte, schüttelte sie den Kopf.

„Wir müssen erst hören, ob wir den Besitzer des Vogels nicht ausfindig machen können“, sagte sie.

„Aber ich habe ihn doch gefunden und vom Tode errettet!“ Zum erstenmal war Lenchen mit ihrer Mutter nicht ganz einverstanden.

„Du warst nur das Werkzeug in Gottes Hand, Kind,“ meinte die Mutter, „nun setz' dein Vöglein in ein Kästchen mit Watte, nahe bei dem Ofen, daß es sich vollends erholt. Du aber springe in die Nachbarhäuser, wo du ja bekannt bist, und frage nach, ob irgendwo ein Vöglein vermißt wird.“

Lenchen gehorchte. Sie küßte ihr Vögelchen auf das seidenweiche Köpfchen, setzte es in das Kästchen, das die gute Mutter warm mit Watte ausgepolstert hatte, stellte ihm ein Puppennapfchen voll frischen Wassers hinein, dazu einige Semmelkrumen, und machte sich auf den Weg.

Das Herz klopfte ihr bis in den Hals hinein vor Aufregung. Leise betete sie: „Lieber Gott, mach doch, daß mein Vögelchen keinen Besitzer hat, ich möchte es ja so schrecklich gern behalten!“

Es war, als ob der liebe Gott die Bitte des kleinen Mädchens erhört hatte. Wo sie auch anklopfte, nirgends war ein Kanarienvogel abhanden gekommen. In einem Hause fragte man sie, ob es auch kein weißer Seidenspiß sei, denn der sei entlaufen.

Da aber lachte das Lenchen hell auf. Sie konnte doch einen Kanarienvogel von einem Seidenspiß unterscheiden!

Am nächsten Tage lief sie in allen Nebenstraßen nachfragend umher. Doch der rechtmäßige Besitzer kam nicht zum Vorschein.

Lenchen jubelte. Aber vorläufig noch zu früh. Denn die brave Mutter ging auch noch auf die Polizei, um zu hören, ob sich dort

stocfte dem Mädchen vor Erregung — dicht vor ihr da tobte die wildeste, blutigste Schlacht.

Wie Ameisengewimmel waren die Russen aus ihren Gräben hervorgebrochen, im Sturm gingen sie auf die befestigte Stellung der Österreicher vor. Aber vor dem mörderischen Feuer der braven österreichischen Truppen mußten sie sich immer wieder zurückziehen.

Auf beiden Seiten hielt der Schnitter Tod seine reiche August-ernte, wie hingemäht fielen die Tapferen in das sonnenversegte Gras.

Mit entsetzten Augen schaute das Dirnlein in das furchtbare Schlachtgetümmel. Die Mutter wollte es am Röckchen zurück ins Haus ziehen, aber die Kleine wich nicht von ihrem Platz.

Die Hand gegen die blendenden Strahlen der Sonne über die Augen gelegt, so spähte sie mit dem scharfen Blick eines Falken über das Moorland.

Dort — dort drüben hinter dem staubgrauen Weidengebüsch lagen Menschen, brave Österreicher waren dort hingesunken, ob tot oder verwundet, wer konnte es wissen.

Aber vielleicht war den Ärmsten noch zu helfen, vielleicht war es möglich, ihre Schmerzen zu lindern? Wie der Wind eilte das barfüßige Dirnlein davon. Mitten hinein in den Kugelregen, unter den pfeifenden Granaten hinweg. Von reinstem Mitleid getrieben, des eigenen Lebens nicht achtend, so lief das mutige Mädchen über die Moorniese zum Weidengebüsch.

O weh, da sah es böß aus! Blutgetränkt war die Erde. Mit gebrochenen Augen lagen die Toten zwischen den vielen Schwerverwundeten. Der starren Hand des Trompeters war die Trompete entfallen, dem Trommler hatte ein Granatsplitter die Rechte mitsamt dem Trommelstock fortgerissen. Wimmern erklang

von den bleichen, von Blutverlust und Fieber verdorrten Lippen der Sterbenswunden. Ach, nur ein Trunk kühlen Wassers!

Da neigte sich plötzlich ein holdes Kindergesicht über die zu Tode Ermatteten. War es ein Engel, der vom Himmel hernieder-gestiegen war, um ihnen Trost zu bringen?

Nein, ein Bauerndirnlein war's, mit schwarzen Zöpfen und geflicktem Röckchen, aber aus den Augen der Kleinen strahlte himmlisches Mitleid. Sanft legte sie die Hand auf die brennende Stirn der Schwerverletzten, leise und weich, wie es wohl daheim die Mutter, die Gattin getan. Da lösten sich die schmerzverzerrten Züge, friedlicher wurde der Ausdruck der staub- und schweißbedeckten Gesichter. Und als die Kleine jetzt flüsternd fragte: „Kann ich euch helfen?“ da rang es sich stöhnend von den Lippen der Verschmachteten: „Wasser — Wasser!“

Wer war schneller, die russischen Kugeln und Schrapnells, welche über die Ebene sausten, oder die braunen Beinchen des Heiderösleins? Schon war es wieder an der Hütte, die größten Krüge riß es vom Küchenbrett, füllte sie mit frischem Wasser und eilte über die Moorheide zum Weidengebüsch zurück, so flink es seine bloßen Füße trugen. Vergeblich klang die angsterfüllte Stimme der Mutter hinter der Kleinen her: „Kosel — Kosel — bleib' da — himmlischer Vater, wenn dich eine Kugel trifft!“

Nicht das Jammern der Mutter, nicht das Pfeifen der Granaten vernahm das mitleidige Mädchen, nur das Stöhnen der Verwundeten. „Wasser — Wasser!“ — noch immer hatte es den wehen Ton im Ohr.

Da war der weidenumbuschte Platz erreicht. Den Krug mit dem Labetrunk setzte es behutsam an die brennenden Lippen der Verschmachteten — ha, wie das kühlte, wie das erquickte! Gierig schlürften die Armen das erfrischende Raß, neue Kraft, neuen Mut ließ es durch ihre Adern strömen. Voll Dankbarkeit sahen ihre

unter Tränen, setzte ihn in das Bauer und deckte ihn sorgfältig mit einem Tuch gegen die Kälte zu. Dann trug sie ihn hinüber in den dunklen Grünframkeller, an das Bett des kranken Knaben.

Die Mutter sah ihrem selbstlosen Kinde, welches das Liebste, was es sein Eigen nannte, fortschenkte, feuchten Blickes nach.

Es war, als ob Goldhänschen den kleinen Richard mit seinem Singen wieder gesund machte. Das Fieber sank, und als der blinde Knabe erfuhr, daß das Vöglein ihm gehören sollte, daß Lenchen es ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, kannte sein Glück keine Grenzen.

Das war der schönste Lohn für das gute Lenchen, denn es war ihr doch recht bange nach ihrem Vögelchen.

Aber ach — als Lenchen am Silvesterabend wieder zwischen Kartoffeln, Zwiebeln und Heringsfässern zu dem kleinen Hinter-raum, in dem Richards Bett stand, hindurchgeschlüpft war, wälzte sich Richard aufs neue im starken Fieber. Goldhänschen aber war nicht zu sehen. Nicht einmal sein Bauer, das stets am Bett des kranken Jungen gestanden hatte!

„Was ist mit Richard passiert, und wo ist mein Goldhänschen?“ fragte sie die Tante mit stoßender Stimme.

„Dein Goldhänschen — der Piepmatz gehört uns jetzt, du hast ihn dem Richard geschenkt, und daß du's nur gleich weißt, ich hab' ihn verkauft an Majors Kleine drüben, hat ein ganz schönes Stück Geld eingebracht, der Piepmatz!“ lachte sie.

Verkauft — ihr liebes, gutes Goldhänschen verkauft, in fremden Händen, und noch dazu an jenes hochmütige, kleine Mädchen, das stets auf sie herabgeblickt — Lenchen war wie betäubt von der Kunde. Richard war natürlich vor Aufregung und Gram darüber wieder kränker geworden. Bitterlich weinend eilte Lenchen zur Mutter zurück, die ihr Töchterchen mit liebevollen Worten zu trösten suchte.



Arn. Lotte Naseweis 3.

Die beste Freundin.

Das war ein trauriger Jahresabschluß.

Am Neujahrstage, als Lenchen vor die Tür trat, um zu hören, wie es Richard ginge, vernahm sie plötzlich ein helles, bekanntes Zwitschern.

Da kam es auch schon goldgelb durch die Luft geflogen. Ihr Goldhänschen, ihr liebes! Es war seiner neuen, kleinen Herrin durch ein offenes Fenster entwischt und hatte den Weg zum Milchfeller zurückgefunden. Es sah gar nicht so munter und wohlgepflegt aus wie früher, sicher hatte es in seiner neuen Heimat nicht die richtige Abwartung, oder es hatte sich nach Lenchen und Richard gebangt.

Jetzt kuschelte es das gelbe Köpfchen zärtlich an den Hals des kleinen Mädchens und sah es aus flehentlichen Augen an, als wollte es sagen: „Bring' mich nicht wieder zurück zu dem fremden Kinde, das keine Liebe für mich hat, das vergißt, mir Futter und Wasser hinzustellen. Laß mich wieder bei dir bleiben, Lenchen!“

Ach, wie gern hätte Lenchen das getan!

Aber sie wußte, daß man fremdes Eigentum nicht behalten darf. So schwer es ihr auch wurde, sie mußte Goldhänschen seiner jetzigen Besitzerin zurückbringen.

Das gab einen trostlosen Abschied zwischen den beiden.

Auch als Lenchen oben bei Majors klingelte und Elli zu sprechen verlangte, rannen ihr noch immer die Tränen über die rosigen Wäddchen.

Elli saß in ihrem großen, schönen Kinderzimmer und spielte mit ihrer Puppenstube.

„Was willst denn du hier?“ fragte sie das bescheiden näher tretende Lenchen mit hochmütigem Erstaunen und maß das sauber, aber einfach gekleidete Kind vom Kopf bis zu den Füßen.

Dieses errötete. Dann öffnete Lenchen ihr Täddchen und zog behutsam das Böglein, das sich zärtlich an ihre Brust schmiegte.

Augen zu der kleinen Samariterin auf, die, Erquickung spendend, von einem zum andern schritt.

Aber ach — wie schnell waren die Krüge geleert! Noch hatten lange nicht alle Verwundeten das Labial erhalten, und schon seufzten die bereits Erquickten von neuem nach dem Kühlung bringenden Trunke. Hin und her lief die Kleine zwischen dem Heidehaus und dem Schlachtfeld, unzählige Male, immer wieder. Unermüdet schleppte sie die Wasserkrüge zu den Verletzten. Ihre schwarzen Zöpfe flogen, ihre Wangen glühten vor Eifer, reinste Menschenliebe verklärte ihr Gesichtchen. Manch einer lag da, der vor wenigen Stunden noch mit ihr gelacht und gecherzt, seine Lippen flüsterten dankbar: „Das Heideröslein!“

Die Sonne stieg höher, und mit ihr die Furchtbarkeit der Schlacht. Unausgesetzt speiten die Mündler der Feldhaubigen todbringendes Feuer, die Erde bebte, die Luft war erfüllt von singenden Granaten und schwirrenden Schrapnells, von Brausen und Tosen. Aber die braven Österreicher wichen und wankten nicht. Und immer noch schleppte die kleine Samariterin mitten in dem eisernen Hagel die schweren Krüge mit der stets sehnsüchtig erwarteten Labung.

Ahnte denn die Kleine nicht die Todesgefahr, die ihr von allen Seiten drohte?

O doch! Aber stärker als die Vorstellungen der Mutter, tausendmal gewaltiger als Furcht und Grauen war die Barmherzigkeit in der Brust dieses kleinen Bauernmädchens.

Ach, wie glücklich war die Rosel, daß sie jetzt auch ihr Teil beitragen konnte für das teure Vaterland!

Da — was ist das?

Heulen — Säusen — ein erdberstender Krach dicht neben ihr. Goldene Kreise flirren vor den Augen des Mädchens, dann — tiefe Nacht. Das Kind ist zu Boden gerissen, der Krug ist den

hilfsbereiten Händen entglitten. Purpurn sickert ein Blutstrom von dem linken Fuß der Rosel, unbarmherzig hat ein Schrapnellschuß das barmherzige Kind schwer getroffen.

Die Sinne waren dem Heideröslein geschwunden, tiefe Ohnmacht hielt sie umfassen. Sie merkte nicht, daß ein österreichischer Soldat sie sanft in die Arme nahm und geschwind zur Hütte trug. Sie hörte nicht das Klagen und Jammern der entsetzten Mutter. Sie wußte nicht, daß draußen immer noch Kanonendonner frachte, die ganze Nacht hindurch, während elektrische Scheinwerfer, wie gespenstische Riesenfinger in fahlem Weiß am schwarzen Himmel entlangasteten.

An dem Strohlager der kleinen Samariterin stand der Oberstabsarzt. Einer ihrer aus dem Schützengraben abgelösten Freunde hatte ihn eilends herbeigeholt. Mit ernstem Blick prüfte er die entsetzliche Wunde und legte den Rotverband an. Unter seinen Händen schlug die Rosel wieder die Augen auf.

„Du bist ein kleines Heldenmädchen!“ sagte er mit warmer Stimme und strich ihr sanft das wirre Haar aus der Stirn.

Da lächelte das Heideröslein trotz der furchtbaren Schmerzen.

Zur Mutter aber sprach der Arzt draußen vor der Tür: „Liebe Frau, wenn Sie Ihr tapferes Kind am Leben erhalten wollen, müssen Sie mit der Kleinen nach Wien, heute noch. Die Verwundung ist so schwer, daß nur die Kunst unserer ersten Chirurgen, die sorgfältigste Pflege und Abwartung, wie die Kleine sie hier im Dorfe nicht haben kann, sie zu retten vermag. Ich kann zu jeder Stunde mit meiner Truppe weiterücken müssen, dann haben Sie nicht einmal einen Arzt hier.“

Rosels Mutter stimmte unter Tränen zu. Ach, sie wollte ja alles tun, alles, wenn ihr nur ihre kleine Rosel erhalten blieb.

Durch die Fürsprache des Oberstabsarztes nahm ein Lazarett-

hervor. Mit einer rührenden Gebärde streckte sie Elli ihren Liebling hin.

„Hier hast du es wieder,“ sagte sie mit tränenverschleierte Stimme, „Goldhänschen ist zu mir zurückgefliegen, du mußt vorläufig sein Bauer verschlossen halten, bis es sich an dich gewöhnt hat“, setzte sie noch mit Überwindung hinzu.

„Was — ist es ausgekniffen, das Mägdchen —“ Elli kümmerte sich so wenig um den neuen Vogel, daß sie es noch gar nicht bemerkt hatte, daß er davongeflogen war. „Na warte, Mägdchen, das werde ich dir anstreichen!“ Sie machte Miene, ihn zu schlagen.

„Nicht hauen — nicht mein Goldhänschen hauen!“ jammerte Lenchen und deckte schützend die Hand über den verängstigt flatternden Vogel.

„Es ist mein Mägdchen, was ich mit meinem Vogel tue, geht dich gar nichts an!“ rief Elli aufgebracht.

„Ich habe ihn doch aber so lieb!“ Ganz leise sagte es Lenchen.

„Dann hättest du ihn nicht verkaufen sollen — —“

„Ich habe ihn nicht verkauft, niemals hätte ich ihn hergegeben, wenn — —“

„Wenn du nicht auch gern das Geld dafür gehabt hättest!“ unterbrach Elli sie höhnisch.

„Nein, wenn ich nicht dem armen, blinden Richard, der krank daniederliegt, eine Weihnachtsfreude mit meinem Goldhänschen hätte machen wollen“, antwortete Lenchen mit zuckenden Lippen.

Ein Geräusch ließ die beiden Kinder sich umwenden. In der Tür stand der Major und blickte mit mißbilligenden Blicken auf seine Tochter.

„Nun, Elli, weißt du immer noch nicht, was du zu tun hast?“ fragte er ernst.

Die schürzte trotzig die Lippen und schwieg.

Da wandte sich der Major an das Milchlenchen, das ihr Bövelchen lieblosend in den Händen hielt.

„Sag, Kind, wie kommst du zu dem Kanarienvogel?“

„Ich habe ihn vom Tode errettet, als er am Erfrieren war, und seitdem ist er mein Liebstes!“ war die leise Antwort.

„Und trotzdem hast du ihn weggeschenkt — was Elli, an dem Milchlenchen kann sich so manches Kind ein Beispiel nehmen!“ sprach der Vater mahnend.

Da siegte das Gute in Elli. Sie bezwang ihren Hochmut und reichte dem fremden Kinde die Hand.

„Behalte dein Vögelchen,“ sagte sie beschämt, „ich will es dir nicht fortnehmen!“

In atemloser Spannung blickte Lenchen auf Ellis Vater.

Der nickte befriedigt seinem Töchterchen zu.

„Brav, Kind, du hast das Rechte gefunden. Nun aber wollen wir dem Lenchen, das so selbstlos andern eine Freude gemacht, auch eine Freude bereiten. Wünsche dir etwas, Lenchen, eine Puppe, ein Märchenbuch — na, was soll's sein?“ In gewinnender Freundlichkeit neigte sich der Major zu dem kleinen Mädchen herab.

Das wurde rot, wurde blaß, und dann wieder rot. Aber es schwieg.

„Na, was hast du denn auf dem Herzen — ist es ein so großer Wunsch, daß du ihn gar nicht auszusprechen wagst?“ scherzte der Major.

Lenchen schüttelte den Kopf.

„Ich habe ja heute schon die allergrößte Freude durch mein Goldhänschen,“ brachte sie endlich ein wenig stotternd heraus, „aber Richard, der arme Junge, liegt nun schon seit Wochen im Fieber, und seine Tante läßt keinen Arzt holen — wenn — wenn der Richard vielleicht einen Doktor bekommen könnte!“ Sie

fah schüchtern zu dem Herrn Major auf, ob sie auch nicht gar zu unbescheiden gewesen.

„Du bist ein gutes Kind,“ sagte Ellis Vater, ihr gerührt das Blondhaar streichelnd, „ich werde gleich dafür Sorge tragen, verlaß dich darauf.“

Mit innigen Dankesworten nahm Lenchen, ihr Goldhänschen wieder fest an das Herz gepreßt, Abschied.

Ellis Vater hielt Wort. Noch an demselben Tage erschien ein Arzt am Bett des kranken Richard und ließ ihn aus dem dumpfen Kellerraum in ein lustiges Krankenhaus bringen. Dort wurde der Kleine bald wieder ganz gesund.

Aber auch nach seiner Genesung kehrte der blinde Richard nicht in den häßlichen, dumpfigen Grünframkeller zurück.

Der Major hatte Erkundigungen nach ihm eingezogen und dabei in Erfahrung gebracht, wie schlecht es der arme Kleine bei seiner Tante hatte.

Lenchens Mutter erbot sich, ihn in Pflege zu nehmen; so siedelte Richard in den Milchkeller über, der ihm schon immer als Paradies auf Erden erschienen.

Der menschenfreundliche Major trug für seine Ausbildung Sorge und ließ ihn eine Blindenschule besuchen.

Lenchen teilte ihre Liebe zwischen der Mutter, Richard und Goldhänschen.

Das aber jubilierte jetzt noch einmal so hell, aus Freude, daß sie nun alle für immer beisammen waren.

Die kleine Samariterin.

Erzählung aus dem Weltkriege 1914/15.

Nach einer wahren Begebenheit.

Fern an der russischen Grenze, im Nordosten von Galizien, liegt das armselige Dorf Rawaruska. Es hat keine saubere Straße, keine freundlichen Häuser, kaum daß hier und da ein blühendes Gärtchen mit seinen bunten Nelken etwas Frohsinn in das eintönig graue Bild malt. Lehmhütte an Lehmhütte, mit dürftigem Strohdach gedeckt, so schmiegt sich der Ort in die weite, graugrüne Ebene, in das einsame, braune Moorland.

Das abgelegenste Hüttlein von allen, und das elendste dazu, bewohnte die kleine Rosel mit ihrer Mutter und ihrem Bruder. Aber an der rissigen Hauswand strahlten goldene Sonnenblumen, und auf dem schmalen Streifen Gartenland neben dem Hausbänkchen blühte es vom Frühling bis in den Spätherbst hinein. Schwalben nisteten unter dem Dachfirst und zwitscherten mit dem Dirnlein um die Wette. „Die bringen Glück“, sagte die Mutter.

Und es mußte wohl so sein. Denn trotzdem der Vater schon so manches Jahr unter dem Rasen schlief, trotzdem die Armut sich täglich mit an den sauber gescheuerten Tisch setzte, sah es reinlich und nett in dem Stübchen aus. Der rote Backsteinboden war mit weißem Sand bestreut, die geblühten Kattunvorhänge an dem großen Himmelbett immer frisch gewaschen, und der braune Kiefernschrank mit den gemalten Rosen, das Glanzstück des Hauses, noch so schön wie am Hochzeitstage der Mutter.

Aber das allein gab dem Stübchen nicht das helle Gepräge.

zug, der Verwundete nach Wien brachte, das Kind und seine Mutter mit. Einsamer noch ward es in dem einsamen Heidehaus.

Die Kunde aber von dem Heldentode der kleinen Samariterin von Rawaruska flog von Mund zu Munde. Durch alle Zeitungen, durch alle Länder, ging ihr Name. Bekannt und berühmt war das weltfremde, kleine Bauernmädchen plötzlich draußen in der großen Welt geworden.

Doch während man allenthalben ihre Barmherzigkeit, ihren Opfermut bewunderte, rang die kleine Heldin mit dem Tode. Der Brand war in die Wunde getreten und drohte das junge Leben zu vernichten. Noch im Eisenbahnzuge mußte ein Arzt sie operieren und den Fuß abnehmen.

Als die Rosel aus der Betäubung erwachte, lag sie in einem schönen, reinen Bett des großen Wiener Spitals. Ach, hier war es gut sein! Freundliche Schwestern neigten sich in rührender Fürsorge über das Lager der kleinen Patientin. Jede einzelne war bemüht, dem braven Kinde durch treueste Pflege seine Nächstenliebe zu vergelten.

Am Bette saß die Mutter und hielt die Hand ihrer kleinen Rosel. Ihre Züge waren vergrämt, ihre Augen trübe geworden von vielen Tränen. Auch als das Töchterchen zwar noch mit matter, aber verständlicher Stimme flüsterte: „Mutterle, nun werde ich bald wieder ganz gesund sein!“ wollten sich ihre Mienen nicht aufhellen.

Vieher Gott, wie sagte sie es dem armen, ahnungslosen Kinde bloß, daß es künftig nur noch einen Fuß haben sollte? Wie würde der Wildfang es ertragen, nie mehr umherpringen zu können wie andere Kinder?

Die Schwester nahm der bekümmerten Mutter die schlimme Botschaft ab. Mit weicher Stimme teilte sie der Kleinen das Notwendige mit.

Aber die Rosel brach nicht in Tränen aus, wie man geglaubt. Auch in diesem schicksalsschweren Augenblick versagte die Opferwilligkeit der Kleinen nicht. Ganz still lag sie da, nur um einen Schein blasser war sie wohl geworden. Dann aber wandte sie sich liebevoll zu der mit trostlosen Augen auf sie blickenden Mutter und flüsterte: „Nicht weinen, Mutterle, ich bin stolz darauf, daß ich meinen Fuß für unser Vaterland hab' hergeben dürfen!“

Viele Wochen mußte das heldenmütige Mädchen auf seinem Schmerzenslager ausharren. Sorgen quälten die Mutter. Was sollte aus ihrem Kinde werden, sobald es aus dem Spital entlassen würde? Welche traurige Jugendzeit stand der Rosel bevor, wenn sie mit dem einen Fuß in das kümmerliche galizische Heimatdorf zurückkehrte!

Als die arme Witwe eines Tages wieder schweren Herzens an die Zukunft dachte, öffnete sich die Tür des Krankenzimmers. Der Professor, der die Kleine behandelte, trat herein.

„Schau, Rosel,“ sprach er, sich liebevoll zu der kleinen Kranken niederneigend, „dies hier schickt dir unser guter Kaiser Franz Joseph zum Dank dafür, daß du gar so barmherzig zu seinen Soldaten gewesen bist!“ Damit legte er ihr ein funkelndes, goldenes Halsband mit blinkenden Steinen auf die Decke.

Die Rosel wagte sich nicht zu rühren. War's nicht gerade wie in dem Märchen von der Prinzessin im Heidemoor, das die Mutter ihr früher an Winterabenden erzählte?

„Ei, Rosel, sag', freust du dich denn gar nicht?“ fragte der Professor lächelnd.

Da schlug das Kind die schwarzen Augen, leuchtend in Glückseligkeit, zu ihm auf und strich zärtlich über die kaiserliche Gabe.

Befriedigt wandte sich der Arzt an die arme Bauernfrau, die sprachlos vor Staunen auf das huldvolle Geschenk blickte.

„Ihnen, liebe Frau, schickt unser guter Kaiser tausend Kronen

Ein immer froher und zufriedener Sinn wohnte auch in der kleinen Hütte. Wenn die Mutter im Hause schaffte oder ihre Weidenkörbe für den Verkauf flocht, summt sie ein Liedchen bei der Arbeit. Kam der große Bruder, der Franzl, vom Torffstechen zum Mittag heim, gleich hatte er das Schwesterchen bei den schwarzen Zöpfen und lachte und scherzte mit dem munteren Ding, daß die trockenen Salzkartoffeln ihnen wie der herrlichste Gansbraten mundeten.

Ja, die Rosel! Die hatte der liebe Herrgott in seiner besten Laune erschaffen. Kein Dirnlein im ganzen Umkreis hatte so blanke, schwarze Guckerl und so rosige Wangen. Blißlauber trotz des vielfach geflickten Röckchens, und so lustig und seelenfroh, daß einem das Herz im Leibe lachte, wenn man es nur anschaute.

Das „Heidehaus“ nannten die Leute das abgelegene Hüttlein, und die Rosel, weil sie wie eine wilde Rose da draußen an der sandigen Kiefernheide aufblühte, das „Heideröslein“.

Warum war die Rosel denn stets guter Dinge? Ei, weil sie's eben gar so schön auf der Welt fand. Wenn sie des Morgens mit ihrer Ziege auf die Weide zog, dann kam sie sich wie eine kleine Königin in ihrem Reiche vor. Ob das Barfüßchen mit dem Frühlingwind, der es übermütig an den schwarzen Zöpfen zauste, um die Wette lief, oder ob es auf seinen Steden gelehnt, still träumerisch über die strohgelben Stoppelfelder, die bräunlichen Sumpfwiesen schaute, stets meinte es, so schön wie in der Heimat könnte es nirgends anderswo sein. Das Heideröslein liebte dieses einförmige, unfruchtbare Grenzland mit den zerzausten Kiefern und den im Winde ächzenden Weidenbüschen, wie sie alles liebte, was sie umgab. Jedes Gräslein, jedes Herrgottskäferlein lag der Rosel am Herzen, und war dabei doch ein ausgelassener Wildfang, dem keine Föhre zu hoch und kein Graben zu breit war.

Dreizehn Jahre war das Heideröslein, da kam ein Sommer,

der war anders als alle, die es bisher erlebt. Der wirbelte selbst in dem ruhigen, weltabgeschiedenen Dörfchen Ramaruska das unterste zu oberst.

Krieg — Krieg — — bis in das entlegene Heidehaus am Kiefernrand flog herzentflammend die Kunde. Da warf der Franzl seine Torffschaufel beiseite und schnürte das Bündel. Die Mutter gab ihm tränenden Auges ihren Segen, und das Schwesterchen flocht die schönsten Blumen aus dem Hausgärtchen um den Hut des Davonziehenden. Der greise Kaiser Franz Joseph rief die Söhne seines Landes, da war keiner, der nicht begeistert in den heiligen Kampf eilte, das Vaterland vor den eindringenden Feinden, den russischen Kosaken, zu schützen.

In der Dorfschule saß jetzt die Rosel mit heißen Wangen und lauschte den Worten des alten Lehrers. Der erzählte, wie da draußen in der Welt an allen Ecken und Enden der Krieg wild emporloderte, welch ein Sturm der Begeisterung durch Österreich und sein Bruderland, das Deutsche Reich, brauste, wie das ganze Volk sich voll Heldenmut erhoben hatte gegen all die Feinde ringsum. Ja, da bligte es in den schwarzen Augen des Heiderösleins, und die braungebrannten Hände ballten sich zu Fäusten — ha, wer doch dabei sein könnte! Wenn sie doch auch dem bedrängten Vaterlande ihre Liebe, ihre Opferfreudigkeit beweisen dürfte!

Die kleine Rosel sollte bald mehr von dem Kriege zu sehen bekommen, als sie geglaubt. Von der Grenze her wälzte sich der Schreckensruf über Heide- und Moor: „Die Russen kommen — die Russen kommen!“

Verstörte Menschen aus den Grenzdörfern flüchteten, ihr Hab und Gut im Stich lassend, die staubige Landstraße entlang. Blutrot leuchtete der Himmel gen Osten von den vom Feind in Brand gesteckten Dörfern und Weilern.

Ja, war denn das noch Rosels stilles Heimatsdorf, das so friedlich zwischen Sumpfland und Kiefernheide geträumt? Es wimmelte dort plötzlich von Feldgrauen, in gewaltiger Zahl waren die österreichischen Truppen herangerückt, den mordbrennenden Feind aus dem Lande zu jagen. Jede Hütte hatte an zwanzig Mann Einquartierung. Auch das einsame Heidehaus war plötzlich von tapferen Soldaten überschwemmt und der Mittelpunkt lärmenden Kriegslebens.

Die arme Witwe gab für die braven Vaterlandsverteidiger her, was sie nur besaß. Aus ihrem Himmelbett hatte sie sich und die Rosel ausquartiert in die Kammer des Franzl, denn das Beste war für die jungen Helden, die todesmutig ihr Leben aufs Spiel setzten, gerade gut genug.

Und nun erst das Heideröslein. Das mußte gar nicht, was es den Tapferen alles antun sollte. Frische Ziegenmilch molk es ihnen zur Stärkung, die größten Eier schleppte es für sie herbei, und das schmachhafteste Brot half sie der Mutter kneten. Am erquickendsten aber war ihr froher Sinn, ihr zutraulich heiteres Wesen für die Quartiergäste.

Voll Staunen schaute die Rosel den Truppen bei ihren Befestigungsarbeiten zu. Da ward ein Teil der knorrigen Kiefern abgeholzt, da wurde das Heideland aufgerissen und Schützengräben angelegt. Drei- und vierfach hintereinander in langer Linie. Mit Holz und Baumstämmen wurden die Gräben wieder zugedeckt, Erde und Tannenreiser daraufgestreut, daß sie sich für das Feindesauge nicht von dem Erdboden unterschieden. Drinnen aber hatte man Maschinengewehre und Geschütze eingebaut. Auf allen viereckigen Höhlen mußten die Bewohner dieser Erdböden durch die kleine, unterirdische Holztür in ihre Behausung kriechen. Rosel schleppte mit ihrer Einquartierung um die Wette Stroh, Decken, einen alten Tisch und ein paar Schemel herbei, um die Schützen-

grabenvilla zu möblieren. Wie stolz war sie, als an dem einen Graben, den ihre Freunde bezogen, ein Schild prangte, das die Aufschrift trug: „Zum Heideröslein“.

Auch der heranrückende Feind hatte haltgemacht und begann sich in das Heideland einzugraben.

Gar lustig kam der Rosel dieses Höhlenleben vor, wenn sie den zum Schützengraben Abkommandierten Kaffee und warme Suppe zutrug. Aber bald wurde es Ernst — blutiger Ernst.

An einem heißen Augusttage war's. In bleiernem Fahlblau stülpte sich die Himmelskugel über die glühende Ebene. Da schoß plötzlich eine mächtige Feuerfäule hinter dem Kiefernwald in die Höhe, dicke, schwarze Rauchschwaden wirbelten über die Felder und Sumpfwiesen hin. Ein ohrenbetäubendes Krachen folgte, daß das Heidehaus hin und her schwankte, als sei es aus einer Spielzeugschachtel.

„Barmherziger Gott, steh' uns bei!“ Die arme Witwe, die nicht anders glaubte, als daß die Hütte über ihnen einstürze, sank in die Knie und zog ihr Kind schützend in die Arme. Ein unaufhörliches Dröhnen und Knattern setzte draußen ein. Jetzt wildrollender Donner der schweren Haubitzen, nun ratterndes Knackknack der Maschinengewehre, und dazwischen wie rasend knattern des Schnellfeuer aus den Schützengräben.

Es hielt die Rosel nicht im engen Stübchen. Sollte sie sich verkriechen, vielleicht gar den Kopf in Mutters Schürze stecken, während die Tapferen alle da draußen voll Todesmut sich dem Feinde entgegenwarfen?

Ein Höllenlärm durchtoste die heißen Lüfte, als die Rosel vor die Tür ihrer Hütte trat. Heulend kamen die Granaten über die Kiefernkrone dahergefegt, hier und da einschlagend, die Erde aufwühlend, Tod und Verderben ringsum ausfäend. Der Atem

zur Pflege für unsere brave, kleine Rosel. Lassen Sie nur den Mut nicht sinken. Was ärztliche Kunst vermag, soll Ihrem Töchterchen zuteil werden. Die Technik ist heutzutage weit vorgeschritten, man wird es kaum sehen, daß die Kleine einen künstlichen Fuß bekommt. Auch später wird Majestät für das tapfere, kleine Mädchen sorgen und ihm eine gute Erziehung zuteil werden lassen.“ Der Professor streichelte noch einmal die vor Freude geröteten Wangen der Rosel und schritt dann zur Tür hinaus, zwei glückliche Menschen zurücklassend.

Springen und umhertollen wie einst kann die Rosel jetzt freilich nicht mehr. Doch sie entbehrt es nicht, darf sie doch statt dessen viel lernen. Alle Welt ist lieb zu ihr. Sie selbst aber trägt ihren künstlichen Fuß mit dem gleichen Stolz wie ein Krieger sein Eisernes Kreuz.

Der Name der kleinen Samariterin von Ramaruska wird unvergessen bleiben.

Die beste Freundin.

Tiefblauer Spätsommerhimmel, hier und da von lustigen kleinen Flatterwölkchen überzogen, stülpte sich wie eine große, kristallene Riesenglocke über das liebliche Dessetal. Die frischgrünen, samtweichen Matten, der schattige Bergwald und vor allem die reine, kräftige Gebirgsluft lockten von Jahr zu Jahr mehr Sommergäste in das versteckte, nahe der schlesisch-böhmischen Grenze gelegene Dörfchen. Schmucke, neue Landhäuser waren entstanden, unternehmungslustig kletterten sie die Wiesenhänge hinauf. Hängematten schaukelten sich zwischen dunklen Bergföhren, und helles Kinderlachen erklang, bis der raue Herbst wiederkam. Drunten aber im Tal, wo das langgestreckte, saubere Dorf sich beiderseits der schläfrig dahinziehenden Desse bergwärts zog, da klapperten die Sägemühlen, da prusteten und dampften die gewaltigen, freisunden Glasöfen, da schnurrten die Räder der weltberühmten böhmischen Glaschleifereien.

Den mit farbenprächtigen Herbstastern eingefakten Riesweg, der sich von der Villa des Direktors der Glasfabrik zum Flößchen herabzog, kam dessen zwölfjähriges Töchterlein Hildegard entlanggelaufen. Sie hatte es ungemein eilig, die Hildegard, denn drüben, jenseits der neuen, steinernen Brücke, da wartete sicher schon die blonde Felicitas, seit drei Wochen ihre beste Freundin, ungeduldig auf die so lange Säumende. Ja, die hatte es gut, die Prager Felicitas oder vielmehr „Fee“, wie Hildegard sie zärtlich zu nennen pflegte. Die hatte den lieben, langen Tag hier nichts weiter zu tun, als sich in Wald und Wiesen umherzutummeln und sich rote Backen

während ihres Landaufenthalts zu holen. Die brauchte nicht morgens früh erst eigenhändig in ihrem Zimmer die niedlichen weißen Korbmöbel und Rippfächer abzustauben und die Blumenstöcke vor dem Fenster zu begießen. Die hatte nicht nötig, hier ein Sprachbuch aufzumachen, während Hildegard auf Wunsch der Mutter auch in den Ferien jeden Morgen eine Stunde fleißig ihre Schulaufgaben wiederholen mußte.

So arg lang wie heute aber hatte sie die Freundin noch nie warten lassen. Das Kinderfräulein war auf vierzehn Tage heimgereist, da hatte Hildegard noch ein Stündchen der Mutter die Aufsicht über das kleine Schwesterchen abnehmen müssen. Sonst war Hilde auch stets gern dafür zu haben gewesen. Stolz war sie, wenn die Mutter ihrer „Großen“ die goldhaarige Urjel, den Liebling des Hauses, anvertraute. Aber heute vermochte selbst das reizende Geplauder des dreijährigen Schwesterleins Hildegard nicht über die Zeitversäumnis zu trösten. Wenn Fee nun nicht wartete oder es vorzog, mit der Wiener Steffi, dem gezielten Ding mit den gewickelten Locken, einen Spaziergang zu machen! Hildegard mochte die Steffi, die schon wie eine Dame auf hohen Absätzen die Dorfstraße entlangtrippelte und allenthalben das rote Sonnenschirmchen aufspannte, um nur ja keine Sommerprossen zu erhalten, ganz und gar nicht.

„Hilla soll mit Ulla spielen, Hilla Tuchen baden“, wie die strahlenden Kinderaugen des Schwesterchens gebettelt hatten.

Aber Schwester Hildegard hatte heute keine Lust zum Spielen gehabt. Sie hatte die oberste Stufe des Gartenhäuschens, das auf einer kleinen Anhöhe gelegen war, erklimmen und angestrengt zum andern Ufer der Desse hinübergeäugt. War das nicht Fees hellblaues Muffelkleid da zwischen den knorrigen Ulmen? Und das Rot, das dort drüben zwischen wehenden Weidenschleiern aufleuchtete, das konnte nichts anderes als Steffis Sonnenschirm sein.

Endlich war die Mutter zur Ablösung erschienen. Wie ein Pfeil schoß Hildegard den Gartenpfad herab und aus dem Tor.

Hui — nun ging's die Kastanienallee, die zur Glaschleiferei herabführte, entlang. Jetzt stand sie an dem klaren Gebirgswasser — hurra — jenseits der Brücke wehte es himmelsblau und feuerrot. Sie waren noch da, sie hatten auf sie gewartet.

„Fee — Steffi“ — selig sagte Hildegard links und rechts die beiden unter, ganz vergaß sie es in ihrer Freude, daß sie die Steffi eigentlich nicht leiden mochte.

„Du hast wohl heute nicht aus den Federn gefunden, Hildchen?“ neckte Fee. —

„Deinetwegen hätten wir hier bald einen Sonnenstich bekommen“, fiel Steffi vorwurfsvoll ein.

„Hast ja doch dein rotes Sonnendach bei dir“, entgegnete Hildegard und wandte sich dann an Felicitas. „Ich sollte Mutter noch ein bißel helfen und Klein-Urjel beaufsichtigen.“ Und ein wenig Stolz, daß man sie zu solchem Ehrenamt ausersehen hatte, wenn's ihr auch heute ungelegen gekommen war, klang doch mit.

„Habt ihr denn kein Kindermädchen dazu?“ fragte Steffi ein wenig von oben herab und rümpfte das Näschen.

„Unser Fräulein ist verreist, und die Mädchen hatten andere Arbeit. Ich tu's ja auch sehr gern“, antwortete Hildegard — war's der Schein von Steffis rotem Sonnendach, der Hildegards Gesicht plötzlich mit tieferem Rot färbte, oder war die Empfindung, soeben nicht ganz bei der Wahrheit geblieben zu sein, daran schuld?

„Das ist Geschmacksache, ich möcht' nicht Kindermädchen spielen. Meine jüngeren Brüder haben ihren Hauslehrer mit in der Sommerfrische, und für Bubi, den Kleinsten, sorgt seine Kinderfrau.“ Das hübsche Kommerzienratstochterlein aus Wien warf den dunkelblonden Kopf etwas hochmütig zurück.

„Weißt du, Steffi, du solltest dich besonders um deine Brüder

Freundin ist. Fee ist so gut, die hat das Gretli gleich gern gehabt, dann könnten wir alle drei Freundinnen sein.“ Dieser Vorschlag erleichterte Hildes bedrücktes Herz.

Es kam aber anders. Steffi wich nicht mehr von Fees Seite. Wollte Hilde mit Fee zusammen sein, mußte sie auch die Steffi mit in Kauf nehmen. Obgleich es Felicitas ebenfalls viel netter mit Hilde allein gefunden hätte, brachte das gutherzige Kind es nicht über sich, Steffi auszuschließen.

„Sie ist doch mutterlos“, sagte sie, sobald Hilde ihr zuflüsterte, mal zu zweien etwas zu unternehmen. So blieb Hildes Vorschlag unausgeführt. Steffis Spottsucht mochte sie nicht wieder zum Opfer fallen.

Die schönen Spätsommertage gingen zu Ende. Nebelschwaden stiegen von den Bergen hernieder und hüllten das ganze Tal in grauen Regendunst. Es goß von früh bis spät.

Während der Regentage hatten die Kinder der Glasfabrik einen Besuch abgestattet. Felicitas wollte gern sehen, wie das Glas hergestellt wurde. Hilde hatte heimlich gehofft, daß Steffi sich nicht daran beteiligen würde.

„Du, da sind bloß lauter Arbeiter, solche Leute interessieren dich doch nicht“, so hatte sie Steffis eigenen Ausspruch wiederholt. Aber trotzdem war diese mit dabei.

Der alte Werkmeister Kleinert führte die Kinder durch die Glasbrennerei und Schleiferei. Er war ein lustiger alter Mann und machte gern sein Späßchen. Hilde war sonst stets eine dankbare Zuhörerin dafür gewesen. Aber sie hatte jetzt Gretlis Großvater gegenüber kein reines Gewissen.

Mund und Nase sperrten die kleinen Fremden auf. Nein, war das lustig, wie die glühende feurige Glasmasse, die aus den langen Eisenpfifen geblasen wurde, allmählich Form und Gestalt annahm. Wie hier ein Gefäß, dort eine Karaffe entstand. Noch lange hätten

sie, trotz der Siedehitze, an dem freisunden Glasofen stehen und zuschauen mögen. Aber der alte Werkmeister Kleinert hatte mehr zu tun. Der Schritt erklärend weiter von Raum zu Raum, seinen jungen Begleiterinnen voran. In dem Abkühlungssaal hatte Gretlis Mutter ihre Beschäftigung.

Freundlich erwiderte sie Hildes etwas scheuen Gruß und fragte sie: „Willst du Sonntag, wenn's schön ist, mit uns in die Preiselbeeren, Hildchen?“

„Wenn — wenn Mutter es erlaubt“, suchend und stotternd kam die Antwort. Wie Steffi wieder die Mundwinkel herabzog, alle Freude an dem Rundgang durch Vaters Fabrik war Hildegard plötzlich genommen. Und als sie am Eingang in die Glaschleiferei noch gar Gretli begegnete, hätte sie sich am liebsten in ein Mausloch verkrochen.

Aber Gretli tat ganz unbefangen. „Ich bringe dem Großvater sein Mittagessen herab“, sie wies auf den Henkelkorb an ihrem Arm. „Es ist jetzt soviel zu tun, daß er nicht mal Mittagspause machen kann.“

„O Herr Kleinert, da wollen wir Sie aber nicht länger stören.“ Hilde trachtete danach, möglichst schnell von Gretli fortzukommen. So schlecht, so undankbar war sie sich noch nie erschienen, wie diesen braven Menschen gegenüber.

Gretli reichte Hilde die Hand. „Wir wollen Sonntag Preiselbeeren suchen. Wenn der Regen aufgehört hat, gibt's viele. Du bist jedes Jahr dabei gewesen, Hilde, kommst du diesmal nicht auch mit?“ Die Vergißmeinnichtaugen hingen erwartungsvoll an der Freundin Gesicht.

Da sah Hilde nicht mehr die spöttische Miene Steffis, sondern nur Gretlis gute Augen. Frei und herzlich wie einst vermochte sie zu sagen: „Ich bin sehr gern dabei, Gretli, wenn ich darf.“

kümmern, weil sie doch keine Mutter haben, die für sie sorgt“, sagte Felicitas. Ihre jungen Augen sahen dabei seltsam ernst drein.

Hildegard drückte den Arm der Freundin anerkennend zärtlich. Steffi aber machte abweisend: „Ach, was — wer kümmert sich denn um mich, seit mein Papa als Hauptmann der Reserve gegen die Italiener kämpft!“

Die drei Blappermäulchen waren verstummt. Seltsam lag das ausnahmsweise Schweigen in der von Heupferdchen durchgeigten Spätsommerluft. Hildegard, die selbst von Mutterliebe zärtlich umsorgt war, empfand es schmerzlich, daß sie bisher so wenig nett zu der mutterlosen Steffi gewesen war.

„Mein Vater ist Stabsarzt in Rußland“, unterbrach Felicitas schließlich die kurze Stille.

„Und meiner ist als Freiwilliger gegen die Engländer gezogen — aber Mutter sorgt sich, weil er schon so lange nicht geschrieben hat“, berichtete Hildegard.

Leichtfüßig stiegen die drei Mädchen nun aufwärts. Steffis Sonnenschirm leuchtete wie eine große Mohnblume zwischen den beiden. Als sie ein großes Weideland überschritten, auf dem bunt-scheckige Kühe dummglotzend den Kopf beim Wiederkäuen nach ihnen wandten, erwachte der Übermut in Hilde. Der Steffi, dem hochmütigen Stadtkind, wollte sie mal einen Schabernack spielen.

„Kinder — wir dürfen nicht zu nahe dort an den Stier vorbeigehen“, der Schelm wies bei diesen Worten auf eine gutmütige, brave Kuh. „Er kann manchmal wild werden, ihr habt doch nichts Rotes an euch?“

„Doch — meinen Sonnenschirm — ach, was fange ich denn bloß an?“ Entsetzt versuchte Steffi den grellroten Schirm auf dem Rücken zu verbergen.

Hildegard lachte wie ein Kobold, und Felicitas, die den Scherz merkte, stimmte mit ein.

Ob der brave Vierfüßler durch das helle Mädchenlachen aus seiner beschaulichen Ruhe aufgeschreckt ward, oder ob er miteinstimmen wollte, genug, Hildes „Stier“ begann plötzlich ein tief dröhnendes „Muh“ auszustoßen.

Jetzt war kein Halten mehr bei der Steffi.

„Der Stier wird wild — er spießt uns auf!“ laut aufreißend jagte sie davon. Die andern beiden hielten sich die Seiten vor Lachen.

Droben am Waldsaum stand ein bescheidenes Häuslein. Das Kleinert-Haus hieß es im Dorf. Mit seinen rosenrot getünchten Mauern, den bunten Bergnelken vor den blißblanken Fenstern schaute es gar freundlich zu Tal. Die ausreißende Steffi sah nichts von der schmucken Anmut des ärmlichen Häusleins. Die erblickte nur ein rettendes Dach vor sich — flink — flink hinein, ehe der Stier sie erreichte. Sie stürmte über die säuberlich mit weißem Sand bestreuten Backsteine des Hausflurs zu der ersten besten Tür hinein und vergaß in ihrer Angst sogar das Anklopfen.

Auf der Ofenbank am grünen Kachelofen saß in der Stube eine weißhaarige Alte. Zwischen ihren Fingern klapperte das Strickzeug. Bei dem jähen Eintritt der kleinen Fremden ließ sie den grauen Soldatenstrumpf in den Schoß sinken und richtete die Augen mit sonderbarem Blick auf den Gast. Steffi wußte nicht, warum ihr plötzlich noch bekommener zumute wurde.

„Das ist doch nicht mein Gretli — wer ist da?“ fragte die Greisin freundlich. Aber es war ein seltsames Tasten in ihrer Stimme, als ob sie angestrengt dabei horchte.

„Ich bin die Steffi Windhuber aus Wien — ach, bitte, bitte, retten Sie mich vor dem wütenden Stier!“ Steffi, die sonst auf alles, was ärmlich gekleidet war, stolz herabzublicken pflegte, hob flehentlich die Hände zu der alten, einfachen Frau.

„Ein Stier — hier gibt's keinen Stier, Kind“, sagte die Alte.

„Am End' find's vor einer Ruh auf und davon —“ und sie lachte vor sich hin, während sie die Stricknadeln aufs neue in Bewegung setzte.

„Ei — ich werd' doch wohl noch eine Ruh kennen“, erwiderte Steffi empfindlich. Das kam dem verwöhnten Mädchen nicht oft vor, daß es ausgelacht wurde. Am liebsten hätte sie der Alten den Rücken gelehrt, aber — — ob sie sich schon wieder hinauswagen konnte? Ein scheuer Blick flog zum Fenster hin. Dabei glitt Steffis Auge über den davorstehenden Tisch aus gelblichem Rienholz. Manu — lag da nicht ein aufgeschlagenes französisches Sprachbuch? Wie kam denn das hier in diese armselige Hütte? Lernte die alte Frau mit den sonderbaren Augen etwa Französisch?

Ehe Steffi noch hinter die Lösung des Rätsels gekommen war, erklang ausgelassenes Mädchenlachen zweistimmig vom offenen Fenster her. Zwischen roten und gelben Nelken wurden ein blonder und ein brauner Kopf sichtbar.

„Grüß Gott, Großmutter Kleinert, hat sich Fräulein Hasenfuß zu Ihnen geflüchtet — Steffi, der Stier läßt dich grüßen — hahaha.“ Hildes erhitztes Gesicht lugte schelmisch herein.

„Ei, die Hilde — willkommen, Kind — hast dich ja so lang nicht bei uns sehen lassen. Was wird das Gretli für eine Freude haben! Es ist hinterm Haus beim Kartoffelhaden“, rief die alte Frau Kleinert mit einer Lebhaftigkeit, die man ihr gar nicht zutraut hätte.

Hildes heißes Gesicht färbte sich noch röter als die Bergnelken, zwischen denen es aufgetaucht war. Sollte sie das Gretli beim Kartoffelhaden auffuchen? Sonst war sie ein Herz und eine Seele mit dem Kleinert-Gretli gewesen, ihre allerbeste Freundin war es, bis die Sommerferien begannen. Da waren andere Kinder ins Dorf gekommen, die vornehmer ausschauten. Zu denen paßte das Töchterlein des Direktors der Glasfabrik doch entschieden besser,

als zu der bescheidenen Enkelin des Werkmeisters. Hilde war sonst immer frei von jedem Dünkel gewesen. Aber über die neue Freundschaft mit Felicitas war die alte mit Gretli vernachlässigt worden.

Viele Jahre hatte Gretlis Mutter bei Hildes Großeltern, die schon Besitzer der Glaschleiferei gewesen waren, treu gedient, bis sie den Franzl Kleinert, einen braven Glasbläser aus der Fabrik, geheiratet hatte. Rosenrot hatte der Franzl sein Elternhaus zum Einzug seiner jungen Frau angepinselft, und rosenrot waren den jungen Leuten die Jahre trotz Einschränkens und Sparens dahingeflossen. Sie hatten sich lieb, die Frau wußte das bißchen Habe ordentlich zusammenzuhalten und war den alten Schwiegereltern, die mit ihnen das Haus teilten, eine brave, liebevolle Tochter. Als nun gar das Gretli die strahlenden Bergißmeinnichtaugen aufschlug und munter in die Welt hineinkrähte, kannte das bescheidene Glück des Kleinert-Hauses keine Grenze.

In einem Jahr mit Hildegard Eckart hatte Gretli das Licht der Welt erblickt. Da war es kein Wunder, daß die beiden Kinder Freundschaft miteinander schlossen. Gretlis Mutter kam noch häufig zur Aushilfe ins Direktorenhaus. Dann brachte sie ihre Kleine mit. Frau Direktor Eckart sah es gern, daß ihr Töchterchen, die lange Zeit ohne Geschwister blieb, in dem wohlerzogenen Gretli eine Spielgefährtin hatte. Und als Hilde erst auf eigenen Füßen umherlaufen konnte, da war ihr liebster Weg zum Kleinert-Haus hinauf. Gab es dort außer der munteren Altersgenossin doch immer einen rotbackigen Apfel oder eine Muschnitte für das Naschmäulchen. Bei Großmutter Kleinert schmeckte alles nochmal so gut wie daheim.

Die beiden Kleinen waren herangewachsen. Gretli ging in die Dorfschule, während Hilde zu Hause unterrichtet wurde, da ihre Eltern den Dorfschulunterricht nicht ausreichend für ihr Töchterchen fanden. Unter der Trennung von ihrer Freundin litt Hildegard

Gretlis offenes Gesicht verklärte sich förmlich, und auch Hilde sah froh drein. Am liebsten hätte sie in diesem Augenblick Gretli einen Kuß gegeben und es gebeten, ihr nicht böse zu sein, daß sie fremde Kinder ihm vorgezogen hatte. Aber so weit ging Hildes Selbstüberwindung vor den andern noch nicht.

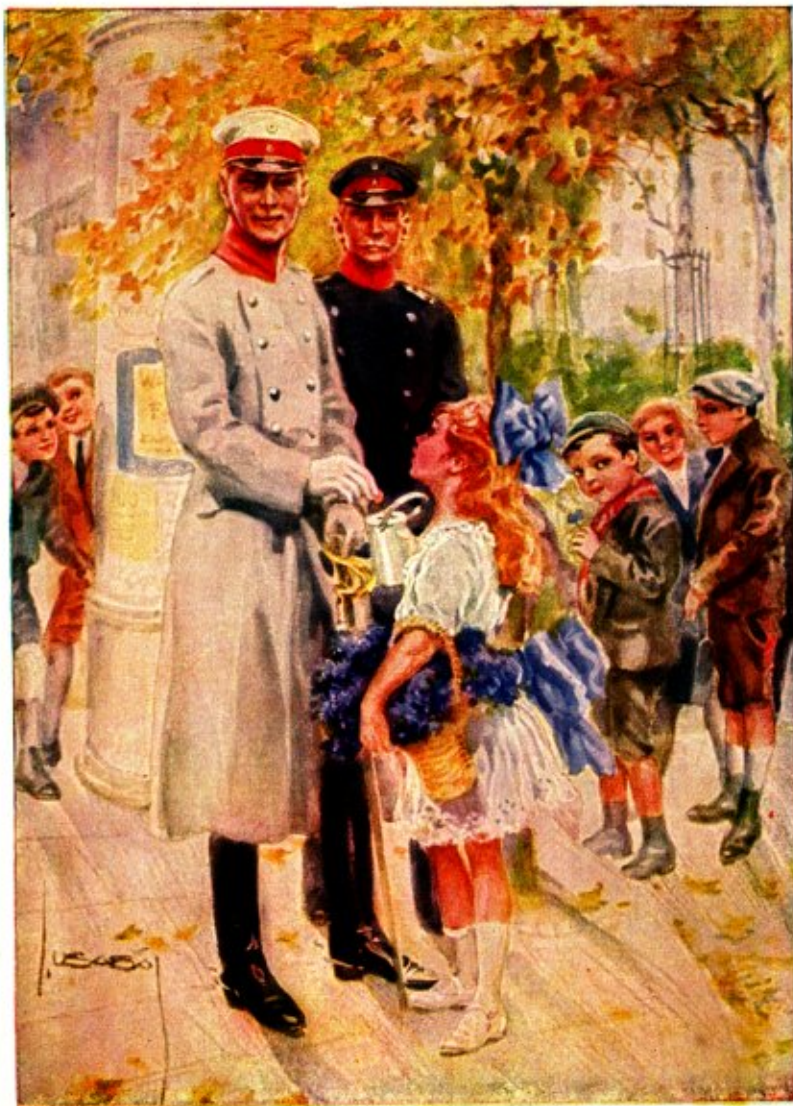
„Ich würde auch gern Preiselbeeren suchen helfen, wenn ich mitgenommen werde“, ließ sich da Felicitas hören.

„Ja, natürlich — fein, Fee!“ rief Hilde strahlend. Auch Gretli war erfreut. Steffi verhielt sich schweigend. Das sollte ihr einfallen. Nein, dazu war sie sich zu gut. Aber niemand war darüber böse, daß Steffi stumm verzichtete.

Im Gegenteil, selten hatte sich Hilde auf einen Tag so gefreut, wie auf den Sonntag. Mit Gretli und Fee allein zusammen beim Beerensuchen — einfach wundervoll würde es werden. Da würde sich schon die Gelegenheit ergeben, sich mit Gretli auszusprechen und auch Felicitas den wahren Sachverhalt mitzuteilen. Dann würde ihr auch wieder leicht und froh ums Herz werden. Bereits am Samstag lachte goldener Sonnenschein auf das in frischer Schöne grüßende Dörfchen herab. Am nächsten Morgen würde sicher auch der Waldboden trocken sein. Nichts stand dem Sonntagsvergnügen im Wege.

So dachte wenigstens Hildegard, aber es sollte anders kommen. Der alte Dorfpostbote brachte am Nachmittag eine Feldpostkarte. Jubelnd eilte Hilde damit zur Mutter, die sich seit vielen Tagen um das Ausbleiben eines Lebenszeichens ihres Mannes Sorge machte. Nun würde auch sie morgen einen frohen Sonntag haben.

In freudiger Aufregung und kindlichem Ungestüm übersah Hilde, daß die Karte nicht die Schriftzüge des Vaters trug. Frau Eckart aber brauchte nur einen Blick darauf zu werfen, um überzeugt zu sein, daß da nicht alles in Ordnung war.



Hr. 9, Lotte Majewits 4.

Kornblumentag.

sehr, und da hatte der Herr Lehrer eines Tages den Vorschlag gemacht, das Kleinert-Gretli, das immer die Erste war, an dem Unterricht teilnehmen zu lassen. Dem fleißigen, befähigten Kinde konnte dadurch eine bessere Lebenslaufbahn erschlossen werden, und der Hilde würde es sicherlich ein Ansporn sein, mit dem Gretli zu wetteifern.

So war es gekommen, daß die beiden Kinder nicht nur ihre Spiele, sondern auch ihre Arbeit miteinander teilten, daß eine innige Freundschaft mit ihnen groß wurde. So kam es auch, daß auf dem bescheidenen Kienholztisch in dem ärmlichen Kleinert-Hause ein französisches Sprachbuch lag.

Ehe Hildegard noch den schweren Kampf in sich, ob sie wohl in Gegenwart der neuen Freundinnen Gretli im Garten aufsuchen könnte, ausgefochten hatte, wurde die Stubentür geöffnet. Auf der Schwelle erschien das Gretli, einen Korb Kartoffeln in den Händen. Das saubere Rattunröschchen hatte es sorgsam aufgesteckt, um es ja nicht erdig zu machen. Unter dem rot-schwarzgestreiften Unterrock wurden nackte, braungebrannte Beine sichtbar. Das frische Gesicht, vom blonden Zopfstranz gekrönt, glühte vor Arbeitsfreude.

„Großmutter,“ rief Gretli schon unter der Tür, „so gut wie heuer sind unsere Kartoffeln lang nicht geraten. Tut auch not im Kriegsjahr, wo alles so teuer und knapp ist — — —“ Da brach es ab. Es hatte den fremden vornehmen Besuch in der Stube erpäht.

„Grüß Gott“, herzwinnend ging Gretli auf die steif dastehende Steffi zu, wischte sich die Hand an der blau bedruckten Schürze ab und reichte sie der kleinen Fremden zum Gruß.

Doch Steffi rührte sich nicht. Was fiel dem Dorfmadel ein, ihr die Hand zu geben!

„Wünschst du etwas von uns?“ fragte Gretli, trotzdem ihr die deutliche Abweisung weh getan hatte, noch immer freundlich.

Steffi schwieg empört. Wie konnte diese Bauerndirn sich nur erdreisten, sie mit „du“ anzureden!

Vom Fenster her zwischen den bunten Nelken aber klang's herein: „Vor dem wilden Stier hat sie sich zu euch geflüchtet, die Steffi, mächtige Angst hat sie gehabt.“ Da stand Hilde auch schon in der Stube und hatte beide Hände Gretlis ergriffen. Der Kampf in der jungen Brust war beendet. Steffis häßlicher Hochmut hatte ihr den richtigen Weg gewiesen.

„Grüß Gott, Gretli“, sagte Hildegard noch, und dann verstummte sie jäh. Es war ihr plötzlich zum Bewußtsein gekommen, daß sie sich drei Wochen lang gar nicht um die Freundin gekümmert hatte, ja, ihr nach Möglichkeit aus dem Wege gegangen war.

Aber Gretli war nicht nachtragend. „Das ist schön, Hilde, daß du dich wieder mal nach uns umschau'st. Ich hatte allweil im Garten und auf dem Feld zu schaffen, da die Mutter doch in Vaters Abwesenheit in der Fabrik Arbeit angenommen hat. Sonst wär' ich schon mal auf einen Sprung zu dir gekommen.“

In Hilde Eckarts offenem Gesicht kam und ging das Blut. Sie sah Steffis spöttische Miene über ihre „Freundin“, die barfuß Kartoffeln hackte, und deren Mutter in der Fabrik arbeitete. Und sie erblickte in der offen gebliebenen Tür die ihr nachfolgende Felicitas mit großen, erstaunten Augen. Wenn Fee, die sie herzlich liebgewonnen hatte, ihr nun die Freundschaft kündigte, weil sie die ihre einem armen Dorfmadchen geschenkt — falsche Scham nahm aufs neue von der jungen Kinderseele Besitz. Die gute Regung, die noch eben die Oberhand gehabt, verkroch sich wieder.

„Habt — habt ihr Nachricht von deinem Vater?“ stieß Hilde verlegen hervor, nur um die Peinlichkeit des Schweigens abzukürzen.

„Ja, gestern“, Gretlis sonnengebräuntes Gesicht strahlte. „Vater ist gesund trotz schwerer Kämpfe. Er hat sich beim Sturm-

angriff ausgezeichnet und ist zum Unteroffizier befördert worden.“ Kindlicher Stolz leuchtete aus Gretlis Vergißmeinnichtaugen — das war ein anderer Stolz als der, den Steffis Wesen kennzeichnete.

Ein schneller Seitenblick huschte zur Steffi hin, wie spöttisch es um deren Mundwinkel zuckte — da brachte Hilde den Glückwunsch, der sich ihr aus warmem Herzen empordrängte, nicht über die Lippen.

Das einfache, freimütige Gretli ahnte nichts von diesen Empfindungen ihrer Freundin Hilde. Wohl hatte es sich ein wenig zurückgesetzt gefühlt, daß Hilde jetzt durch die Sommergäste keine Zeit mehr für sie zu haben schien. Aber fleißiges Schaffen in Haus und Feld ließ keine unnützen Gedanken aufkommen. So sagte es auch jetzt in der schlicht freundlichen Art, die ihm aller Herzen gewann: „Wollt ihr nicht in die Beißblattlaube kommen und ein Glas Apfelmost bei uns trinken?“ Natürlicher Herzenstakt ließ Gretli ihrer Pflicht als Wirtin eingedenk sein.

Die Beißblattlaube — die schönsten Stunden hatte Hilde mit Gretli in dem lauschigen Grün verlebt. Da hatten sie gemeinsam gearbeitet und gelernt. Dort hatten sie für ihre Väter im Felde emsig gestrickt und dazu aus heller Kehle Vaterlandslieder gesungen. Aber mit der hochmütigen Steffi zusammen in Gretlis Beißblattlaube — nein, wie eine Entweihung wäre es Hilde vorgekommen.

„Es geht heute nicht — wir wollen noch einen Spaziergang machen — ein andermal, Gretli“, brachte sie stotternd hervor. Dann wandte sie sich an die still dem Gespräch folgende alte Frau: „Auf Wiedersehen, Großmutter Kleinert.“

„Na, das Wiedersehen wird wohl auf sich warten lassen, bis die Fremden fort sind, Kind“, sagte die und richtete ihre erloschenen Augen auf die puterrote Hilde. Der war es, als ob die Blinde die

geheimsten Gedanken ihrer Seele gelesen hätte. „Auf Wiedersehen, Gretli!“ Dem traurig fragenden Blick der Freundin vermochte Hilde nicht standzuhalten. Als ob sie Feuer unter den Füßen hätte, strebte sie aus dem Häuslein, das ihr sonst der liebste Aufenthalt gewesen war, hinaus. Felicitas nickte Gretli ein freundliches Lebewohl zu, während Steffi den Kopf kaum zum Gruß bewegte.

Lange stand Gretli, an die rosenrote Wand ihres Häusleins gelehnt, und schaute den drei zu Berg steigenden Mädchen nach. Sie stand und schaute, bis Hildes braune Zöpfe verschwanden, bis ihr die klaren Vergißmeinnichtaugen zu tränen begannen. Dann erst ging Gretli ins Stübchen zur Großmutter zurück. Die konnte es ja zum Glück nicht sehen, daß ihr immer lustiges Gretli geweint hatte.

Nein, sehen konnte es die alte Frau nicht, aber mit dem verfeinerten Empfinden der Blinden fühlte sie deutlich die Enttäuschung, die ihr Liebling niederzuringen bemüht war.

„Gräme dich nicht, mein Gretli“, sagte sie liebevoll, „die Hilde findet schon wieder den Weg zu uns zurück. Sommerfreundschaften sind wie Schmetterlinge, bunt und verlockend, aber von kurzer Dauer. Nur was Bestand hat, hat Wert.“

Da ging Gretli getröstet wieder an die Arbeit.

Der Hilde aber ward es nicht so schnell leicht ums Herz. Sie, die sonst behend wie ein Zicklein von Fels zu Fels kletterte, stieg heute langsam und schwerfällig aufwärts, als ob sie eine unsichtbare Last auf dem Rücken trüge. Das waren die Selbstvorwürfe, die keinen Frohsinn aufkommen ließen.

„Puh — war das eine Lust da drinnen.“ Steffi schüttelte sich förmlich. „Und wie dreist von dem Bauernmädchel, uns Apfelmost anzubieten. Wir hätten es ihr ja bezahlt, aber —“

„Gretli nimmt nichts für ihre Gastfreundschaft bezahlt! Das

Die Nachricht rührte von einer Bazarettschwester her. Herr Eckart hatte beim Patrouillendienst eine schwere Verwundung davongetragen und war vom Feldlazarett nach einer Stadt im Rheingebiet gebracht worden. Von dort aus übermittelte die Schwester seine Grüße an Frau und Kinder.

Nachdem der erste Schreck überwunden war, gab es für Frau Eckart kein Überlegen. Es stand fest bei ihr, daß sie zu ihrem Manne reisen und sich persönlich davon überzeugen mußte, daß keine ernste Gefahr vorlag. Eher fand sie keine Ruhe.

Die einzige Schwierigkeit bestand nur darin, daß sie ihrem Kinderfräulein, die äußerst zuverlässig war, eben Urlaub erteilt hatte. Vor Mittwoch oder Donnerstag würde diese nicht zurück sein. So lange litt es aber die geängstigte Frau nicht fern von ihrem kranken Manne.

Hilde, die über diese Botschaft jetzt ebenso betrübt war, wie sie vorher erfreut gewesen, bat die Mutter, sogleich zu reisen. Sie würde schon für das Schwesterchen Sorge tragen. Die Mutter könne ihr Klein-Ursel ganz ruhig anvertrauen. Kein Gedanke an das gestörte Beerensuchen, auf das sie sich so gefreut, kam Hilde. Alle Gedanken flogen liebevoll zum Vater und nahmen an Mutters Sorge teil.

Die war wirklich so groß, daß die Unruhe um die alleinbleibenden Kinder dagegen zurückstehen mußte. Hilde war für ihre zwölf Jahre ein recht verständiges Mädchen. Sie würde sicherlich ihr Versprechen, auf Klein-Ursel gut acht zu geben, erfüllen. Auch die Dienstboten waren schon mehrere Jahre im Hause, es war Verlaß auf sie. So packte Frau Eckart eine Stunde später ihren Koffer. Ihre Kinder begleiteten sie bis zum Wagen, der sie nach der Bahnstation bringen sollte.

„Noch eins, Hildchen,“ sagte die Mutter beim Abschied, „es ist mir eine Beruhigung, wenn du mit dem Kinde, bis das Fräulein

sind wohl Stadtmoden, bei uns ist so etwas nicht Sitte“, warf da Hilde ein. Und es war ihr, als ob das unsichtbare Päckchen auf ihren Schultern plötzlich nicht mehr so schwer drückte, weil sie die Partei der Freundin ergriffen hatte.

„Ich fand es reizend in der netten Bauernstube“, ließ sich da Felicitas vernehmen. „Das Gretli hat ein so liebes, herziges Wesen, daß man ihm gut sein muß. Warum hast du mir nie von ihr erzählt, Hilde? Kennt ihr euch schon lange?“

Ehe Hilde noch antworten konnte, daß sie von klein auf mit dem Gretli befreundet gewesen, ja, daß es eigentlich ihre beste Freundin sei, hatte ihr Steffi die Antwort vorweg genommen.

„Ihr geht wohl zusammen in die Dorfschule, hahaha?“

„Nein, aber — aber“, — — — nun hatte Hildegard doch nicht die Freimütigkeit, zu bekennen, daß Gretli mit ihr zusammen Unterricht erhielt, und daß sie ihr in manchen Fächern sogar voraus war. „Gretlis Mutter war schon im Hause meiner Großeltern. Und Gretlis Großvater ist Werkmeister in unserer Fabrik. Ihre Mutter hat sich zur Arbeit gemeldet, weil jetzt im Krieg Frauen und Mädchen eingestellt werden mußten, wenn der Betrieb nicht stillstehen sollte“, so berichtete Hilde eifrig, um das zu verschweigen, was sie eigentlich sagen wollte.

„Solche Menschen interessieren mich gar nicht, du hast merkwürdige Freundschaften“, sagte Steffi und rümpfte das feine Näschen.

„Dich habe ich ja noch nicht um die deine ersucht!“ Der Ärger über sich selbst, daß sie Gretli nicht vor den andern anerkannt hatte, trug mehr Schuld an dieser scharfen Antwort, als der über Steffis Worte.

„Nicht streiten, wir wollen doch recht vergnügt miteinander sein“, mit diesen Worten legte sich die sanfte Felicitas ins Mittel.

Ja, sei mal einer recht vergnügt, wenn er das deutliche

Bewußtsein mit sich herumträgt, seine einstige beste Freundin verleugnet zu haben!

Die drei standen hoch oben am Stauwerk der Desse, das die gewaltigen Wassermassen, die von den Bergen herabstürzten, dämmte und ganz allmählich zu Tal fließen ließ. Sie starrten in den bräunlichen Strudel, aus dem der weiße Wellengischt in Milliarden Tröpfchen umherprühte.

„Ist das großartig“, sagte Felicitas und sprang hin und her unter dem im Sonnenlicht wie lauter Edelgestein blühenden Wasserfächer. Da fand auch Hildegard ihren kindlichen Übermut und versuchte die sich etwas zurückhaltende Steffi zu bespritzen.

„Du, meine Locken gehen von der Feuchtigkeit auf“, sagte diese abwehrend, „kommt, wir wollen weiter.“

„Ach nein, hier ist es so schön an dem Wasserfall“, rief Felicitas. Selbst ihre bleichen Wangen hatten sich gerötet.

„Das ist kein Wasserfall, Fee, das ist doch der Damm“, belehrte sie Hilde. „Wenn der nicht wäre, sagt mein Vater, hätten wir jedes Jahr Hochwasser im Dorf.“

Von dem weißen Kirchlein mit dem braunroten Zwiebelturm, tief unten aus goldgelbem Laub lugend, läutete es Mittag.

„Wir müssen heim!“ Die drei machten sich auf den Rückweg. Über den Weideplatz ging Steffi aber um alles in der Welt nicht noch einmal. Trotzdem sie gemerkt, daß Hilde sie geneckt hatte, war doch eine heimliche Angst vor dem „Stier“ zurückgeblieben. Auch Hilde war es recht, daß sie nicht noch einmal am Kleinert-Hause vorbei mußte. Auf kürzestem, steilstem Pfad ging es trabtrab talwärts.

Felicitas und Steffi wohnten in benachbarten Villen. Hilde verabschiedete sich von ihnen und ging ihrem eigenen Vaterhause zu, in der festen Bornahme: „Morgen, wenn ich mit Fee allein bin, erzähle ich ihr aber bestimmt, daß Gretli eigentlich meine beste

zurückkommt, nur im Garten spielt. Das Wasser ist so nah, und Urjel ist ein kleiner Wildfang. Achte auch darauf, daß sie nicht etwa in die Fabrik läuft, da kann ihr so leicht etwas zustoßen.“ Jetzt im Augenblick der Abreise kamen der Mutter noch tausenderlei Bedenken, aber Hildegard wußte sie alle zu zerstreuen.

„Also, meine Große, ich verlasse mich auf dich!“ Die Pferde zogen an, und „tausend Grüße für den Vater und recht gute Besserung!“ rief Hilde hinterdrein. Dann nahm sie das Schwesterchen an die Hand und fühlte sich ganz als „Große“. Gegen dieses stolze Gefühl kam kein Bedauern über das vereitelte Sonntagsvergnügen mit den Freundinnen auf.

Allerliebste verstand es Hilde, mit dem Schwesterchen zu spielen, und es war zweifelhaft, wer sich dabei mehr belustigte, ob die Kleine oder die Große. Sie vergaß sogar darüber, dem alten Werkmeister Kleinert, der bei Fabrikshluß allabendlich an der Villa vorüberkam, die Bestellung an Gretli auszurichten, daß nun doch nichts aus dem gemeinsamen Preiselbeerensuchen werden könnte. Erst im Bett fiel Hilde diese Unterlassungssünde ein. Vielleicht konnte sie morgen in aller Frühe, ehe Urjel noch aufgestanden war, ganz geschwind mal zum Kleinert-Hause hinaufspringen und Bescheid sagen. Auch Felicitas, die sie abholen wollte, mußte benachrichtigt werden.

Aber Hilde war eine kleine Langschläferin. Als sie spät erwachte, war Urjel längst schon munter und Fee, der Verabredung gemäß, bereits zur Stelle. Mit Herzenstakt verbarg diese ihre Enttäuschung über das vereitelte Vergnügen, da solch eine ernste Ursache dazu vorlag. „Dann spielen wir zusammen im Garten“, schlug sie freundlich vor. Keine war froher als Hilde. Eins, zwei, drei war sie aus den Federn.

Felicitas mußte beim Frühstück dabei sein, sie half Hilde in ihrem netten Zimmerchen Blumen begießen und den Staub ab-

wischen. War es da ein Wunder, daß Hilde über das Beisammensein mit der Freundin gar nicht mehr daran dachte, Gretli Bescheid sagen zu lassen? Und daß dieses, nachdem es sich fast die Augen aus dem Kopf geschaut, ob denn noch immer nichts mit fliegenden braunen Zöpfen von der Eckart-Villa heraufgestürmt käme, gar nicht so fröhlich wie sonst der Mutter zur Beerenjuche folgte? Gewiß hatte Hilde es sich wieder anders überlegt, gewiß war sie lieber mit ihren vornehmen Freundinnen zusammen. Aber daß Hilde sie nicht einmal einer Botschaft für wert hielt, das schmerzte das Gretli.

In lustigem Beieinander verging der Vormittag im Garten. Felicitas war ein gutes Kind, das auch Klein-Urjel bei allen Spielen beteiligte.

„Komm doch am Nachmittag wieder, Fee“, bat Hilde, als es Zeit zum Mittagessen war.

„Wiedertommen, Hee soll wiedertommen!“ beide Armchen schlang die kleine Urjel um Felicitas.

„Wenn ich nicht mit Mutter spazieren gehe“, mit diesen Worten verabschiedete sich Fee.

Bei Tisch sorgte Hilde liebevoll für das Schwesterchen, und mit freudigem Stolz dachte sie: „Mutter wird mit mir zufrieden sein“. Dann standen sie beide auf der Anhöhe am Gartenhaus und schauten auf die Wiesenhänge jenseits der Desse, wer von ihnen zuerst Felicitas erblicken würde.

Da rollte ein Wagen vor das Gartentor. In diesem saßen Felicitas' Mutter und Steffi, während Fee selbst den beiden Schwestern entgegengeeilt kam.

„Mutter will mit uns eine Ausfahrt machen, du sollst auch mitkommen, Hilde“, rief sie ihr bereits von weitem zu.

„O ja — fein!“ Hilde vollführte jubelnd einen Luftsprung. Da fiel ihr Blick auf das Schwesterchen, das mit großen Augen,

in denen deutlich die Frage zu lesen war: „Und ich?“ von einer zur andern blifte.

„Ursel kommt auch mit — nicht wahr, Mutter, für Klein-Ursel ist noch Platz im Wagen?“ rief Felicitas gutherzig.

Das Gesicht des reizenden Blondkopfs strahlte, Hildes Freude aber wurde plötzlich gedämpft. „Ich weiß nicht, ob wir dürfen“, ganz kleinlaut lösten sich die Worte von ihren Lippen. „Mutter hat gesagt, ich soll mit Ursel, bis Fräulein wieder da ist, nur im Garten spielen.“

„Aber meine Mutter ist doch Aufsicht genug, kommt nur mit“, bestürmte Fee sie.

„Oder laß doch die Kleine zu Haus beim Kinder mädchen“, schlug Steffi, die es ohne kleine Geschwister netter fand, vom Wagen herunter vor.

„Nein, das geht nicht, Mutter hat sie mir anvertraut“, sagte Hilde, sie wurde zwischen ihren Wünschen und ihrer Pflicht hin und her gerissen.

„Kind, wenn du glaubst, daß es deiner Mutter nicht recht sein könnte, ist es besser, wir nehmen Abstand davon. Wir bleiben ja noch hier, ein andermal kommt ihr dann alle beide mit“, damit gab Felicitas' Mutter den Ausschlag.

So mußten Hilde und Ursel schweren Herzens den Wagen davonfahren sehen. Klein-Ursel weinte und Hilde grollte. Anstatt wieder so nett wie am gestrigen Tage mit dem Kinde zu spielen, gab Hildegard dem Schwesterchen heimlich die Schuld, daß sie hier zu Hause hocken mußte. Nicht einmal der Gedanke an den auf seinem Schmerzenslager ruhenden Vater, für den sie doch eigentlich das Opfer brachte, ließ sie zur Einsicht kommen. Erst als Anna sich Klein-Ursels annahm und mit ihr allerlei Kurzweil trieb, geruhte auch Hilde, ihre schlechte Laune beiseite zu lassen und sich zu beteiligen.

Aber am nächsten Tage empfand Hilde die Pflichten, die ihr durch die Aufsicht über das Schwesterchen erwuchsen, wieder recht drückend. So lieb die Kleine auch war, sehnsüchtig sah Hilde Steffi und Fee nach, die mit ihrem Frühstücksbrot und der Hängematte hoch hinauf in den Bergwald zogen. „Wir gehen zur Freundschaftsbuche, komm doch nach“, hatte Fee ihr in den Garten hinein zugerufen.

Ja, wer das dürfte! Wer frei wäre von dem lästigen Hausarrest! Wie eine Gefangene kam sich Hilde vor, trotzdem der Garten so ausgedehnt und sonst ihr liebster Tummelplatz war. Heute mochte sie nun schon gar nichts von Klein-Ursel und ihrem Püppchen wissen, das ihr das Kind in rührender Selbstlosigkeit mit den Worten: „da, Hilla, du darfst Mutti sein“, hinstreckte.

Ursel begann auf eigene Faust zu spielen, da mit der wortfargen großen Schwester nichts anzufangen war. Sie backte Sandkuchen und verkaufte sie gegen Brotmarken.

Hilde, anstatt ebenfalls eine Beschäftigung vorzunehmen, sah dem Schwesterchen mißgelaunt zu. Da kam ihr plötzlich der Gedanke: wie — wenn ich mal ganz schnell auf ein halbes Stündchen nach der Freundschaftsbuche hinaufliefe? Die kleine Schwester war ja so vertieft in ihr Spiel, die würde es kaum merken, wenn sie verschwand. Außerdem legte die Anna drunten in der Plättküche, vor deren Fenster Ursel spielte, die Wäsche zum Rollen zurecht. Da war die Kleine ja beaufsichtigt. Ob sie Anna von ihrem Vorhaben sagte? Ach nein, lieber nicht, sonst ließ die sie nicht fort.

Und eigentlich war doch gar nichts dabei, daß sie auch mal gern ein bißchen mit ihrer Freundin zusammen sein wollte. Sonst nahm die Steffi Fee am Ende noch ganz für sich in Anspruch. Ja — aber das Versprechen, das sie der Mutter gegeben? Hildes Herz klopfte plötzlich in den Hals hinein — sie fühlte deutlich, daß sie im Begriff war, ein großes Unrecht zu tun. Ach was, den ganzen

lieben Tag, so hatte das Mutter gewiß gar nicht gemeint. Der Nachmittag war ja noch lang genug, da wollte sie das Schwesterchen dann entschädigen und ganz besonders hübsch mit ihm spielen.

Als Klein-Ursel der großen Schwester einen besonders gelungenen Sandfuchsen zeigen wollte, war Hilde verschwunden. Ursel glaubte, sie sei nur ins Haus gegangen, irgend etwas zu holen und ließ sich nicht im Spiel stören. Dasselbe nahm auch Anna an. Nachdem das Mädchen ihre Wäsche fertig gelegt, ließ sie sich von der Köchin helfen den Korb zur Rolle ins Dorf hinuntertragen. Dort gab es meist einen kleinen Schwatz, daß sie sobald nicht wiederkamen. Klein-Ursel war ja ihrer Meinung nach bei der zwölfjährigen Hilde gut aufgehoben.

So blieb Direktors Nesthäkchen ganz allein in Haus und Garten.

Inzwischen war Hilde in weiten Sprüngen über die Wiesen aufwärts dem Walde zugestürmt. Ein mattrosa und violetter Blütenteppich von zarten Herbstzeitlosen, die der Regen hervor gelockt, breitete sich zu ihren Füßen. Trotz ihrer Eile sah Hilde, die ein offenes Auge für alles Schöne hatte, wie ganz besonders lieblich heute ihr Heimatstal zwischen den Bergriesen hervorlugte.

Oben auf dem lauschigen Plätzchen unter der großen tiefroten Blutbuche wurde sie von den beiden Mädchen mit Jubel empfangen. Zu dreien hockten sie in der Hängematte, und Fee las ihnen aus einem Geschichtenbuch eine besonders schöne Erzählung vor. Kein Gedanke Hildes flog zu dem Schwesterchen zurück, das sie treulos verlassen hatte. So still, so geheimnisvoll webte der Waldeszauber um die drei, nur in den Wipfeln der goldgelben und rostbraunen Herbstbäume rauschte es leise, leise.

Da — ein ohrenbetäubendes Donnern, ein Krachen und Bersten, als ob der Wald plötzlich in Stücke gange, als ob die Berge

sämtlich zerschellten — ein Rauschen, Heulen und Toben ringsum, als seien alle bösen Geister der Urzeit lebendig geworden.

„Himmel — was ist das?“ Mit bleichem Gesicht stieß Hilde zitternd diese Worte hervor.

Auch die andern beiden bebten wie Espenlaub. Mit verhaltenem Atem lauschten sie dem Getöse, das nicht enden wollte. Und dazwischen immer dieses wilde Rauschen und Branden, als ob ein Meer plötzlich mit hohen Wogen gegen die Berge flute.

„Hilde — liebe Hilde, was kann das bloß sein?“ Fee schob sich mit entsetzten Augen näher zur Freundin.

„Können — können die Russen bis hierher gekommen sein?“ — Steffis Worte wurden von dem Achzen und Splintern der Bäume verschlungen.

„Ursel — meine kleine Ursel!“ Das war das einzige, was sich Hildes blutleeren Lippen entrang. Wie mochte das Schwesterchen sich daheim allein fürchten.

Eng umschlungen scharten sich die drei wie verängstigte Vögelchen unter einem Baum, jeden Augenblick fürchtend, daß er von der unsichtbaren Riesenfaust, die die gewaltigsten Stämme wie Reifig knickte, entwurzelt werden könne.

Wie lange sie so gestanden, ohne sich auch nur einen Schritt, der ihr Verderben sein konnte, weiter zu trauen, wußten sie nicht. Allmählich nahm der ohrenbetäubende Lärm ab, nur das unheilvolle Rauschen blieb. Aber die konnten sich doch jetzt wenigstens wieder verständigen.

„Wir müssen heim, meine Mutter wird sich sehr um mich sorgen.“ Fee war die erste, die wieder das Wort ergriff.

„Ach, und Ursel — ich muß zu meiner kleinen Ursel“, da kam in Hildes vor Schreck erstarrte Glieder wieder Leben. Sie zog die beiden mit sich fort. „Hier müssen wir langgehen — nein, hier“, — — — ja, wo war denn Weg und Steg hin, sie fand sich in ihrem

du auch mir hier draußen noch etwas helfen; Marie ist bei der Wäsche."

Richtig, heute war ja Washtag! Daran hatte Ruth gar nicht mehr gedacht, sonst hätte sie sich mehr beeilt, nach Hause zu kommen. Sie warf Hut und Mappe irgendwo hin, mitten hinein in die peinliche Ordnung des Stübchens und eilte mit einem vertröstenden „nachher, Großväterchen!“ zur Mutter hinaus.

Die stand am Herd und legte die letzte Hand an das Mittagessen.

„Hast du auch den Zimt zum Milchreis nicht mitzubringen vergessen, Ruth?“ wandte sie sich zu der geschäftig Teller und Gläser aufstellenden Tochter.

„Bewahre, Mutter! Heute liefere ich dir den Beweis, daß mein Gedächtnis kein Sieb ist, wie du immer sagst. Na, wo habe ich denn die Tüte hingesteckt?“

Sie begann alles mögliche aus ihrer Kleidertasche hervorzuziehen; ein Paar Handschuhe, drei Taschentücher, einen Radiergummi, einen Fingerhut, einen Bindfaden und ein Badepüppchen der kleinen Schwester. Die Zimttüte war nicht dabei.

„Ich werde sie in die Mappe getan haben.“

Spornstreichs ging es zu Großvaters Stube zurück, und hier begann jetzt ein wüstes Ausframen und Umherstreuen der Schulbücher. Kopfschüttelnd sah der alte Herr zu.

„Ruth, weißt du, was Vandalismus ist?“

„Jawohl, Vandalismus ist die Zerstörungswut, mit der das Volk der Bandalen unter König Geiserich im Jahre 455 in Rom gehaust hat“, kam die Antwort glatt heruntergeschnurrt. „Großväterchen, ich räume nachher alles wieder auf“, setzte sie aber schnell hinzu, als sie den sprechenden Blick wahrte, mit dem der Großvater sein zerstörtes Ordnungsreich überflog.

Was wollte sie denn eigentlich? Was suchte sie denn über-

haupt hier? Hing es irgendwie mit den Bandalen zusammen? Nein — — —

„Ruth, wo bleibt der Zimt?“ ertönte es aus der Küche in die Überlegungen des zerstreuten Fräuleins hinein.

Ach ja, der Zimt! Den mußte sie doch wohl beim Kaufmann drüben haben liegen lassen; anders konnte es nicht sein. Geschwind den Hut aufgestülpt und die drei Treppen hinunter! Das gab wieder eine Strafpredigt wegen ihrer zerfahrenen Gedanken!

In der Materialwarenhandlung war keine Tüte gefunden worden. Ruth mußte sich dazu bequemen, den Einkauf noch einmal zu machen, diesmal natürlich aus eigenen Mitteln.

„Mädel, es ist nur gut, daß dein Kopf angewachsen ist, sonst würdest du auch den sicher eines schönen Tages verlegen“, empfing die Mutter sie vorwurfsvoll. „Schau, was da oben auf dem Bratofen liegt!“

Eine kleine weiße Tüte prangte dort, eine Zwillingsschwester von der, die Ruth in der Hand hielt. Aber wie sie da hingekommen war, das blieb dem jungen Mädchen ein Rätsel.

„Wahrscheinlich hast du sie in Gedanken dort abgelegt. Den Schaden mußt du selber tragen. Du wirst nicht eher von deinem Fehler geheilt, als bis du vielleicht einmal ein teures Lehrgeld gezahlt hast.“

„Mütterchen, nicht böse sein! Ich kann doch nicht dafür, daß ich Professorenblut in mir habe.“ Ruth machte ein drollig zerknirshtes Gesicht.

„Was, jetzt soll gar unser Großvater schuld an deiner Zerstretheit sein? Na, nun mach aber, daß du weiterkommst, Mädel! Und daß nichts auf dem Tisch fehlt, hörst du . . .“

Der Milchreis dampfte auf dem Familientisch. Um ihn hatten sich die Hungrigen eingefunden. Teilweise waren es sogar sehr

Heimatswald, in dem sie jeden Baum kannte, ja nicht mehr zu recht! Überall lagen Felsblöcke und Baumstämme in wildem Durcheinander.

„Wir müssen nach der Desse zu halten, da finden wir am besten zurück, in dieser Richtung muß sie unbedingt fließen.“ Die drei bahnten sich einen Weg durch das zertrümmerte Walddreich.

Immer näher kam das Rauschen und Heulen, sie traten aus dem Walde und — „barmherziger Himmel — der Damm ist gebrochen!“ schrie Hilde gellend auf.

Wo war das liebliche Tal, die blumenübersäten Wiesen hin, die sie noch vor kurzem geschaut? Wasser, nichts als schäumende Fluten, wälzten sich mit einer alles verheerenden Kraft durch das blühende Tal, Bäume, Felsstücke, Häuser, Menschen und Tier mitleidslos mit sich fortreißend. Das kaum zwei Meter breite harmlose Bächlein war zur verheerenden Flut geworden.

„Urjel — Urjel — — —“, schrill mischte sich Hildes Schreckensschrei mit dem Tosen des entfesselten Elementes. „Ich muß hinunter — ich muß nach dem Kinde sehen“, sie wollte geradeswegs hinein ins Verderben.

„Um Himmels willen, Hilde, du kannst doch da nicht hinunter“, Felicitas und Steffi, selbst schneebleich, hielten sie mit vereinten Kräften zurück.

„Ich muß — ich bin verantwortlich für Urjel — Mutter hat sie mir anvertraut — ach, wie habe ich ihr Vertrauen getäuscht!“ Beide Hände schlug Hilde vor die Augen, und die ersten herzbefreienden Tränen kamen.

„Dein Schwesterchen wird vor dem Unglück hoffentlich bewahrt geblieben sein, und auch meine Mutter“, sagte Fee mit zitternden Lippen. „Sie wollte zur Bahnstation gehen, sich nach den Abfahrtszügen zu erkundigen — hoffentlich war sie noch nicht heimgekehrt!“

„Und meine kleinen Brüder ebenfalls nicht, sie haben mit ihrem Hauslehrer einen Ausflug gemacht. Nur Bubi ist bei seiner Kinderfrau“, zum erstenmal fühlte Steffi in dieser Stunde, wie lieb sie die kleinen Geschwister, um die sie sich nie sonderlich gekümmert, im Grunde ihres Herzens hatte.

„Wenn man nur wüßte, ob unser Haus noch steht, aber man sieht ja nichts in der Tiefe als Wasser“, jammerte Hilde.

„Die Mädchen werden sich mit dem Kinde noch zur Zeit gerettet haben — sieh, Hilde, dort oben am Wald, gar nicht weit von hier, ist es schwarz von Menschen. Das sind sicherlich Dorfbewohner, die sich dorthin geflüchtet haben. Schnell, komm — vielleicht sind unsere Lieben dabei.“ Felicitas wies zur Rechten, wo die Wiesenhänge in weitem Bogen von der Desse fort zur Höhe strebten.

Ja, dort waren Menschen. Die Hoffnung gab den versagenden Füßen der drei Mädchen neue Kräfte, sie eilten am Waldbaum entlang.

Verstörte Menschen mit entsetzten Augen, die das Furchtbare nicht zu fassen vermochten, kamen ihnen entgegen. Händeringende Frauen, die ihre Kinder suchten, Männer, die um Haus und Vieh jammerten. Wie sie gingen und standen, waren sie davongestürzt, als die haushohen Mauern von Wasser, Holz und Stein plötzlich zu Tal donnerten, nichts hatten sie gerettet als das nackte Leben.

„Steht — steht die Glasfabrik noch?“ Hilde vermochte die Frage kaum über die Lippen zu bringen.

Man kannte das freundliche Kind im Dorfe gut. „Ach, Fräulein, die Fabrik wird wohl zu allererst haben dran glauben müssen. Sie steht ja so nah am Ufer. Selbst die neue Steinbrücke ist mit fortgerissen. Nur gut, daß gerade Mittagszeit war und die Arbeiter alle zu Hause“, sagte einer der Männer.

Die Fabrik — das hieß auch gleichzeitig die Villa! Die

Menschen und Dinge begannen sich vor Hildes Augen zu drehen, Felicitas mußte sie stützen.

„Wir sind es ja nicht allein, die sorgen, sieh, die vielen armen Menschen hier“, redete sie der Freundin zu.

„Ich aber habe schuld, wenn dem Kinde etwas geschehen ist — ich bin ungehorsam gewesen“, stöhnte Hilde gequält. Vergeblich forschte sie unter all den Geflüchteten nach Ursels blondem Lockenköpfchen.

„Das Kleinert-Haus ist unverfehrt, es steht am höchsten, wir wollen ins Kleinert-Haus, vielleicht kann der alte Werkmeister mir Auskunft über Ursel geben“, meinte Hilde schließlich, da all ihr Forschen und Suchen nichts fruchten wollte, ganz verzweifelt.

Das Kleinert-Haus — rosenrot leuchtete es den drei Mädchen aus all dem Grau der Vernichtung entgegen, bald hatten sie es erreicht. Auf den roten Backsteinen des Hausflurs drängten sich erregte Dorfbewohner. Hilde bahnte sich einen Weg durch die Leute und öffnete die Tür zur Stube. Auf dem Bett in der Ecke lag Gretli, bleich mit geschlossenen Augen. Die blinde Großmutter saß neben dem Bett und legte mit zitternder Hand kalte Umschläge auf die Stirn der bewußtlosen Enkelin.

Raum wagten sich Hilde und ihre Gefährtinnen näher.

„Ist — ist — hat das Gretli Schaden genommen?“ stieß sie schließlich herzklopfend heraus. Da blickten sie die glanzlosen Augen der alten Frau jammervoll an. „Sie haben sie mir blutend ins Haus getragen, mein Liebstes, das Letzte, was mir noch bleibt — denn mein Mann und Gretlis Mutter sind nicht wieder heimgekehrt.“

Hilde war die Brust wie zugeschnürt. Grenzenloses Mitleid mit dem armen Gretli, gegen das sie in den letzten Wochen so schlecht gehandelt, mischte sich mit der furchtbaren Sorge um das Schwesterchen. Keinen Ton brachte sie heraus.

In die Stille des Krankenzimmers tönte das dumpfe Stimmen-gemurmel der Draußenstehenden, die das Gretli wohl heraufgeschafft hatten, und jetzt ein Stimmchen aus der nebenliegenden Küche: „Tomm, Mieschen, tomm“ — ein Kinderlachen, alles Blut jagte es Hilde zum Herzen.

Mit einem Sprung war sie an der angelehnten Rükchentür und stieß sie auf. Da kauerte am Herd neben dem schwarzen Kater ein blondes Lockenköpfchen — „Ursel!“ — Hilde schrie es, jubelte es in die Stille hinein.

Dann hielt sie das Schwesterchen fest in den Armen, ganz fest, und küßte und streichelte es unter Tränen.

„Urselchen — mein Urselchen, daß ich dich nur wieder habe!“

Felicitas, die der Jubelruf in die Küche gelockt, sah feuchten Auges Hildes Wiedersehensglück.

Die kleine Ursel dagegen in beneidenswerter kindlicher Unbefangenheit blickte ganz erstaunt auf die erregte Schwester.

„Warum bist denn fottelaufen?“ fragte sie. „Und Anna und Hite sind auch fottelaufen, und Ulla war ganz allein und mich hat so deweint. Und denn tam so'n doller Hadau und mit einmal war Detli da, das dute Detli, und hat Ulla auf den Arm denommen. Und denn is de hinfefallen — plumps — —“ Das Kleinschen lachte hellauf, nicht ahnend, daß Gretli bei ihrer heldenmütigen Rettungstat eine schwere Verletzung davongetragen hatte.

Hilde aber griff sich ans Herz. Das schmerzte, trotz des Glückes. All das Leid, das sie der Freundin in den letzten Wochen durch ihre Zurücksetzung zugefügt, empfand sie jetzt, da diese ihr das Schwesterchen mit Einsetzung des eigenen Lebens errettet hatte, doppelt und dreifach! Und wie vorhin die alte blinde Frau, so bat jetzt die junge Hilde aus tiefstem Herzen, daß ein gütiges Schicksal Gretli am Leben erhalten möge, damit sie an ihr alles gut machen könne.

Hungrige, denn Knabenmagen zwischen zwölf und siebzehn Jahren zeigen um Mittag stets eine geradezu bewunderungswürdige Leere.

Obenan saß Großväterchen, ihm zur Seite seine Tochter, die frühverwitwete Frau Doktor Klein. Großpapa zur Linken hatte natürlich Ruth, der erklärte Liebling, ihren Platz. Ihr schloß sich Nesthäkchen, die achtjährige Marianne, an, während Bruder Edmund, der lange Primaner, am anderen Tische unter den vier Pensionären der Mutter den Vorsitz führte.

„Ruth, soll ich den Reis etwa mit der Suppenkelle auffüllen?“ Halb neckend, halb ernsthaft fragte es die Mutter.

Unter allgemeinem Lachen sprang das gedankenlose Töchterchen auf, vertauschte die Suppenkelle mit dem Vorlegelöffel und sammelte die sorgsam zu jedem Besteck gelegten Suppenlöffel ein.

„Fräulein Professor,“ neckte Edmund, als sie zu seinem Platz kam, und „Fräulein Professor“, echote es von den Lippen der frechdachigen Tertianer und Quartaner, die eifrig bemüht waren, sich den langen Edmund in allem zum Muster zu nehmen.

Ruth drohte ihnen nur. Sie hatte ein fröhliches Gemüt, und wenn die anderen sich über die in ihrer Zerstreuung vollführten Stücken freuten, lachte sie als erste mit.

„Großvater, weißt du, was das Mädel heute gesagt hat?“ wandte sich Frau Doktor Klein an den Vater. „Das Professorenblut in ihr sei schuld an all der Zerstreuung! Na, diesmal hältst du ihr hoffentlich nicht die Stange. Ich habe auch Professorenblut in mir und weiß meine Gedanken trotzdem zu ordnen. Und du, Väterchen?“ — — —

„Führe den Großvater nicht als Beispiel an, Mutter! Großvater hat gestern fast eine halbe Stunde lang seine Brille gesucht, und schließlich — hatte er sie auf“, rief Edmund ausgelassen.

Großvater stimmte in das allgemeine Gelächter ein.

„Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen, was,

Ruth?“ Der greise Herr schob seinen Arm unter den seiner jungen Enkelin.

„Du bist ein Siebziger, Väterchen, der Kiekindiemelst aber ist noch nicht mal vierzehnjährig. Was bei dir ohne weiteres entschuldigbar ist, darf noch lange nicht für das junge Ding maßgebend sein“, ereiferte sich die Mutter.

„Ruth hat heute den besten Aufsatz in der Schule geschrieben“, lenkte der gütige alte Herr ab, der sah, daß die mütterlichen Vorwürfe seinem Herzblatt doch nahegingen.

„Ja, warum kann sie denn in der Schule ihre Gedanken zusammenhalten? Da vergißt sie nichts; da klagt niemand über sie. Aber was sie in der Klasse vermag, muß ich auch für das Haus verlangen!“

Die Mutter sagte es immer noch ernst. Ruths liebem Wesen gegenüber aber hielt die mütterliche Strenge nicht lange stand. Nach Beendigung des Essens rückte das junge Mädchen ihr den Korbstuhl auf dem windenumrankten Balkon zurecht, der in die bescheidenen Hintergärten der Großstadthäuser hineinschaute, und drückte die von der Vormittagsarbeit Ermüdete in die Kissen mit zärtlichem: „Ruh dich jetzt ein bißchen aus; ich werde nach Mariannes Schularbeiten sehen.“ Da schlang die Mutter den Arm um ihr Mädel. Ruths strahlende blaue Augen bettelten auch gar zu sehr, wieder gut zu sein, trotzdem der Mund kein Wort davon verlauten ließ.

„Sieh, Kind,“ begann Frau Doktor Klein in liebevollem Ton, der stets in Ruths junger Seele die richtige Saite mitschwingen ließ, „du bist doch alt genug, um einzusehen, daß es niemand so gut mit dir meint, wie deine Mutter — gerade weil sie am meisten an dir tadelt! Ich will dich davor bewahren, daß das Leben dich erst von deinem Fehler heilt; denn das faßt härter zu als Mutterhände. Und dann, Ruth, du bist meine Große; du weißt es selbst

Aber es dauerte eine ganze Zeit, bis das Gretli wieder zum Bewußtsein erwachte, bis es entschieden war, daß das junge Leben den Sieg über die Krankheit davontragen sollte.

Doch Hilde wartete nicht so lange mit dem Gutmachen ihres Fehlers. Sie löste die Großmutter am Krankenlager ab und pflegte Gretli getreulich. Sie tat im Haushalt die Arbeit, die sonst Gretli verrichtet, wenn auch nicht mit demselben Geschick, so doch mit dem allerbesten Willen. Und sie erzählte vor allem Felicitas und Steffi, was sie solange verschwiegen, daß Gretli ihre beste Freundin sei.

Bis sich die Wasser verlaufen hatten, fanden die obdachlosen Mädchen im Kleinert-Hause gastliche Aufnahme. Steffi, die einst auf das armfelige Häuslein so geringschätzig herabgeblickt hatte, war jetzt froh, darin Unterkunft zu finden. Diese ernsten Tage, in denen sie immer noch um das Leben ihrer Brüder in Ungewißheit blieb, waren eine gute Schule für das oberflächliche Mädchen. Es lernte einsehen, daß nicht das Kleid den Menschen macht, sondern daß es auf das Herz ankommt, das unter dem Kleide schlägt. Es lernte verstehen, wie wenig Hab und Gut bedeutete, das im Augenblick zerstört werden kann, und es lernte den Segen fleißiger Arbeit kennen.

O weh, wie schaute das idyllische Dessetal aus, als die Wasser abgesslossen waren! Einer schlammigen, graubraunen Wüste gleich es. In haushohen Haufen lagen Stämme, Balken, Bretter und Dächer durcheinandergeschleudert. Häuser klappten, zur Hälfte mit fortgerissen, wie aufgeschnittene Puppenstuben. Hier hing eine Bettdecke am Bahndamm, dort schwammen Haus- und Küchengeräte auf der jetzt wieder als harmloses Bächlein das aufgebrochene Flußbett sich schlängelnden Desse.

Von der Glasfabrik, von der Villa waren nur noch Trümmer übrig geblieben. Aber trotzdem ihr Elternhaus vernichtet war, fühlte Hilde dankbar und glücklich, wieviel mehr ihr noch geblieben

war, als den meisten der Armsten. Denn fast in jeder Familie hatte man Verluste an Menschenleben zu beklagen. Auch Gretlis Großvater, dem diese an jenem Unglückstage gerade das Essen heruntergebracht hatte, war ein Opfer der Verheerung geworden. In treuester Pflichterfüllung hatte der brave alte Mann bis zuletzt auf seinem Posten ausgeharrt. Gretlis Mutter dagegen war zum Glück auf der jenseitigen Flußseite in Sicherheit.

Auch Felicitas und Steffi fanden ihre Lieben dort unverfehrt wieder. Die Sorge um Fee hatte das Haar ihrer Mutter in den wenigen Tagen gebleicht. Glückselig schloß sie ihr Töchterchen, das der Himmel ihr behütet, in die Arme. Aber auch Steffi zog innig die kleinen Brüder ans Herz. Von nun an wollte sie getreulich wie ein Mütterchen für sie sorgen.

An dem Tage, da Gretli zum erstenmal außer Gefahr war, kehrte Frau Direktor Eckart heim. Die Nachricht von dem furchtbaren Unglück in dem stillen Waldwinkel war in die weite Welt hinausgeflattert. Sie war bis zu Frau Eckart gedrungen. Die Mutter wußte nicht, wie sie heimgekommen. Alle ihre Gedanken drehten sich mit den ratternden Eisenbahnradern um die Wette nur um den einen Punkt: werde ich meine Kinder lebend wiederfinden?

Was fragte die Mutter danach, daß ihr Haus vom Erdboden verschwunden, daß die Fabrik ein Raub der Wasser geworden war! In ihren Armen hielt sie ihre Kinder unverfehrt und blühend, sie wußte ihren Gatten im Lazarett jetzt außer Gefahr — was wog dagegen alles andere!

Den braunzöpfigen Kopf ganz fest an Mutters Schulter geschmiegt, so berichtete Hilde ihren Ungehorsam, und wie furchtbar sie durch die Sorge um Ursel dafür gestraft worden war. Und daß sie es nur Gretli zu verdanken hätte, daß sie der Mutter überhaupt je wieder in die Augen sehen könnte. Frau Eckart küßte ver-

zeihend ihr Töchterchen, sie fühlte, wie schwer das Kind für sein Vergehen gelitten hatte.

Gretli, die immer noch bleich in ihren Kissen ruhte, wollte von keinem Dank wissen.

„Ich hörte Ursel weinen, als ich an eurem Garten vorüber-eilte“, sagte sie einfach. „Das Wasser stürzte schon zu Tal. Da war es doch ganz selbstverständlich, daß ich sie mit mir nahm.“

„Gretli — liebes Gretli, kannst du mir vergeben, daß ich in den letzten Wochen solche schlechte Freundin gewesen bin? Kannst du mich überhaupt noch lieb haben?“ flüsterte Hilde feuchten Auges.

„Mehr als je“, gab Gretli zärtlich zurück, und ihre Augen, die der Tod des Großvaters getrübt, leuchteten zum erstenmal wieder auf.

Die Sommergäste hatten das verheerte Dessetal verlassen. Fée und Steffi waren in ihre Heimat zurückgekehrt. — Aber dankbare Briefe flogen von dort ins Kleinert-Haus.

Hier hatte die Familie Eckart liebevolle Aufnahme gefunden, bis das neue Haus fertiggestellt war. Es herrschte rege Tätigkeit in dem stillen Waldtal. Allenthalben wurde gebaut und ausgebeffert. Mit ungebrochenem Mut und starken Armen ging ein jeder der Geschädigten wieder daran, sein Lebenswerk von vorn zu gestalten. Gute Menschen halfen mit reichen Gaben. Die Begüterten, deren Hab und Gut versichert war, sorgten für die Unbemittelten. Denn gemeinsames Unglück schließt fester aneinander als Freudenstunden.

Auch Hilde und Gretli haben jene schweren Tage aufs innigste verkettet. Wie Schwestern wuchsen sie miteinander auf und teilen Freud' und Leid in herzlicher Gemeinschaft. Hilde weiß es jetzt, wer ihre allerbeste Freundin fürs ganze Leben ist.

Fräulein Professor.

In das stille Zimmer mit den bligblanken altväterischen Mahagonimöbeln flirrte die Mittagssonne. Sie huschte über den großen Schreibtisch und malte wie ein unnützer Junge goldene Schnörkel auf die gelehrten Folianten und Schriften, die dort aufgestapelt lagen. Schließlich tanzte der Übermut sogar dem alten Herrn Professor Niman ohne jegliche Rücksichtnahme auf der Nase herum. Der hob den weißhaarigen Kopf von seinem griechischen Buche und machte: „Hatschi — hatschi.“ Dann holte er umständlich seine silberne Tabaksdose hervor und nahm zierlich zwischen Daumen und Zeigefinger ein Prischen.

Mit einem Male schien es noch heller und sonniger in dem alten Gelehrtenstübchen zu werden. Eine frische jugendliche Stimme klang vom Korridor herein: „Großväterchen, ich habe den besten Aufsatz — eine glatte eins — und im heutigen französischen Ex-temporale weiß ich bis jetzt noch keinen halben Fehler!“

Da wurde auch schon die Tür aufgestoßen, und ein blondes Mädel, die schwarze Büchermappe unter dem Arm, den Hut schief auf dem Kopf, trat herein, ließ aber die Tür hinter sich weit offen.

Großvaters runzliges Gesicht wetteiferte jetzt mit der lieben Sonne draußen. Ja, seiner jungen Enkelin schien es, als ob ein noch viel wärmeres Leuchten von den lieben alten Zügen ausginge.

Gerade wollte sich Ruth einen der geschweiften hochbeinigen Stühle heranziehen, und wie alltäglich die Schulerlebnisse mit ihrem besten Freunde durchsprechen, da rief aus der Küche die Mutter: „Ruth, decke doch flink mal den Tisch, Kind! Dann kannst

schon, wie wir uns quälen und einschränken müssen, um durchzukommen. Du hast auch den besten Willen, mich zu unterstützen; aber damit allein ist es nicht getan. Durch dein zerfahrenes Wesen verursachst du mir mehr Arbeit, als daß du mir eine Hilfe bist, und Sorge machst du mir obendrein. Wie soll das erst werden, wenn du mal auf eigenen Füßen stehen mußt? Welche Pflichten kannst du wohl erfüllen, wenn du deine Gedanken nicht beherrschest?"

Ruth lehnte den Blondkopf gegen der Mutter frühgebleichtes Haar, damit sie es nicht sehen sollte, daß ihr die Augen voll Wasser standen.

„In der Schule bin ich immer die Erste. Wenn ich einen wissenschaftlichen Beruf ergreifen dürfte, wäre ich bestimmt mit allen meinen Gedanken dabei.“

„Für Luxusberufe haben wir kein Geld“, erwiderte die Mutter leise. „Du wirst darauf sehen müssen, möglichst bald etwas zum Hauswesen beisteuern zu können. Doch nun geh, Kind, und denke an das, was ich dir gesagt habe.“

Ruth küßte die Mutter auf die versorgte Stirn. Wirklich, sie hatte die besten Vorsätze, sich zu ändern. Marianne saß schon bei ihren Rechenexempeln. Als die große Schwester in das gemeinsame Zimmer trat, atmete die Kleine erleichtert auf. Niemand verstand es so gut, ihr etwas klarzumachen als Ruth. Dabei wurde diese nie unwirksam, wenn die Kleine irgend etwas schwer begriff, während Edmund immer gleich brummte: „Wie kann der Mensch nur so vernagelt sein!“

Als die Schwester das Rechenbuch mit dem Schreibheft vertauscht hatte, konnte auch Ruth sich an ihre Aufgaben setzen. Sie wollte früh fertig sein, um nach dem Kaffee mit Marianne spazieren zu gehen. Mutter war heute sicherlich durch den Waschtage ans Haus gefesselt.

Himmel, ihre Schulbücher! Die lagen ja noch in größter Unordnung in Großvaters Stübchen ausgestreut! Und jetzt hielt der alte Herr seinen Nachmittagschlaf, da durfte er nicht gestört werden! Hätte sie nur eher daran gedacht! Sie war nun selbst ärgerlich auf ihre Gedankenlosigkeit.

Halt! Die englischen Verben konnte sie inzwischen lernen. Dieses Buch hatte sie heute nicht in der Schule gebraucht.

Gerade, als sie mit halblauter Stimme begann, wurde an die Tür geklopft. Ein dreizehnjähriger Knabe steckte bescheiden den braunen Kopf zur Tür herein.

„Na, Klaus, was hast du denn auf dem Herzen?“ Die ungewohnte Bescheidenheit des ausgelassenen Tertianers machte einen verfänglichen Eindruck.

Klaus ließ seine sehnige Jungengestalt dem bereits im Zimmer befindlichen Kopf folgen.

„Du, Ruth,“ sagte er und fragte sich verlegen mit seinen Tintenfingern den Kopf, „Müller und ich haben vorhin ein bißchen gebogt — nur so aus Scherz — aber meine Schuljacke hat es für Ernst genommen; der Ärmel ist aufgeplatzt.“

„Na, und?“ Ruth, die Helferin der Jungen in allen Nöten, wußte natürlich, was nun kommen sollte.

Klaus machte ein spitzbübisches Gesicht. „Ich möchte Frau Doktor nicht erst damit belästigen.“

„Und nicht erst eine Standrede anhören, weil ich schon wieder nicht Frieden gehalten habe“, vollendete das junge Mädchen lachend.

„Nicht wahr, Ruth, du machst es mir?“ Der Junge zog hinter dem Rücken die verwundete Jacke hervor, deren Ärmel melancholisch herniederhing.

„Gib her, du Raufbold!“ Ruth hatte den übermütigen Klaus von all den Jungen besonders gern.

Während er, die Hände in den Hosentaschen und ein Lied pfeifend, in das über dem Flur gelegene Arbeitszimmer zurücktrabte, holte Ruth Nadel und Zwirn hervor. Den Fingerhut fand sie natürlich nicht; der hatte die merkwürdige Eigenschaft, sich stets unsichtbar zu machen, wenn man ihn brauchte. Daß sie ihn vormittags aus dem Wirrwarr der Kleidertasche mit hervorgeframt hatte, war natürlich längst vergessen.

Ruth saß und stichelte. Dabei lernte sie ihre Verben, das ging ausgezeichnet, nur — daß eins dabei notgedrungen zu kurz kommen mußte. Konnte man es ihr verdenken, daß sie ihr Schulbuch mehr fesselte als Klaus' zerrissene Jacke? Sie lernte und lernte, nähte und nähte; kein Löschelchen ließ sie frei, weder in ihrem Gedächtnis, noch an dem ausgeplagten Ärmel. Als das letzte unregelmäßige Verb verklungen war, hing Klaus' Schuljacke in geheiltem Zustande draußen am Riegel. Das Badfischchen aber teilte den Gummizucker, den der Junge ihm dankbar als Gegenleistung in die Hand drückte, getreulich mit dem Schwesterchen.

„Ruth“ — der Professor, der sein Schläschen beendet hatte, faßte die mit der umfangreichen Kaffeekanne an ihm vorbeilaufende Enkelin am Ohrläppchen — „ist die von mir ererbte Zerstreuung etwa auch schuld an der greulichen Unordnung, die du in meinem Zimmer vollführt hat?“

„Ach, Großväterchen, das mit dem Professorenblut war doch nur ein Scherz von mir; aber die Bücher frame ich jetzt gleich zusammen.“

Beinahe wäre die Kaffeedecke in Gefahr gekommen, denn damit die Mutter nur ja nicht vor ihr des Großvaters Zimmer betreten sollte, hatte Ruth es beim Eingießen so eilig, daß sie nicht mehr genau unterscheiden konnte, was Ober- und Untertasse war. Erst Edmunds wohlgemeinte Warnung: „Achtung — Überschwemmung!“ ließ sie behutsamer sein.

Aus dem Spaziergang mit Marianne konnte nun nichts werden. Ruth hatte noch viel zu arbeiten. Großväterchen — das Mädchen für alles, wie er sich lächelnd selbst nannte — mußte wieder mal einspringen und sich der Kleinen annehmen.

Ruth hatte einen offenen Kopf. Es war eine Freude, sie beim Arbeiten zu beobachten. Sie lernte mit soviel Eifer, daß die Schulaufgaben bald erledigt waren.

Aber das junge Mädchen machte noch nicht Schluß mit dem Lernen. Aus dem untersten Fach des Schrankes zog sie ein ziemlich zerlesenes Buch hervor. Es war eine vom Bruder abgelegte lateinische Grammatik, die Ruth nun öffnete.

Edmund war mit den vier Jungen schwimmen gegangen, die Mutter in der Wirtschaft beschäftigt; Ruth blieb ganz ungestört. Denn das lateinische Buch war ihr großes Geheimnis.

Das einzige, was sie vor ihrer Mutter hatte! Kein Mensch wußte darum; nur Großväterchen war eingeweiht. Der hatte sie eigentlich auf den Gedanken gebracht, sich die Anfangsgründe der lateinischen Sprache anzueignen, und dann selbst ihre ersten unsicheren Schritte auf dem unbekannten Sprachgebiet geleitet und gestützt.

Großvater galt als ein erfahrener Schulmann. Bis zu seiner Pensionierung vor drei Jahren war er einer der tüchtigsten Gymnasialprofessoren gewesen. Auch jetzt überwachte er noch die Arbeiten seines Enkels und der im Hause befindlichen Pensionäre. Dabei hatte der bewährte Lehrer nun die Entdeckung gemacht, daß kein einziger von all den Jungen, Edmund mit eingerechnet, solch leichtes Fassungsvermögen besaß wie Ruth. Wie sie dem Großvater äußerlich glich — sie hatte dieselben strahlenden Blauaugen, die gleiche vorspringende Nase — so war sie ihm auch innerlich am ähnlichsten, was ihre Begabung für Sprachen anbelangte. Groß-

väterchen hatte so seine Gedanken und Pläne mit seinem blonden Liebling.

Wenn die Mutter davon sprach, Ruth nach Ablauf der Schulzeit in ein kaufmännisches Institut zu geben, um sie Buchführung, Schreibmaschine und Stenographie erlernen zu lassen, dann schmunzelte er nur stillvergnügt in sich hinein. Aber er sagte kein Wort. Kommt Zeit, kommt Rat!

Jede Woche gab es eine Prüfung. Da stellte der Professor fest, was für Fortschritte Ruth in den verflossenen acht Tagen gemacht hatte. Fast immer übertraf sie seine Erwartungen.

Auch heute lernte und übersehte das junge Mädchen mit brennenden Wangen. Morgen war wieder Examenstag bei Großväterchen; da durfte sie nicht schlecht abschneiden!

Schritte klangen vor der Tür. Gleich darauf betrat die Mutter das Zimmer. Ruth hatte gerade noch Zeit, ihr Buch in der Mappe verschwinden zu lassen, denn es sollte eine Überraschung für die Mutter werden.

„Fertig, Ruth?“ Frau Doktor Klein trat dabei näher.

„Ja, Mutter! Kann ich dir noch etwas helfen?“ Dienstbeflissen stand das Töchterchen auf.

„Freilich, es wäre mir lieb, wenn du mir Aufschnitt zum Abendbrot besorgen würdest. Nimm auch diesen Brief mit hinunter, und mach recht schnell, daß du mir beim Anrichten der Butterbrote noch zur Hand gehen kannst.“

Ruth bürstete sich das Haar, wusch die Hände und eilte davon. Das Fleischgeschäft war nicht weit; bald hatte sie ihren Einkauf erledigt. Als sie gerade wieder ins Haus wollte, bemerkte sie zum Glück, daß sie neben dem Bäckchen, das den Aufschnitt enthielt, auch noch den Brief in der Hand trug. Sie machte hastig einen Schritt zurück und trat dabei jemand auf den Fuß. Der Betreffende ließ einen Wehlaut hören.

„Ach, entschuldigen Sie vielmals!“ über und über errötend, wandte sich das Bäckfischchen zu dem Getretenen um.

Es war aber nur ein niedlicher goldbrauner Tackel, der seine Vorderpfote anlagend emporhielt und Ruth ungeachtet ihrer höflichen Entschuldigung feindselig anblaffte. In das Bellen mischte sich fünfstimmiges frisches Knabenlachen.

Mußte Edmund mit seinem Quartett auch gerade jetzt heimkehren! Das gab wieder eine endlose Neckerei wegen ihrer Zerstreuung. Ruth machte, daß sie mit ihrem Brief davonkam.

Die letzten lateinischen Sätze, die sie vorhin gelesen hatte, spukten ihr noch im Kopfe herum. Ob sie den einen Satz richtig aufgefaßt hatte?

Klapp — der Briefkastendeckel schnappte.

Das gab Ruth einen Stich durchs Herz; es schlug plötzlich bis in den Hals hinauf. Das junge Mädchen aber stand mit entsetzten Augen vor dem leuchtend-blauen Postkasten und preßte angstvoll die rechte Hand in den schmalen Durchwurf. In der Linken hielt sie noch immer den Brief, der Aufschnitt — lag im Kasten. Fräulein Professor hatte über ihre lateinischen Gedanken beides miteinander verwechselt.

Himmlischer Vater, was machte sie denn nun bloß? Den Aufschnitt konnte sie schließlich neu erstehen, obgleich das immerhin einen tüchtigen Riß für ihre schmal zugemessene Barschaft bedeutete. Aber wenn sie vielleicht Strafe dafür bezahlen mußte, daß sie ungehörige Dinge in den Briefkasten geworfen hatte? Wenn man sie am Ende zur Rechenschaft zog, weil wichtige Schreiben durch das fette Bäckchen verdorben waren?

Ruth riß und zerrte an dem Spalt des Briefkastens. Aber der gab das einmal Verschluckte nicht wieder heraus.

Abholung erst in einer halben Stunde! So lange konnte sie doch unmöglich hier stehen und auf den Briefträger warten. Der

schleppte sie auch am Ende gleich mit zur Oberpostbehörde, wo man sie dann in Strafe nahm! Und daheim wartete die Mutter auf den Aufschnitt und auf die Hilfe der Tochter! Nein, sie konnte nicht länger hier stehen; sie mußte nach Haus, wurde daraus, was wollte.

Der Aufschnitt war bald wieder ersetzt und der Mutter Brief dann richtig einem anderen blauen Ungetüm in den Rachen geworfen. An den ersten Kasten traute sie sich nicht wieder heran.

Sie blieb noch einen Augenblick am Haus beobachtend stehen. Sie hatte die Empfindung, daß sich unbedingt dort drüben an der Ecke, von wo der Kasten höhnisch herübergrinste, etwas ereignen mußte. Aber da war nichts Auffälliges zu bemerken. Leute kamen, warfen ihre Postfächer in den Spalt und gingen weiter.

Oben wartete die Mutter schon. Ruth wagte nicht, von ihrem Erlebnis zu sprechen; sie fürchtete die berechtigten Vorwürfe. Sie machte also die Schinkenbrote zurecht, aber jede Scheibe, die sie auslegte, erinnerte sie wieder an ihr Vergehen.

Ob sie Großväterchen einweihen sollte? An dessen gütiges Herz würde sie sich wohl sowieso später wenden müssen, wenn es galt, das gesetzliche Strafgeld zu zahlen. Leider war Großvater noch nicht wieder zu Hause, und die Zeit drängte. Jeden Augenblick konnte der Briefträger den Kasten leeren.

Sie mußte Edmund zum Mitwisser machen. Die Besorgnis drückte sie sonst zu schwer. Er war ihr immer ein guter Kamerad, wenn er sie auch oft mit ihrer Zerstreuung aufzog. Er würde reinen Mund halten und ihr überdies vielleicht noch einen guten Rat geben.

Beim Tischdecken gelang es ihr, des älteren Bruders allein habhaft zu werden. Mit gepreßter Stimme teilte sie ihm das Geschehene mit, nachdem sie vorher sein Ehrenwort über strengstes Stillschweigen eingeholt hatte.

Edmund lachte aus vollem Halse.

„Himmel, sage mir doch lieber, was ich tun soll!“ Sie zerrte aufgeregt an seinen Jackenknöpfen.

„Was du tun sollst?“ Er überlegte. „Ich würde einfach eine Besuchskarte nehmen, nichts weiter als ‚Guten Appetit!‘ drauffschreiben und sie hinterher senden.“

Er lachte wieder. Aber als er der Schwester angstvolle Miene gewahrte, streichelte er ihr beruhigend das heiße Gesicht.

„Keine Bange, Fräulein Professor! Da kommt sicher nichts nach. Wer den inhaltsreichen Brief findet, wird ihn sich gutschmecken lassen und dankbar des gütigen Gebers gedenken.“ Er begann aufs neue zu lachen; die Sache kam ihm zu drollig vor.

„Meinst du wirklich?“ Ruth fiel ein Stein vom Herzen. „Ach, Edmund, tu mir doch den Gefallen und stelle dich in den Erker! Von dort aus kannst du den Briefkasten im Auge behalten, bis der Postbote kommt. Vielleicht findet er das Paket gleich.“ Ihr Herz begann bei diesem Gedanken wieder im Sechsaachteltakt zu hämmern.

Der gute Bruder tat, wie ihm geheißen.

„Feind in Sicht“, telegraphierte er plötzlich ins Nebenzimmer, wo Ruth ab und zu ging. Mit einem Satz war sie neben ihm.

Harmlos näherte sich der Blaubemühte dem blauen Kasten. Harmlos schob er seinen Ledersack unter; Ruths merkwürdiger Brief versank in die Tiefen der schwarzen Tasche. Edmund hatte recht, kein Hahn krächte danach.

So schnell gab sich freilich das Backfischchen noch nicht zufrieden. Tagelang zitterte es, daß die Geschichte doch noch ein Nachspiel haben könnte. Sowie ein Briefträger klingelte, glaubte Ruth, nun gehe es ihr bestimmt an den Kragen. Woran man die Urheberin erkennen sollte, war ihr selbst unklar. Aber als Woche um Woche verstrich, ohne daß ihr Frevel geahndet wurde,

mußte sie sich endlich zu der erleichternden Auffassung bekennen, daß die Postbehörde sich den Fund habe gutschmecken lassen.

Jedenfalls schützte die gemachte Erfahrung sie eine Zeitlang vor weiteren Zerstreutheiten. Fräulein Professor war eifrig bemüht, ihre Gedanken auch außerhalb des Schulkreises zusammenzuhalten und über dem Lernen nicht die häuslichen Obliegenheiten zu vergessen.

Allerdings, der Morgen nach der Briefkastengeschichte brachte noch eine unliebsame Überraschung. Klaus, der Langschläfer, wollte geschwind in die von Ruth freundlich geflickte Schulsacke schlüpfen; da konnte sein rechter Arm durchaus den Eingang nicht finden. Ruth hatte ihre Sache so gut gemacht, daß für Klaus' Arm kein Plätzchen offen geblieben war.

„Hättest du mich doch bloß in der Patsche stecken lassen, jetzt sitze ich noch viel ekliger drin“, zankte der Junge.

Mutter mußte das zugenähte Armloch wieder auftrennen, Klaus kam zu spät in die Schule, und das zerstreute Fräulein Professor erhielt eine neue Auflage der gestrigen Strafrede.

Das blieb aber für geraume Weile die letzte. Selbst die Mutter erkannte freudig an, wie sehr Ruth sich zusammennahm.

Kleine Entgleisungen kamen freilich noch manchmal vor. Als man an einem schönen Sonntag mit der Stadtbahn ins Grüne hinausfuhr und Ruth die Fahrkarten aus dem Automaten ziehen sollte, machte sie ihm zum Schluß eine kleine Verbeugung und sagte wohlgezogen: „Besten Dank!“ Natürlich ertönte allgemeines Gelächter der Umstehenden über das verbindliche Mädchen.

„Du wirfst noch einmal hart anlaufen, Mädel, mit deiner ewigen Zerstreutheit“, sagte die Mutter zwischen Ernst und Scherz; sie hatte kaum ausgesprochen, da ging ihr Wort auch schon in Erfüllung.

Ruth war bereits hart angelaufen, und zwar mit der Nase

gegen einen Laternenpfahl, den sie in ihrer Verwirrung über die allgemeine Heiterkeit nicht gesehen hatte.

„So wörtlich habe ich es nicht gemeint“, rief nun lachend auch die Mutter; Ruth aber nahm von ihrem Ausflug eine tagelange Erinnerung in Gestalt einer geschwellenen Nase mit heim.

Die großen Ferien rückten ins Land, die Stadt leerte sich. Auch im Pensionat der Frau Doktor Klein wurde es still. Die Zöglinge kehrten für die Ferienzeit ins Vaterhaus zurück oder gingen mit den Eltern auf Reisen.

Jetzt begann die Erholungszeit für Frau Doktor Klein. An Reisen freilich war nicht zu denken; das kostete zu viel. Aber wer es versteht, kann sich auch in der Heimat die Ferien genussreich gestalten, ja, oftmals sogar noch viel mehr, als in der mit Mühen und mancherlei Unbequemlichkeiten verbundenen Fremde.

Jeden Tag, wenn die liebe Sonne lockte, zog der alte Herr Professor mit seiner Familie hinaus in die schöne wald- und wasserreiche Umgebung der Stadt. Da rötete sich auch der Mutter blasses Gesicht. Sie vergaß die Sorgen, die ihr seit dem frühzeitigen Tode ihres Vatten getreulich das Geleit gaben. Da draußen auf der blumenübersäten Wiese, an den stillen Waldseen war sie mit ihren Kindern selbst wieder ein frohes Kind. Ruth freute sich von einem Jahr zum andern auf die Verwandlung, die der Ferien Sonnenschein ihrem abgearbeiteten Mütterlein brachte. Sie hoffte, wenn sie und Bruder Edmund erst in der Lage sein würden, die Arbeitsbürde von den Schultern der Mutter auf die eigenen jungen und kräftigen zu laden, daß jener Sonnenschein ihrem Mütterchen das ganze Leben hindurch leuchten würde.

In diesem Jahre hatte sich Edmund aus dem kleinen gemüthlichen Kreise gelöst. Dem alten Herrn Professor, der seine früheren Schulverbindungen noch aufrechterhielt, war für seinen fleißigen, strebsamen Enkel ein vorteilhaftes Angebot gemacht worden. Auf

des Klassenzimmers hochte sie, lächelte und lockte, bis alle Gedanken der blonden und dunklen Mädchenköpfe zu ihr hinflatterten.

Als Ruth ihren Kränzchenschwestern die Freudenbotschaft überbrachte: „Kinder, ich darf aufs Gymnasium, ich darf studieren“, da hatte sie ungefähr dieselbe Empfindung, als solle sie Kaiserin eines Weltreiches werden. Denn die ganze Welt gehörte ihr ja augenblicklich, in ihrem jungen freudigen Hoffen.

„Na, die Hauptbedingung ist schon erfüllt, Fräulein Professor“, neckte die schlanke Elfriede; Edmund, der Bösewicht, hatte dafür gesorgt, daß die Freundinnen Ruths Titel kannten.

„Wieso?“ fragte Ruth, trotzdem sie eigentlich die Antwort im voraus wußte.

„Du fragst noch, und da willst du das Abiturium machen, wenn du so wenig Grips hast? Natürlich doch deiner Zerstretheit wegen“, fiel die braunzöpfige Gretel lachend ein.

„Ach bitte, mir eine Ehrenerklärung auszustellen“ — Ruth versuchte, ein beleidigtes Gesicht zu machen, was ihr aber nicht gelang, denn es lachte ganz von selbst — „hört und staunt! Ganze vierzehn Tage lang hatte ich meine Gedanken am Bündel; kein Versehen, kein Vergessen, kein Verlegen von Gegenständen! Geradezu mustergültig habe ich mich benommen.“

„Na, erlaube, liebe Taube“ — Gretel machte ein pfißiges Gesicht — „wer ist denn vor einigen Tagen mit einer Bestellung wegen der Schneiderin zu meiner Mutter geschickt worden und hat vor lauter Schwagen mit einer gewissen Kränzchenschwester die Bestellung vergessen?“

„Die Ausnahme bestätigt die Regel“, erwiderte Ruth lachend in salbungsvollem Ton, „aber sonst —“

„Na, morgen ist ja Kränzchen bei dir; da werden wir sehen, wieviel Teelöffel fehlen, und ob der Zucker nicht im Milchtopf liegt und die Sahne in der Zuckerdose“, neckte Elfriede ausgelassen.

Ruths „Beste“ aber, die hellblonde Maria, schlang zärtlich den Arm um die Freundin. „Laß meine Ruth in Frieden! Freut euch lieber mit ihr, daß sie ihr Ziel nun doch erreichen soll, nachdem sie so fleißig von früh bis spät gearbeitet hat.“

„Ja, erreichen soll, Maria! Denn vorläufig fehlt noch eine kleine, aber wichtige Notwendigkeit, die Aufnahmeprüfung!“ Ruth versuchte die Stirn in sorgenvolle Falten zu legen.

„Davor ist mir nicht bange“, tröstete Maria zärtlich. „Wen sollen sie denn aufnehmen, wenn sie dich Fleißige und Kluge zurückweisen?“

Am anderen Tage war Kränzchen bei Ruth. Das junge Mädchen war morgens schon eine Stunde früher aufgestanden, um sein tägliches Pensum nicht zu versäumen. Auch mittags saß es gleich wieder über den Büchern. Dann aber gehörte die Zeit dem Kränzchen, denn es war Vorschrift, daß alle Zubereitungen, selbst das Kaffeekochen, eigenhändig von den Kränzchenschwestern ausgeführt werden mußten.

Marianne hatte allerdings das Vorrecht, beim Tischdecken zur Hand gehen zu dürfen. Sie war ein richtiges kleines Haus-töchterchen, umsichtig und schnell. Sie entdeckte, daß das Kuchenmesser und die Servietten fehlten, und daß die Kaffeedecke verkehrt aufлаг. Ruth war der Schwester heute besonders dankbar, denn nach dem gestrigen Gespräch mit den Kränzchenschwestern wollte sie sich diesmal durchaus keine Blöße geben.

Nun hatte sie noch den Koffa zu brauen; dann konnten die Freundinnen kommen.

Himmel, der Kaffee reichte ja nicht! Sie hatte vergessen, beizeiten nachzusehen.

„Ja, Kind, da mußt du selbst hinunter; Marie kann von ihrem Aufwuschtiß nicht fort“, sagte Frau Doktor Klein. „Bringe gleich gemahlene Kaffee; dann geht es nachher schneller.“

einem Gute suchte man für die Ferienzeit einen Primaner, der sich der beiden Söhne freundschaftlich annahm und ihnen gleichzeitig einige Nachhilfestunden erteilte. Edmund, der gewöhnt war, sich um der Mutter Pensionäre zu kümmern, schien dazu besonders geeignet. Glückstrahlend war er davongedampft; nicht nur der Landaufenthalt und das Neue lockten, sondern auch ein nettes Sümmchen als Honorar. Edmund dachte ein Königreich damit zu kaufen.

Niemand war froher über Edmunds Reise, als Marianne. Fünf Wochen lang blieb sie nun von den Hänseleien des großen Bruders verschont, und überdies hatte sie ihre Ruth ganz für sich! Die Kleine hing mit rührender Liebe an der großen Schwester, die diese Zuneigung aufs zärtlichste erwiderte.

Wenn die beiden Schwestern wie Schmetterlinge im Grünen herumjagten, dann lachte dem alten, weißhaarigen Professor das Herz im Leibe.

„Es ist doch was Schönes um die Jugend“, pflegte er mit warmem Blicke auf die Gestalten der anmutigen Enkelinnen zu sagen.

Nur eins verstand Marianne nicht, daß nämlich in den Ferien auch gearbeitet werden sollte. Sie selbst brauchte ja nur an Regentagen mal das Lese- und Rechenbuch vorzunehmen. Die große Schwester aber ließ keinen Tag vorübergehen, ohne mindestens zwei oder drei Stunden bei den „dummen“ Büchern zu hocken.

Ruth war doch schon so riesig klug; selbst Marie, das langjährige Dienstmädchen, nannte sie scherzhaft „unser Fräulein Professor“, nicht wie die anderen ihrer Zerstretheit wegen, sondern weil sie immer und ewig über den Büchern saß. Da brauchte die große Schwester nun doch wirklich nichts mehr zu lernen!

Nur der Großvater wußte, wie die Ferienzeit seine junge Enkelin in ihren Bestrebungen förderte. Mit eiserner Ausdauer

und unermüdlichem Fleiß arbeitete sie darauf hin, in Latein das Pensum der Obertertia zu erreichen.

Eines Tages, als das wöchentliche Examen bei Großväterchen wieder besonders zufriedenstellend ausgefallen war, ließ sich der alte Herr seinen guten, schwarzen Rock abbürsten und den Zylinderhut, der nur bei feierlichen Gelegenheiten das Tageslicht erblickte.

„Ich habe einen Weg“, war die ausweichende Antwort auf alle Fragen der Seinen; selbst Frau Doktor Klein erfuhr nicht mehr.

Aber als er wiederkam, schmunzelte er so stillvergnügt, daß es jedem auffiel.

Nach Tisch rief er Ruth in sein Zimmer.

„Kind, wir schreiben heute den 3. August; bis zum Oktober-schulschluß sind nur noch zwei Monate. Hast du dir schon mal überlegt, was dann werden soll?“

„Dann werde ich in die zweite Klasse versetzt.“

Das Blut kam und ging in Ruths zartem Gesicht. Man sah ihr deutlich die Aufregung an. „Du weißt ja, Großväterchen, daß ich später einen kaufmännischen Beruf ergreifen muß, um möglichst bald etwas zu verdienen“, erwiderte sie sehr leise.

„Und dazu lernst du jeden Tag dein Pensum Latein, was?“ Der alte Herr polterte ein wenig.

„Großvater“ — Ruths Stimme schwankte bedenklich — „daß ich ganz andere Wünsche für meine Zukunft habe, wie brennend gern ich aufs Gymnasium möchte, weißt du ja am besten. Aber was nützt das alles? Ich darf die Mutter doch nicht betrüben und ihr mit solchen Plänen eine neue Enttäuschung bereiten.“

„Du bist unser gutes Kind —“ er sprach wieder weich und zärtlich wie stets — „aber komm mal her und sieh mich an!

„Weißt du, was dein Großvater werden sollte, ehe er den Lehrberuf ergriff?“

Ruth schüttelte den Kopf. Sie hatte wohl gehört, daß der Großvater aus bescheidenen Verhältnissen es durch eigene Tüchtigkeit zu seiner geachteten Stellung gebracht hatte, aber weiter wußte sie nichts.

„Schuster — ja, Schuster“, wiederholte der alte Herr noch einmal, als er die weitaufgerissenen Augen seiner Enkelin sah, und trat bekräftigend mit seinem Stiefel auf den Boden. „In die Lehre sollte ich und Pechdraht ziehen. Aber meine Lehrer fanden, daß ich wohl noch zu etwas anderem zu gebrauchen sei; ich selbst, von klein auf ein Büchermurm, war der gleichen Meinung. Da habe ich denn eines schönen Tages Mut gefaßt und meinem Vater gesagt, ich wollte mich dem Lehrfach zuwenden. Na, das gab ein Hallo! 'Stiefel sollst du versohlen, aber nicht anderer Leute Kinder', rief mein Vater aufgebracht. Schließlich jedoch, als ich ohne jeden Zuschuß von Hause fertig werden wollte, mich lediglich mit den Stipendien, die meine Lehrer mir erwirkten, und mit Stundengeben durchzubringen gedachte, gab mein Vater nach. Er hatte es nicht zu bereuen. Besitzt nun meine Enkelin, die mir so ähnlich sein soll, weniger Mut, um der Wissenschaft willen den Kampf mit dem Dasein aufzunehmen?“

„Ich, Großväterchen?“ Ruths Blauaugen bligten. „Ich wollte mich gern einschränken und bescheiden, wenn ich nur aufs Gymnasium dürfte und später studieren, ach —“

Sie fiel dem alten Herrn plötzlich um den Hals, und ein Tränenstrom zeigte, wie schwer ihr das Entsagen auf alle Wünsche wurde.

„Na, also“ — der Großvater räusperte sich; er war selbst gerührt. „Ich war heute vormittag beim Direktor des Mädchengymnasiums. Er ist ein Studiengenosse von mir und hat mir ver-

sprochen, falls die Aufnahmeprüfung günstig ausfällt, dir bis zum Abiturium eine Freistelle zu verschaffen. Auch für nachher wäre gesorgt. Aus der Stiftung für studierende unbemittelte Mädchen, meint er, würden dir, da Vater und Großvater dem Lehrberuf bereits angehörten, sicherlich die Studiengelder zur Verfügung gestellt werden. Freilich, für Kleidung und Sonstiges müßtest du durch Stundengeben sorgen. Also steht nichts mehr im Wege — Fräulein Professor“, setzte er vergnügt schmunzelnd hinzu, als er den Glücksschimmer in den jungen Augen aufleuchten sah.

Aber da war der auch schon wieder erloschen.

„Die Mutter“, sagte Ruth und schüttelte den Kopf.

„Mit deiner Mutter spreche ich — gleich jetzt; komm!“

Lebhaft, wie ein Junger, stand der weißhaarige Herr auf und zog den Arm der Enkelin unter den seinen.

„Na, was habt ihr denn für Geheimnisse miteinander?“ fragte die Mutter lächelnd, als sie die beiden eintreten sah.

Zu der Enkelin Entsetzen zerhieb der Großvater auf einen Schlag den gordischen Knoten.

„Ich habe Ruth eine Freistelle im Mädchengymnasium erwirkt“, sagte er ohne Umschweife.

„Wa — as?“ Das Gesicht der Mutter sah nicht weniger erschreckt aus, wie das der Tochter.

Ruth schlug den Arm um die zarte Gestalt der Mutter. „Wenn es dir nicht recht ist, will ich mich ja nach deinen Wünschen richten.“

Frau Doktor Klein schwieg. Die Mitteilung betäubte sie förmlich. Indessen setzte der Professor seiner Tochter auseinander, daß niemand zum Studium mehr geeignet sei als Ruth; daß sie sich in erstaunlich kurzer Zeit lateinische Kenntnisse angeeignet habe, und daß man dem Glück des Kindes nichts in den Weg legen dürfe.

Ruth wollte bereits, den Hut vom Ständer nehmend, zur Treppe stürmen, denn im Kränzchen war man pünktlich. Da trat der Großvater aus seinem Zimmer.

„Gehst du fort, Ruth? Ach, dann könntest du mir einen Gefallen tun. Mein Schnupftabak ist zu Ende. Bringe mir doch für zwanzig Pfennig Messing mit herauf!“

Ruth war zwar sehr eilig, aber für Großväterchen hatte sie immer Zeit.

So nickte sie ein bereitwilliges „Gern“, und fort war sie.

Nun mußte es aber mit „Extrapost“ gehen! In Hast schüttete Ruth nach ihrer Rückkehr den gemahlten Kaffee in den Trichter und goß fleißig das siedende Wasser auf. Langsam zu brühen, wie sie es bei der Mutter gelernt hatte, dazu blieb keine Zeit. Die Kränzchenschwestern würden es wohl nicht allzusehr übelnehmen, wenn sie mal etwas dünneren Kaffee vorgelegt bekamen.

Auch dem Großvater brachte sie noch geschwind die gewünschte Lüte mit Schnupftabak hinein. Als dann die kleine Raminuhr mit silberheller Stimme die vierte Stunde meldete, stand Ruth in der Tat mit einer weißen Stickereschürze empfangsbereit da.

Die jugendlichen Gäste ließen nicht auf sich warten. Bald saßen sie zu viere in frohem Beisammensein.

„Vogtausend — alle Achtung, Ruth; es fehlt nichts!“ Elfriede überflog mit Feldherrnblick den wirklich tadellos gedeckten Tisch.

„Ja, heute sollt ihr mir Abbitte leisten; heute werde ich euch zeigen, daß auch ein Fräulein Professor auf jedem Gebiet tüchtig sein kann“, frohlockte Ruth.

„Dann gib uns vor allen Dingen erst was zu trinken; ich verschmachte vor Durst“, rief Gretel.

Die junge Wirtin erschien mit der Nickelkanne. Sie war fest überzeugt, daß der Kaffee nicht besonders stark sein konnte. Aber als sie ihn eingoß, war sie aufs freudigste überrascht. Er sah

durchaus nicht wässerig aus, sondern im Gegenteil, tief schwarzbraun. Nur einen merkwürdigen Duft hatte er an sich. Das war ihr schon vorhin beim Kochen aufgefallen. Ob am Ende eine ölige Bohne darunter gewesen war? Denn den Topf hatte sie ja vorher gründlich gesäubert. Na, vielleicht merkten es die anderen gar nicht.

Aber das schien doch der Fall. Die drei Mäuschen schnupperten möglichst unauffällig; trotz der Schlagsahne wagte sich keine an den seltsam riechenden Kaffee heran, nicht einmal die verschmachtende Gretel.

„Trinkt doch, Kinder“, ermunterte die junge Wirtin.

Aber ehe man noch ihrer Aufforderung nachkommen konnte, wurde die Tür geöffnet, und der Professor trat herein.

„Hör' mal, Ruth,“ sagte er schmunzelnd, nachdem er die von ihren Sätzen springenden „jungen Damen“ begrüßt hatte, „ich habe zwar schon so manches Prischen in meinem Leben geschnupft, aber gemahlten Kaffee denn doch noch nicht!“ Er hielt ihr die silberne Dose mit dem bräunlichen Zeug hin.

„Kaffee — —?“ Ruth blieb der frische Mund vor Schreck offen. Ein würziger Mokkaufströmte der Dose.

„Dann — dann trinken wir hier ja Schnupftabakbrühe“, brachte sie schließlich auf die fragenden Blicke der Freundinnen ganz fassungslos heraus.

„Brrrr!“ Die Mädel schüttelten sich und brachen dann wie auf Befehl in ein schallendes Gelächter aus. Auch der Großvater lachte so herzlich, daß der jungen „perfekten Köchin“ nichts weiter übrig blieb, als einzustimmen.

Aus allen Zimmern kam es herbei. Das nicht endende Lachen lockte alle: die Mutter, Marianne, Edmund und die Jungen. Das gab ein Juchhei, als man den Sachverhalt vernahm! Das Fräulein Professor wurde weidlich geneckt. Marie war die

Die Mutter saß starr. Latein hatte Ruth getrieben, ohne daß sie etwas davon wußte?

„Mütterchen, ich wollte dich damit überraschen; aber wenn du dagegen bist, will ich kein lateinisches Buch mehr anrühren. Nur sprich ein Wort — sieh nicht so traurig aus!“

„Ich bin nicht traurig, Kind“ — sie machte sich aus den sie umfangenden jungen Armen frei — „ich überlege nur, ob es wirklich zu deinem Glücke ist, wenn du aufs Gymnasium gehst und studierst. Ich fürchte, daß du dann für das alltägliche Leben überhaupt nicht mehr zu gebrauchen sein wirst — daß du dann völlig in deinen Büchern lebst, und deine Zerstreuung noch viel schlimmer wird.“

„Wir können es ja mal versuchen,“ fiel der Professor ein, während Ruth aufgeregt ihren Blondzopf auf- und zuslocht, „etwa bis Ostern. Sehen wir dann, daß unser Fräulein Professor allzu sehr die von mir übernommene Erbeigentümlichkeit zeigt, so ist es immer noch Zeit, Schluß zu machen. Vorläufig will ich gleich einen tüchtigen Mathematiker ausfindig machen, der ihr bis Oktober noch das notwendige Pensum für die Obertertia eintrichtert. Du hast ja manche Vorkenntnisse, Ruth. Diese Privatstunde ist mein nächstes Geburtstagsgeschenk für dich“, fügte er noch hinzu, da er sah, daß seine Tochter bereits wieder mit dem Rechnen begann.

„Großväterchen, ich danke dir tausendmal!“

Ruth flog voll Seligkeit ihrem besten Freunde an den Hals. Der blinzelte über den Blondkopf hinweg seiner Tochter zu. Hatte er nicht recht, daß man dem Glück des Kindes nicht im Wege stehen dürfe? Auch Frau Doktor Klein machte sich allmählich mit dem Gedanken vertrauter. Als verständige Frau sagte sie sich, daß man einen jungen Menschen im Leben auf den Platz stellen mußte, wo er seiner Veranlagung nach etwas Tüchtiges zu leisten imstande war. Ruth war nun einmal zum Fräulein Professor geboren:

gut, so mochte sie es auch werden! An sich selbst denkt eine Mutter ja nicht . . .

Das letzte Schulquartal hatte begonnen. In der Pension von Frau Doktor Klein waren die Jungen braungebrannt, mit noch kräftigeren Lungen als vorher, wieder eingerückt. Frisches, überschäumendes Leben durchpulte die gemüthlichen Räume. Nur in dem Stübchen mit den alten blichblanken Mahagonimöbeln war es wie stets still und feiertäglich. Bis zu des Großvaters Gelehrtenstube wagte sich das laute Jungenlachen nicht; auch die unbändigsten Fäuste verhielten sich dort in der Nähe friedfertig.

Großvater hatte eine Studiengenossin bekommen. An der einen Seite des alten Schreibtisches saß der Herr Professor, an der anderen das Fräulein Professor. Ruth mußte jetzt ungestörte Ruhe für ihre Arbeit haben. Sie durfte nicht durch der Schwester Puppen, durch die übermütigen Streiche der Jungen oder durch Edmunds Erzählungen, seine Weltreise betreffend, abgezogen werden.

Edmund hatte tatsächlich von seinem vierwöchigen Aufenthalt auf dem Gute soviel zu berichten, wie ein anderer von einer Afrikareise. Seine Familie mußte nachträglich die Bekanntschaft eines jeden Schweines machen, das dort gemästet wurde, eines jeden Kälbchens, das im Gutshof das Licht der Welt erblickte.

Aber auch Ruth hatte zu erzählen. Edmund sperrte Mund und Augen auf, als er hörte, daß aus seiner Schwester nun wirklich ein Fräulein Professor werden sollte.

„Hurra, dann gehen wir mal beide als flotte Studenten in den Hörsaal! Das soll ein Leben werden!“

Junges Volk lebt gerne in der Zukunft; aber so sehr wie augenblicklich hatte die lachend aus Rosenwolken spähende Göttin noch nie alle Gedanken in Anspruch genommen. Selbst vor dem Ernst der Schule scheute sie nicht zurück. In irgendeinem Winkel

einzige, die sich ihrer erbarmte und den jungen Fräulein zur Entschädigung einen extrafeinen Kaffee braute.

Lange Zeit mußte Ruth es sich gefallen lassen, sowohl zu Hause als auch in der Schule mit ihrer Kochkunst aufgezo-gen zu werden. Sogar Großväterchen pflegte lächelnd manchmal zu sagen: „Ich weiß nicht, was mir besser schmeckt, mein Kaffee oder mein Prischen.“

Edmund dagegen erhob allen Ernstes Einspruch, daß Ruth fürderhin die Frühstücksbrote vorrichte. Er fürchtete, daß sie ihm eines schönen Tages statt Butter Stiefelwische aufstreichen könnte.

Währenddessen rückte die Zeit vorwärts. Die Versetzung stand vor der Tür, und dahinter drohte als Schreckgespenst die Aufnahmeprüfung, von der so viel abhing. Alle Gedanken Ruths weilten schon vorher bei dem wichtigen Tage.

Am 1. Oktober war es. Der Großvater hatte der Enkelin das Honorar für den Mathematiklehrer eingehändigt. In aller Eile mußte sie, bevor sie zur Stunde ging, noch einen Geburtstagsbrief an ihre Freundin Elfriede schreiben, die schon vor Schul-schluß mit ihrer fränkischen Mutter nach Italien gefahren war. Sie schob das Glückwunschschreiben eiligst in einen Umschlag und dann das Stundengeld, vier Zehnmarktscheine, in einen anderen. Nach der Mathematikstunde legte sie letzteren dem Lehrer mit bestem Dank für seine Mühewaltung auf den Tisch.

Am nächsten Tage erhielt Ruth einen Brief. Man las es zwischen den Zeilen, daß er dem Schreiber nicht leicht geworden war; er stammte von ihrem Mathematiklehrer und lautete:

„Es ist mir sehr peinlich, liebe Ruth, Dir mitteilen zu müssen, daß der Briefumschlag, der das Stundenhonorar enthalten sollte, leer war. Ich habe ihn gleich nach Deinem Fortgang geöffnet; ein Fremder war inzwischen nicht im Zimmer, so daß das Geld hier nicht fortgekommen sein kann. Vielleicht siehst Du noch einmal

genau in Deinem Handtäschchen nach. Der Umschlag war schlecht geschlossen; das Geld wird also wohl herausgerutscht sein. Ich hoffe, daß die mir sehr unangenehme Angelegenheit sich bald aufklären wird.“

Ruth erbleichte bis in die Lippen als sie das Schreiben mit entsetzten Augen durchflog.

Das Geld, das Großväterchen sich abgespart hatte, war weg — volle vierzig Mark! Die Summe erschien Ruth ungeheuerlich. Außerdem wußte sie doch genau, daß sie die Scheine in den Umschlag hineingeschoben hatte!

Sie durchsuchte ihr Täschchen wohl ein dutzendmal, auch ihre Kleider und ihre Bücher. Aber das Geld war und blieb verschwunden. Es war rätselhaft.

Der Gedanke, ob die vierzig Mark nicht doch im Hause des Lehrers von irgendeinem Dienstboten oder einem Fremden vertrent worden seien, wollte sie nicht loslassen. Sie war im Grunde ihres Herzens sogar fest davon überzeugt. Aber was half das alles? Das Geld mußte beschafft werden. Woher bloß?

Sie selbst hatte gar keine Ersparnisse. An die Mutter durfte sie sich nicht wenden. Sie mußte ja bestrebt sein, die Sorgenlast ihres Mütterchens zu vermindern und nicht noch zu vermehren. Außerdem traute sie sich auch nicht, die Mutter überhaupt von dem Geschehenen in Kenntnis zu setzen; sie wußte genau, daß sie ihrer Gedankenlosigkeit schuld an der ganzen Sache geben würde. Ja, am Ende entzog sie ihr daraufhin die mühsam erhaltene Erlaubnis fürs Mädchengymnasium, und sie fühlte sich doch diesmal schuldlos!

Großväterchen? Nein, noch einmal durfte er sich ihrethalben keine Entbehrungen auferlegen.

Aber wer denn? Wer sollte ihr diese große Summe geben, die sie doch unbedingt zahlen mußte? Sie zerbrach sich den Kopf,

der ohnehin schon mit den zur Prüfung aufgespeicherten Kenntnissen genügend vollgepfropft war.

Halt — ein Gedanke! Edmund hatte Geld. Aber sollte sie dem Bruder das erste Selbstverdiente abborgen? Und dann selbst gleich mit Schulden ihren neuen Lebensweg beschreiten? Es widerstrebte ihr.

Doch da gab es weiter keinen Ausweg. Morgen war die nächste Mathematikstunde; da mußte sie das Geld mitbringen.

Sie vertraute sich dem großen Bruder an. Der sagte gleich aus freien Stücken: „Ich gebe dir das Geld gern, Ruth“, obwohl er hinzufügte, solche Bummelsei dürfe eigentlich nicht vorkommen; denn er war fest überzeugt, das Fräulein Professor habe die Scheine auf irgendeine Weise verloren.

Am anderen Morgen kam ein Brief aus Rom, der Dankbrief von Elfriede. Ruth wunderte sich im stillen, daß die Freundin, deren Schreibfaulheit im Kränzchen sprichwörtlich war, es diesmal so eilig mit der Beantwortung hatte.

Als sie den rosa Bogen herauszog, flatterte etwas zur Erde. Das junge Mädchen bückte sich danach — vier Zehnmarkscheine.

Eine jähe Ahnung durchzuckte Ruth. Sie konnte kaum lesen; die Buchstaben tanzten ihr förmlich vor den Augen.

„Besonders danke ich Dir noch für Dein großartiges Geschenk“, schrieb Elfriede. „Aber da wir zu Geburtstagen uns niemals so fürstlich zu beschenken pflegen, nehme ich an, daß unserem Fräulein Professor die vier Scheine bloß gegen den Willen in meinen Brief geschlüpft sind. Ich bin also ehrlich genug, sie Dir wiederzugeben.“

Ruth konnte nicht weiterlesen. Sie war wie vor den Kopf geschlagen. Daß ihr so etwas widerfahren konnte, hätte sie niemals für möglich gehalten. Sie wagte kaum, es Edmund mitzuteilen, so sehr schämte sie sich.

Nein, das mußte anders werden, wirklich! Es durfte nicht in dem alten Fahrwasser fortgehen. Sie war groß genug, um sich selbst zu sagen, daß sie niemals im Leben etwas erreichen konnte, wenn sie ihrer Zerstreuung nicht mit aller Kraft entgegenarbeitete.

So ernstlich hatte sie sich selbst noch nie Besserung gelobt. Auch die Entschuldigung bei dem Mathematiklehrer, die stumme Abbitte, die sie dem öffnenden Dienstmädchen zuteil werden lassen mußte, war äußerst peinlich. Das war eine harte Lehre für das Fräulein Professor.

Aber die Medizin war trotz alledem noch immer nicht stark genug, um Ruth von ihrem alteingewurzelten Leiden vollkommen zu heilen. Das Tränklein mußte noch bitterer schmecken.

Das neue Semester begann, und die Zeit für die Gymnasialaufnahmeprüfung war festgesetzt. Den Tag zuvor erlaubte Großvater nicht mehr, daß Ruth noch lerne.

„Was bis heute nicht feststeht, wird der letzte Tag auch nicht wettmachen“, sagte er. „Ich bin davon überzeugt, du kannst deine Sache. Zieh dich an! Wir wollen ins Freie fahren, damit du morgen frisch und klar für deine Aufgaben bist.“

Zum erstenmal im Leben war Ruth mit dem Großvater nicht recht einverstanden. Sie wäre viel lieber daheim bei ihren Büchern geblieben. Ja, sie kam sich geradezu fahnenflüchtig vor, daß sie auf und davon ging.

Aber draußen in dem buntfarbigen Herbstwald fühlte sie, wie ihr Kopf, den sie in den letzten Tagen mit Regeln, Vokabeln und Zahlen besonders geplagt hatte, freier wurde und die Angst vor der Prüfung im traulichen Gespräch mit Großväterchen allmählich schwand.

Als Edmund sie am Abend wohlwollend fragte: „Na, hast du 'nen Bammel vor morgen?“ da konnte sie mit gutem Gewissen antworten: „Nicht die Bohne!“

Die Mutter schien sich um so mehr zu sorgen. Schließlich hing doch für ihre Ruth von dem morgigen Tage die ganze Zukunft ab. Wenn sie die Freistelle nicht erhielt, aus eigenen Mitteln war an ein Studium nicht zu denken.

Sorgsam, bei jedem Buch überlegend, hatte das junge Mädchen am Abend die Mappe gepackt. Daß nur nichts fehlte, daß sie bloß nichts vergaß!

Nun nahm sie, zwar ein wenig erregt, aber sonst voll Zuversicht, Abschied von daheim.

Die Mutter drückte ihr stumm die Hand.

„Nach's gut — Fräulein Professor!“

Großvater klopfte ihr aufmunternd die ein wenig blasse Wange.

„All Heil!“ echote es im Chor der Jungen.

Beladen mit all den guten Wünschen, machte sich Ruth auf den Weg. Es war ein sonnengoldener Oktobertag, so recht dazu geschaffen, ein neues hoffnungsjunges Leben einzuleuchten.

Während sie dahinschritt, hatte sie selbst das Gefühl, daß alles klappen mußte. Sie war ihrer Sache so gut wie sicher. Nur ein Mathematikansatz machte ihr noch Kopfschmerzen. Aber wenn sie ihn sich recht überlegte, würde sie wohl auch damit zustande kommen. Ja, so mußte sie es anfangen, oder war es anders besser? Sie überlegte und überlegte . . .

Das Fräulein Professor fuhr aus seinem Zahlengewirr erst empor, als eine wohlwollende Stimme sagte: „Nanu, Fräuleinchen, was wollen Sie denn noch bei uns?“ Es war der frühere Schuldiener, der die kürzlich Abgegangene erstaunt betrachtete.

Barmherziger Himmel, sie stand in ihrer alten Schule! Wie ein braver Gaul in den gewohnten Stall, so war sie gedankenlos den seit Jahren täglich gewanderten Weg getraut! Das Mädchen-

gymnasium aber lag am anderen Ende der Stadt, und die Schuluhr zeigte bereits zehn Minuten vor acht!

Ohne dem verdutzt dreinblickenden Mann eine Antwort zu geben, eilte Ruth wie besessen davon. Sie rastete und rannte, unbekümmert um das Kopfschütteln der Vorübergehenden.

„Lieber Vater im Himmel, laß mich bloß nicht zu spät kommen!“ Sie wußte es gar nicht, daß ihre Lippen diese Worte immer wieder halblaut murmelten.

Kam denn keine Straßenbahn? Ruth kannte außerdem die Verbindungen von hier aus nicht.

Da stand ein Auto. Sollte sie hinein? Sie war bisher noch niemals in einem solchen Wagen gefahren; das war ein Luxus, den sich ihre Mutter nicht leisten konnte. Eine Mark fünfzig hatte sie bei sich, aber wenn es mehr betrug?

Ach was, Not kennt kein Gebot. Nur hin! Sie sprang in das Fuhrwerk und nannte Namen und Straße der Schule.

Das Auto töffte davon. Es flog durch die Gassen, aber für Ruths vorausseilende Gedanken schien es zu kriechen. Dabei war ihr Blick starr auf den Zeiger des kleinen Zifferblatts gerichtet, der den Fahrpreis anzeigte. Eine Mark zwanzig — dreißig — was machte sie bloß, wenn er weiter so lief?

Eine Mark vierzig — da hielt das Auto. Ruth warf dem Chauffeur das Geld zu und jagte hinein in das fremde Gebäude.

Alles war still. Der Unterricht hatte überall schon begonnen. Ruths Beine wurden plötzlich so schwer, daß sie sich kaum die Treppen zu dem ihr vom Diener angewiesenen Raum empor schleppen konnte. Stimmen schallten heraus. Hatte es denn überhaupt noch einen Zweck, hineinzugehen? Es war ja völlig ausgeschlossen, daß sie die Freistelle jetzt noch erhielt, wenn sie gleich zur Prüfung zu spät kam!

Ade, ihr Zukunftsträume! — Da hatte sie die Tür zu dem

Prüfungs-saal geöffnet. Versuchen mußte sie es jedenfalls; sie hatte ja nichts mehr zu verlieren.

Zwei blühende Brillengläser waren das erste, was ihre Augen, vor denen es wie Nebel wogte, unterschieden. Sie gehörten dem Direktor, der sie streng anschaute. Dann fühlte sie die mißbilligenden Blicke der verschiedenen Lehrer und schließlich die neugierig teilnehmenden der übrigen Prüflinge.

„Ei, noch eine Nachzüglerin? Das ist keine gute Empfehlung, wenn man sogar am Examenstag nicht aus dem Bett herausfinden kann! Wie heißt du?“ fragte vorwurfsvoll die Stimme, die zu den blühenden Brillengläsern gehörte.

Ruth nannte mit niedergeschlagenen Augen ihren Namen. Sie konnte kaum sprechen; ein Tränenknäuel preßte ihr den Hals zusammen.

„Klein“ — der Direktor blätterte in seinem Buch — „nun, ich denke, gerade du hättest alle Ursache, dich besser einzuführen!“ Er schien sichtbar unzufrieden.

Das junge Mädchen wagte nicht, ihm den wahren Grund des Zuspätkommens mitzuteilen.

Die Prüfung hatte bereits begonnen. Ruth bekam ihre schriftlichen Arbeiten nachgeliefert. Sie war fast um eine halbe Stunde hinter den anderen zurück.

Zuerst vermochte sie nichts anderes zu denken als: „Eine Freistelle ist ausgeschossen! Was wird Großväterchen sagen?“ Dann aber zwang sie mit aller Willenskraft ihre Gedanken auf das vor ihr liegende Thema. Je eingehender sie sich damit beschäftigte, desto mehr vergaß sie ihr Mißgeschick. Schließlich blieb ihr ja auch nur die eine Möglichkeit noch, die Scharte des Zuspätkommens durch Kenntnisse einigermaßen auszuweken.

Als die anderen ihre Arbeiten abgaben, war auch Ruth fertig.

Die mündliche Prüfung folgte. Ruth Klein wurde tüchtig

herangenommen. Die versammelten Lehrer schienen alle ihre Unzufriedenheit über die Unpünktlichkeit in besonders verzwickten Fragen zu äußern.

Aber als die junge Examinantin eine zufriedenstellende Antwort nach der anderen gab, wurden die Gesichter freundlicher. Selbst die Brillengläser des Herrn Direktors bligten nicht mehr ganz so strafend.

Die Prüfung war zu Ende. Ruth hätte aufatmen können, wenn — ja, hätte sie doch vorher auf dem Schulwege ihre Gedanken beisammengehalten! Sie war überzeugt, gut bestanden zu haben. Aber was nützte das alles?

Jedenfalls mußte sie sich wohl noch nachträglich entschuldigen. Herzklopfend trat sie zu dem mit einem Lehrer sprechenden Direktor. Der wandte sich ihr zu.

„Ah, Ruth Klein — gerade von dir rede ich. Ich muß sagen, es tut mir sehr leid um dich. Du hast ziemlich das beste Examen abgelegt; deiner Aufnahme stände nichts im Wege. Aber ich kann die Freistelle unmöglich an eine Gymnasiafin vergeben, die gleich den ersten Tag durch Unpünktlichkeit zeigt, daß sie dieses Vorzugs nicht würdig ist.“

Mit stoßender Stimme und niedergeschlagenen Augen teilte Ruth nun dem Herrn Direktor mit, aus welchem Grunde sie zu spät gekommen war.

„Hm — also Zerstreutheit — Gedankenlosigkeit! Ein böser Fehler bei einem jungen Menschen! Aber weil du gezeigt hast, daß du beim Arbeiten wenigstens deine Gedanken zusammennehmen kannst, will ich, um deines Großvaters willen, die Angelegenheit in der Konferenz noch einmal zur Sprache bringen. Ich mache dir keine Hoffnungen, gar keine; aber wie gesagt, ich werde die Meinung der übrigen Herren einholen.“

Damit mußte Ruth sich zufriedengeben. Es war sehr wenig

Tröstliches, zu winzig selbst für ein junges Menschenkind, um daran auch nur das kleinste Endchen Hoffnungsfaden zu schlingen.

Ruth wußte nicht, wie sie nach Haus und in Großvaters stilles Stübchen gelangte. Der weißhaarige Professor sah erschreckt auf seinen weinenden Liebling.

„Kind, Pech kann jeder haben“, tröstete er, denn er glaubte nicht anders, als sie habe nicht bestanden. Da aber enthüllte sich ihm erst der ganze Jammer.

„Nein, Großväterchen, es ist ja mein Fehler, nur meine Zerstreuung ist schuld!“ Schluchzend erzählte sie ihm den Hergang. „Nun ist alles umsonst — ach, was wird Mutter sagen!“

Weder der Großvater noch die Mutter sagten etwas. Ersterer nicht, weil ihm sein Herzblatt in der Seele weh tat, und die Mutter? Die litt mehr als Ruth. Jeder Vorwurf war diesmal überflüssig; das Leben selbst hatte Ruth für ihren Fehler gezüchtigt.

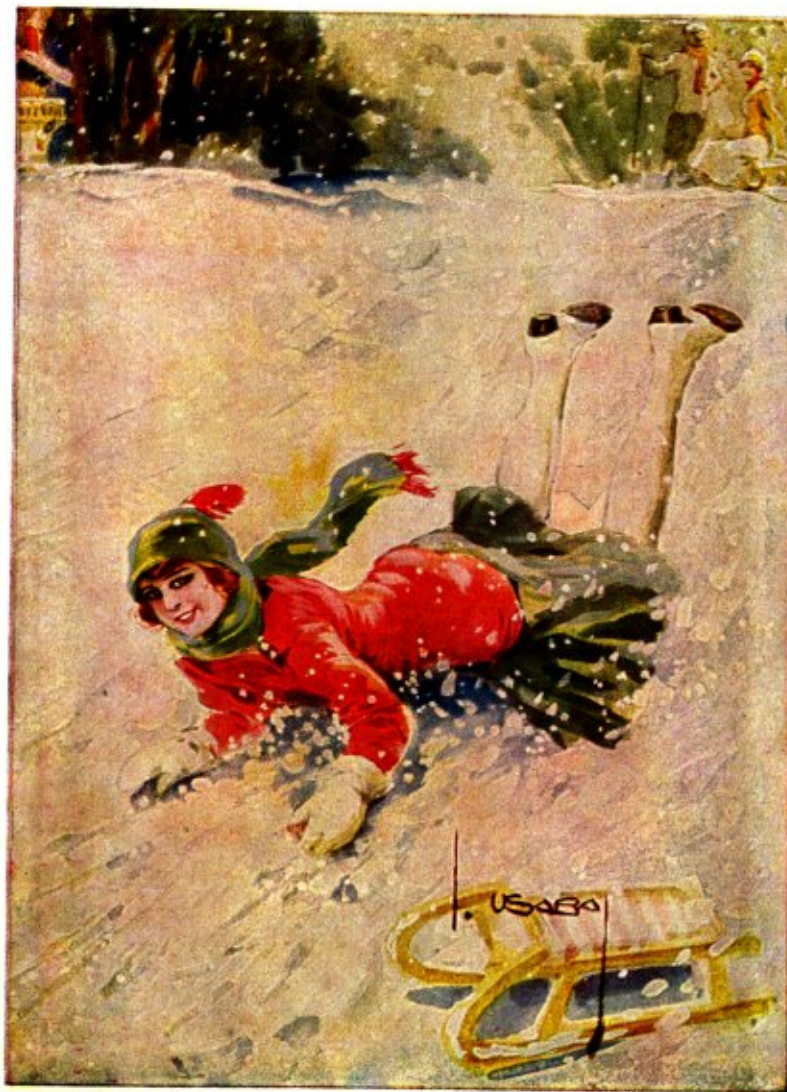
Edmund versuchte ihr auf jede Weise Mut einzusprechen. Alles war vergebens, selbst Mariannes Liebkosungen. Einsilbig und gedrückt ging die sonst so muntere Ruth einher. Sie hatte jede Hoffnung aufgegeben.

Nach Verlauf einer Woche kam ein amtliches Schreiben. Sicher war das die Ablehnung. Ruth wagte nicht, es zu öffnen. Herz klopfend trug sie es in Großvaters Stübchen.

„Mach du es auf“, bat sie tonlos und wagte nicht, den alten Herrn anzusehen.

„In Anbetracht des mit Auszeichnung bestandenen Examens ist Ruth Klein die Freistelle am Mädchengymnasium bewilligt worden, und sie in die Obertertia aufgenommen“, las er mit Erregung.

„Großväterchen!“ Der ganze Raum war ein einziger Jubelschrei.



Ury, Lotte Rasewitz 5.

Jungfer Fürwitz.

„Also jetzt Kopf hoch — Fräulein Professor!“ Wie das liebe alte Gesicht leuchtete.

„Rein, nenne mich nicht mehr so, Großväterchen! Das Fräulein Professor mit seinem bösen Fehler ist jetzt ein für allemal abgetan!“

Die hinzutretende Mutter schloß ihr Kind in die Arme. „Wenn du wirklich endgültig von deiner Zerstretheit geheilt bist, Ruth, dann ist es nicht zu teuer mit dieser schweren Woche bezahlt!“

Die junge Gymnasiastin hielt Wort. Die letzte böse Erfahrung hatte gründliche Heilung gebracht.

Aus dem einstigen „Fräulein Professor“ ist später ein Fräulein Doktor geworden. Sie und Edmund, der junge Oberlehrer, haben ihr Ziel erreicht, ihrem Mütterchen ein frohes, sorgloses Dasein zu bereiten. Großvater, der nun schon über achtzig ist, wird ordentlich wieder jung, wenn seine Ruth einen neuen Erfolg zu verzeichnen hat.

Heute lachen sie gemeinsam über die vielen seltsamen Dinge, die sich das Fräulein Professor einst geleistet hat. Dann pflegt der weißhaarige alte Herr seiner Tochter schelmisch zuzuzwinkern: „Habe ich es nicht immer gesagt, aus unserer Ruth wird noch was? Wenn sie auch noch so gedankenlos war, wenn sie auch alles verlegte: eins — das Herz — hatte unser Fräulein Professor immer auf dem rechten Fleck, und das ist schließlich doch die Hauptsache!“

Wenn sich zwölfjährige Mädchen auf etwas freuen, vermag solch eine Kleinigkeit nicht den inneren Jubel zu stören.

Elfriede Hases geringer Mut aber verkroch sich jetzt ganz und gar. Mutterseelenallein, ohne die Schulfreundinnen, sollte sie ihre Blumen feilhalten — unmöglich! Wenn es ihr bloß gelang, recht unaufmerksam zu sein.

„So, und jetzt wünsche ich, daß nicht mehr an den Kornblumentag gedacht wird.“ Fräulein Goltz sah nach der Uhr. „Wir haben noch eine halbe Stunde Zeit — Extemporalhefte vornehmen!“

Ach, da war's ja, das Gefürchtete; man hatte umsonst Aufschub erhofft! Und gerade jetzt, wo man doch wirklich anderes zu überlegen hatte. Ob das weiße Kleid noch gut genug war oder das rosa vielleicht schöner, ob auch Vater nichts dagegen haben würde und ob man Zöpfe tragen sollte oder das Haar offen. Nein, zu Totila oder zu Napoleon jetzt seine Gedanken hinwandern lassen zu müssen, das war wirklich nicht so leicht.

Aber Fräulein Goltz sorgte dafür, daß keine Schülerin mehr Zeit hatte, an offene Haare und weiße Kleider zu denken. Schlag auf Schlag fielen die Fragen, in so kurzen Pausen, daß nur gerade die Antwort niedergeschrieben werden konnte.

Die Wangen der jungen Mädchen färbten sich röter, die Federn flogen über das knisternde Papier. Hier und da begannen auch Tränen zu fließen, wenn man eine Antwort nicht gewußt hatte oder nicht mitgekommen war.

„Halt!“ Fräulein Goltz hatte die letzte Frage getan. „Die erste einer jeden Bank sammelt die Hefte ein!“

Die Lehrerin nahm das Paket Mädchenweisheit in Empfang und verteilte die Hefte so unter die Schülerinnen, daß jede ein fremdes Extemporale vor sich liegen hatte. Denn die Mädchen mußten sich selbst die Arbeiten gegenseitig verbessern.

An den Fehlern der anderen lernten sie am meisten. Freundschaftliches Mogeln oder auch nur zufälliges Übersehen eines Fehlers war nicht zu befürchten, dazu hatten sie alle viel zu großen Respekt vor Fräulein Goltz.

O weh — das sah heute schlecht aus mit den Extemporalien! Nicht nur die auf der ersten Bank, wo die weißen Kleider doch wohl noch hin und wieder in den blonden und braunen Köpfen gespuckt hatten, nein, auch die anderen hatten sich diesmal ganz besonders viel Schnitzer geleistet.

Es war Fräulein Goltz nicht zu verdenken, daß sie ärgerlich wurde. Nur eine einzige hatte null Fehler — Elfriede Hase. Die war in Geschichte besonders beschlagen, und wenn sie auch gern unaufmerksam gewesen wäre, so bringt das eine gute Schülerin doch nicht fertig, gegen ihr besseres Wissen eine falsche Antwort niederzuschreiben.

„Brav, Elfriede!“ sagte Fräulein Goltz. „Doch wenigstens eine, die zeigt, daß man trotz abliegender Interessen seine Gedanken fest auf die Pflicht richten kann. Von Rechts wegen mußte ich es nur Elfriede Hase gestatten, an dem Kornblumenverkauf teilzunehmen.“

Elfriede errötete, aber nicht vor Freude, über das Lob. „Nein, lieber Himmel, bloß nicht allein!“ betete sie innerlich vor Angst.

„Ach, Fräulein Goltz — bitte, bitte, Fräulein Goltz!“ flehentliche Stimmen klangen von der ersten Bank.

Die Lehrerin war zu einsichtsvoll, um nicht zu verstehen, daß heute, unmittelbar nach der Mitteilung, das Interesse leicht ein geteiltes sein konnte.

„Also, diesmal will ich noch ein Auge zudrücken, aber gebt mir nicht wieder Anlaß zur Klage.“

Es läutete. — Fräulein Goltz verließ das Klassenzimmer, und nun brach der lange genug zurückgehaltene Jubel los.

Kornblumentag.

Es war in der Zwischenpause vor der Geschichtsstunde. In der vierten Klasse der Potsdamer städtischen Mädchenschule herrschte große Aufregung. Ruhig pflegte es ja nie in einer Pause dort herzugehen, aber das heutige Durcheinanderwirbeln und Durcheinanderrufen war doch ausnahmsweise lebhaft.

In der nächsten Stunde sollte Geschichtsextemporale geschrieben werden — man denke! Nicht nur über ein bestimmtes Gebiet der vielen Jahrhunderte, nein, über alles, vom Trojanischen Krieg an bis zur Gegenwart! Und noch dazu bei Fräulein Goltz, der gestrengen Oberlehrerin. Da gab es kein Seitwärtschielen zum Heft der Nachbarin, kein Flüstern und heimliches Beraten. Wehe derjenigen, die Fräulein Goltz etwa dabei ertappte, ihr Name prangte ganz gewiß im Klassenbuch unter der Tadelrubrik. — Darum also das geschäftige Hin und Her, jede wollte noch im letzten Augenblick geschwind die Weisheit, die noch fehlte, und das war nicht gerade wenig, erhaschen.

„Elfriede, in welchem Jahre war denn bloß der Beginn der Völkerwanderung?“ — „Karl der Große regierte von 768 bis 814“ — „war die Schlacht bei Sedan am 1. oder 2. September 1870?“ — „Himmel, ich hab' ja keine Ahnung von Alexander dem Großen!“ So flog das in nicht geringer Aufregung hinüber und herüber.

Hier hörten sich zwei gute Freundinnen gegenseitig noch ganz flink die nicht feststehenden Zahlen ab, dort saß eine, beide Ohren mit den Zeigefingern verschließend, und lernte, daß ihr der Kopf rauchte.

Bim — bim — bim — bim — läutete die Glocke, die gefürchtete Stunde brach an. Mäuschenstill war es plötzlich in der vierten Klasse. Fräulein Goltz hatte ihre Schülerinnen gut gezogen. Da wagte kaum noch eine zu flüstern, trotzdem die Lehrerin noch nicht das Klassenzimmer betreten hatte.

Ein Ruck ging plötzlich durch die Schar. Sie hatten sich erhoben, Fräulein Goltz trat ein.

„Seht euch!“ Die Lehrerin schritt zum Katheder.

Jetzt kommt's — gleich wird das schreckliche Kommando: Extemporalehefte heraus! erschallen. Fünfzig Mädchenherzen klopften schneller in banger Erwartung. Aber das Schreckenswort blieb aus. Fräulein Goltz zog eine Liste hervor und fragte: „Habt ihr schon mal etwas von einem Blumentag gehört, Kinder?“

Fünfzig gepreßte Herzen atmeten auf. Hurra — Fräulein Goltz schien vergessen zu haben, daß auf heute Extemporale gelegt war. Aber Blumentag — die Mädchen sahen sich ratlos an, sie wußten nicht, in welchem Jahrhundert sie den zu suchen hatten.

Nur Käthe von Lutz meldete sich. Sie hatte eine Großmama in Berlin, bei der sie oft zu Besuch weilte, und da hatte sie schon einmal einen Blumentag miterlebt.

„Na, Käthe?“ Fräulein Goltz wandte sich ihr zu.

„Blumentag ist, wenn man — — —“

„Opodeldok ist, wenn man Kreuzschmerzen hat!“ unterbrach sie die Lehrerin lächelnd.

Auch die Klasse lachte. Aber gedämpft, nicht so lebhaft, wie das wohl in andern Stunden der Fall war.

„Die Erklärung eines Wortes mit ‚wenn man‘ ist nicht grammatikalisch richtig. Versuche dich anders auszudrücken, Käthe“, fuhr Fräulein Goltz fort.

„Blumentag ist ein Tag, an dem alle Leute auf der Straße dieselbe Blume im Knopfloch tragen.“

„Na ja, Rätke, aber zu welchem Zweck denn?“

Rätke stand ratlos da. Ach, hätte sie sich doch bloß nicht gemeldet; nun bekam sie am Ende noch eine schlechte Nummer in Fräulein Goltz' Notizbüchlein.

„Damit's hübsch aussieht!“ stieß sie schließlich heraus, denn so leicht blieb die Rätke keine Antwort schuldig.

Jetzt lachte Fräulein, die gestrenge Lehrerin, selbst. „Das hübsche Aussehen ist ja nebenbei ganz nett, aber doch nicht der Hauptzweck der Veranstaltung. Ei, Elfriede, weißt du's?“ Ein schüchterner Zeigefinger hatte sich auf der ersten Bank erhoben, doch schnell, als schäme er sich, war er wieder untergetaucht. Auf Fräulein Goltz' Wort aber schnellte die zu dem Zeigefinger gehörige Elfriede Hase blutübergossen empor.

„Ein Blumentag findet zu einem wohltätigen Zwecke statt“, sagte sie leise.

„Richtig, Elfriede. Eine bestimmte Blume wird überall in den Straßen der Stadt an die Vorübergehenden für zehn Pfennig von jungen Mädchen und auch Kindern verkauft. Das Geld wird dann zu einem guten Zweck verwendet. Nun soll in der nächsten Woche hier in Potsdam ein Kornblumentag zum Besten der Ferienkolonien für arme, erholungsbedürftige Kinder stattfinden, und da ergeht soeben vom Vorstand die Anfrage an unsere Schule, ob sich Schülerinnen bei dem Verkauf beteiligen wollen. Ich möchte nun mal hören, wer von euch hier in der vierten Klasse Lust dazu hat.“

Neunundvierzig Zeigefinger durchbohrten die Luft.

„Ich — ach, bitte, ich — nein, ich!“ Auf den letzten Bänken erhob man sich sogar, um dem Finger mehr Nachdruck zu verleihen.

Nur ein Zeigefinger war unten geblieben, das war der von **Elfriede Hase**. An fremde Menschen auf der Straße herangehen

und ihnen Blumen anbieten, das brachte sie in ihrer Schüchternheit nicht fertig. Nicht umsonst hieß sie Hase, sie war auch ein richtiges furchtames Häslein.

„Ruhe — setzen!“ Fräulein Goltz' Stimme machte dem Tumult schnell ein Ende.

„Da ihr alle Lust habt, aus jeder Klasse aber nur zehn Schülerinnen gewählt werden sollen, so mag sich die ganze erste Bank beteiligen, falls die Eltern damit einverstanden sind. Ich habe deshalb die zehn ersten gewählt, weil ich von denen selbstverständlich annehme, daß sie sich in keiner Weise durch das Vorstehende in ihren Schulpflichten und vor allem in ihrer Aufmerksamkeit während der Stunden stören lassen werden. Sehe ich dennoch, daß eine mit ihren Gedanken mehr bei dem Kornblumentag als beim Unterricht, so tritt eine andere dafür ein.“

Elfriede, das Häschen, das zum erstenmal bereute, eine fleißige Schülerin zu sein und auf der ersten Bank zu sitzen, sah plötzlich ein rosenrotes Hoffnungswölkchen am Zukunftshimmel emporsteigen. Das war ein Ausweg. Wenn sie wegen Unaufmerksamkeit getadelt wurde, mußte eine andere für sie einspringen. Denn selbst darum zu bitten, zurückstehen zu dürfen, das wagte die schüchterne Elfriede nicht.

„Am nächsten Mittwoch um neun Uhr haben sich die zehn ersten bei gutem Wetter — bei schlechtem wird der Blumentag verschoben — in hellen Kleidern in der Schule einzufinden. Körbe mit Kornblumen nebst Sammelbüchsen erhaltet ihr hier. Auch wird jeder die Straße mitgeteilt, in der sie zu verkaufen hat“, bemerkte Fräulein Goltz noch.

Die Mädchengesichter schauten nicht mehr ganz so begeistert drein. Ach, jede für sich — sie hatten geglaubt, daß sie alle zusammen verkaufen würden, das war doch eigentlich das Lustigste dabei. Aber schließlich würde es wohl auch so wundervoll werden.

„Ich freue mich ja unmenſchlich!“ rief die zierliche Hildegard, Elfriedes beſte Freundin, und vollführte einen Luſtſprung.

„Kinder, die Hauptsache iſt, daß wir viel Geld für die Ferienkolonien einbekommen!“ ſagte Lotte Ahrendt, die Erſte der Klaſſe, verſtändig.

„Ich werde ſicher meinen Korb zuerſt verkauft haben, da iſt mir nicht bange, ich gehe an jeden ran und bitte ſo lange, bis er mir eine Blume abkauft“, äußerte ſich Ilſe Krauſe ſelbſtbewußt.

„Quatsch nicht, Krauſe!“ rief ihr Dora, eine kleine Dicke, lachend zu, während Elfriede Haſe leiſe einwarf: „Aber Ilſe, du kannſt doch nicht aufdringlich ſein und Fremden mit deinen Blumen läſtig fallen!“

„Ach, das Häſchen, das furchtſame Häſchen ergreift ſchon wieder das Haſenpanier!“ neckte Rätke von Luck.

Die kleine, kugelfrunde Dora aber, die ſehr für Süßigkeiten ſchwärmte, machte ein verſchmitztes Geſicht: „Wißt ihr was, ich ſchlage vor, daß diejenige, welche die Ehre hat, ihren Kornblumenkorb zuerſt leer zu haben — denn eine Ehre iſt das doch — auch die Ehre haben ſoll, für die andern, weniger Glücklichen Apfelfuchen mit Schlagjahne zu ſpendieren. Das gibt dann einen würdigen Abſchluß des ſchönen Tages!“ Dora ſetzte ſich mit rotem Züngelchen ſchon jezt im Vorgenuß dieſer Herrlichkeit die Lippen.

„Himmliſch — großartig — entzückend — aber vom Konditor Wuppke, da ſind ſie am beſten — einſtimmig angenommen!“ So ſchwirrte das durcheinander.

„Wird denn aber euer Taſchengeld zu ſo vielen Apfelfuchen reichen?“ gab Elfriede Haſe kleinlaut zu bedenken.

„Ach was, da richtet man ſich eben mit Heften, Bleiſtifen und Federn ein bißchen mehr ein, dann langt's ſchon.“ Dora wollte durchaus nicht von ihrem Apfelfuchen laſſen.

Elfriede, die Schüchterne, wagte nicht noch einmal zu widerſprechen. Trozdem ſie ein Süßſchnäbelchen war wie die anderen, konnte ihr auch die Ausſicht auf die bevorſtehenden Apfelfuchen den Kornblumentag nicht verſüßen. Sie würde ja bei ihrer Befangenheit ganz ſicher nicht in die Lage kommen, ihren Blumenvorrat als erſte ausverkauft zu ſehen. Nein, ſie brauchte wirklich keine Angſt zu haben, die zehn Apfelfuchen ſpenden zu müſſen. Aber wenn ein tückiſcher Zufall es nun doch wollte, daß gerade ſie zuerſt ihren Korb leer hatte? Wovon ſollte ſie die Kuchen denn bloß bezahlen? Eine ganze Mark und fünfzig Pfennig koſteten ſie — wo ſollte ſie die nur hernehmen? Sie erhielt kein Taſchengeld wie die anderen; höchſtens mal hier und da ein paar Pfennige für ein „Sehr gut“ in der Schule. Das Geld für die notwendigen Schulmaterialien bekam ſie, aber „erübrigt Taſchengeld wird ja doch nur in Bonbons und ſüßem Firleſanz angelegt“, ſagte Vater. Er war nun mal nicht dafür. Und da ſollte ſie ihm vielleicht mit einer Mark und fünfzig Pfennig für ſolchen ſüßen Firleſanz kommen — undenkbar! Halt — ein Ausweg! Wenn es die Eltern nun überhaupt nicht geſtatteten, daß ſie ſich am Blumenverkauf beteiligte? „Ach“ — Elfriede atmete bei dieſer Möglichkeit erleichtert auf, man ſah es ihr ordentlich an, wie ihr ein Stein vom Herzen fiel.

Sie hatte es heute genau ſo eilig wie die anderen, nach Hauſe zu kommen und den Eltern von dem Kornblumentag am Mittwoch zu berichten. Aber die Hoffnungen, die ſich bei ihr an dieſe Mitteilung knüpften, waren ganz entgegengeſetzt als bei den anderen neun.

„Wenn Papa bloß nicht denkt, daß ich mich durch die Geſchichte zu ſehr von der Schule ablenken laſſe, und deshalb nein ſagt“, meinte Hildegard, die mit Elfriede innig umſchlungen heimwärts ging, aufgereg.

„Ich wollte, meine Eltern sagten nein.“ Elfriede wagte nur ganz zaghaft, selbst der besten Freundin ihre geheimsten Gedanken anzuvertrauen.

Die sah sie an, als ob sie den Verstand verloren habe. „Elfriede — bist du nicht recht bei Troste, wir freuen uns alle so darauf, und du — nein, so etwas!“ Zum erstenmal verstanden sich die Freundinnen nicht.

„Ich wage mich nicht an fremde Leute heran“, gestand Elfriede.

„Häschen, die beißen dich doch nicht. Du machst einen Knick und sagst: „Ach bitte, kaufen Sie doch eine Kornblume! Das ist doch gar nicht schwer!“

„Doch, schrecklich schwer!“ Das furchtsame Häschen errötete schon in Gedanken an diese mögliche Redheit bis an den glatten, hellbraunen Scheitel.

Mit zärtlichem Kuß trennten sich die beiden Freundinnen.

„Na, was ist in der Schule passiert, mein Herzchen?“ so empfing Frau Oberleutnant Hase das heimkehrende Töchterchen.

„Ich habe null Fehler im Geschichtsextemporale, als einzige, Muttschen, und dann — und dann ist am nächsten Mittwoch Kornblumentag hier in Potsdam, die ganze erste Bank soll mit auf den Straßen verkaufen — ich auch, denk bloß, Muttschen!“ Das „ich auch“ kam jämmerlich genug heraus.

Die Mutter kannte ihr Töchterchen genau und wußte, daß man ihr damit nichts weniger als eine Freude gemacht hatte. „Na, Friedel, weil du null Fehler im Extemporale hast, wollen wir es dir gestatten“, scherzte sie.

„Nein — nein, Muttschen,“ beide Arme schlang Elfriede um den Hals der Mutter, „erlaubt es doch nur nicht! Ich habe schon Herzklopfen, wenn ich bloß daran denke!“

„Was — Herzklopfen — ein Soldatentind feige, schämst du dich nicht, mein Mädel?“ Sporenklirrend trat der Vater ins Zimmer.

„Ach, Vaterchen, du bist ja auch nicht dafür, daß man zu dreist ist, und das ist doch eine Redheit, wenn man ganz fremde Menschen anspricht!“ Elfriede schmiegte sich schüchtern an Vaters Uniform.

„Was ist denn überhaupt los? Erst Bericht erstatten!“ Der Vater schob die Kleine ein Stück von sich ab und schaute ihr prüfend in die tiefblauen Augen.

Wieder berichtete Elfriede von ihren Schmerzen. „Nicht wahr, ihr erlaubt's doch nicht?“ schloß sie, ihre Augen flehentlich vom Vater auf die Mutter heftend.

„Na, Friedel, du bist mir ein schöner Held! Ich finde es durchaus nicht richtig, dich von der Beteiligung auszuschließen. Erstens soll man einem gemeinnützigen Zweck nicht seine Hilfe versagen. Zweitens ist es aber dringend nötig, daß du deine lächerliche Schüchternheit besiegen lernst. Du hast am Mittwoch die beste Gelegenheit dazu. Nun zeige mal, daß du als Soldatentind mir keine Schande machst! Hab' ich recht, Mutter?“ Oberleutnant Hase wandte sich seiner Frau zu.

Die nickte. „Ich freue mich geradezu über diese Gelegenheit, daß Friedel ein wenig aus ihrer Schüchternheit herausgehen muß. Ihr befangenes Wesen hat mir oft schon Sorge gemacht. Bescheidenheit ist ja durchaus löblich, aber sie darf nicht zur Furchtsamkeit ausarten.“

Elfriedes Hoffnungen waren getäuscht — es half nichts, sie mußte mit. Nur eine einzige Rettung gab es noch — wenn es am Mittwoch regnete! Dann wurde der Blumentag zwar nicht aufgehoben, doch jedenfalls aufgeschoben, immerhin eine kurze Galgenfrist.

In der Schule hörte man jetzt nicht viel anderes als das Wort „Kornblumentag“. Wo sich zwei Mädchenköpfe zusammenneigten, konnte man ganz sicher sein, daß davon die Rede war. Höchstens gab es noch ein Wort von ähnlicher Wichtigkeit, nämlich: „Apfelfuchen“. Das spielte eine ebenso große Rolle bei all den jungen Fräulein. Der Sicherheit halber hatte man die zehn Kuchen schon bei Konditor Wuppke bestellt. Wer würde die Glückliche sein, die sie bezahlen mußte?

„Ich wollte, ich wär's!“ sagte Hildegard zu ihrer Freundin Elfriede. „Ich bin in diesem Monat noch reich, ach, wenn ich doch meine Blumen zuerst verkauft hätte!“

Elfriede gönnte ihr diesen Triumph von ganzem Herzen.

Je näher der bewußte Mittwoch heranrückte, je mehr nahm die freudige Aufregung unter den Schülerinnen zu, die Aufmerksamkeit in den Stunden aber ab. Die Lehrer mußten jetzt oftmals fünf gerade sein lassen. Nur bei Fräulein Goltz sammelte man seine Gedanken, damit man bloß nicht noch kurz vorher ausgeschlossen wurde.

Am Dienstag flegten die Schülerinnen, wie die Fliegen am Fliegenstock, an dem im Flur hängenden Barometer. War es gestiegen — war es etwa gefallen?

Eine gab es, die mit ihrem ganzen schüchternen, kleinen Herzen wünschte, daß der Barometerzeiger doch auf „Sturm und Regen“ rücken sollte. Der aber kümmerte sich nicht um die verschiedenen Wünsche der Schülerinnen. Unentwegt stand er auf „Veränderlich“.

Am Mittwoch morgen aber, als so und so viele flinke Mädchenfüße gleich vom Bett aus zum Fenster huschten, ob auch die weißen Kleider nicht umsonst gewaschen seien, lachte goldener Sonnenschein. Der Himmel hatte Elfriedes Bitten nicht erhört, leuchtend blau spannte er sich über die alte Soldatenstadt.

Die Eltern saßen am Frühstückstisch, als Elfriede im weißen Stidereikleide, bis auf das trübselige Gesicht allerliebste anzuschauen, Abschied nahm.

„Wenn du solche Jammermiene machst, kauft dir sicher keiner etwas ab, Kind; junge Augen müssen fröhlich dreinschauen“, ermahnte die Mutter.

„Na, nun sieh zu, Friedel, daß du zuerst mit deinem Vorrat fertig wirst“, scherzte der Vater.

„Um Himmels willen nicht!“ Zehn Apfelfuchen, von denen Vater nichts ahnte, stiegen bedrohlich vor Elfriedes Blicken auf.

In der Klasse aber, wo die Mädchenaugen mit der lieben Sonne draußen um die Wette strahlten, wo man die zehn Glücklichen bewunderte und wohl auch ein wenig beneidete, wurde Elfriede, ob sie wollte oder nicht, in den allgemeinen Jubel mit hineingerissen. Ja, da man ihr das hübsche Körbchen, über und über mit Kornblumen gefüllt, überreichte, empfand auch sie sogar eine leise Freude. Doch die verflog schnell, als jetzt einer jeden ihr Revier zugewiesen wurde. Elfriede hatte eine ziemlich stille Straße als Verkaufsstätte erhalten. Darüber war sie nicht betrübt — o nein, ganz im Gegenteil — aber sie hatte immer noch gehofft, mit einem der Mädchen, vielleicht sogar mit Hildegard, zusammenbleiben zu können.

Die aber hatte den Bahnhofplatz zugeteilt bekommen — hurra — da kamen die meisten Menschen vorüber, sicher würde sie als erste ihren Korb leer haben.

„Nun seid liebenswürdig, aber ja nicht aufdringlich, Kinder, benehmt euch unserer Schule würdig!“ Mit dieser Mahnung entließ sie die Klassenlehrerin.

Es war ein hübsches Bild, wie die blühende Jugend in ihren leichten Kleidern, den Blumenkorb in der einen Hand, in der an-

deren die Büchse mit der Aufschrift „Zum Besten der Ferienkolonien“, sich in die sonnendurchflirrten Straßen verteilte.

Eine nach der anderen schwenkte ab.

„Also um zwei Uhr wieder in der Schule“, — „viel Glück!“ — „es leben die Apfelfuchen!“ das war das letzte, was Elfriede von den fröhlichen Genossinnen hörte.

Nun war sie allein.

Ein banges Gefühl kroch ihr vom Herzen bis in die Kehle hinein, es wurde ihr weinerlich zumute. Aber sie bekämpfte diese Anwandlung.

„Du bist ein Soldatenkind, Friedel, benimm dich auch so!“ sagte sie zu sich selbst und trabte tapfer über den Damm ihrer Straße zu.

An der Ecke machte sie jäh halt. „Konditorei Wuppke“ prangte dort groß in goldenen Buchstaben. Sie hatte bisher noch nicht daran gedacht, daß sich ihr Revier in unmittelbarer Nähe der gefürchteten Apfelfuchen befand.

Ein spähernder Blick die Straße hinauf und hinunter, nein, sie brauchte wirklich nicht bange zu sein, daß sie die schnellsten Einnahmen zu verzeichnen haben würde. Nur wenige Fußgänger durchwanderten zu der frühen Stunde diese ruhige Straße.

So überließ sich Elfriede mit erleichtertem Herzen dem Genuß, die verlockenden Auslagen, besonders die zuckerbestreuten Apfelfuchen, im Schaufenster der Konditorei zu bewundern. Dann aber fiel ihr ein, daß sie ja eigentlich zu diesem Zwecke nicht hier sei. Also, das Herz in die Hände genommen und dem nächsten Vorübergehenden ihre duftige Ware angeboten.

Es war ein älterer Herr. Langsam kam er näher. Bei jedem Schritt freute er sich des warmen Sonnenscheins.

Die schüchterne Elfriede drückte sich ganz an die Häuserwand heran. Sie formte die Lippen zu einem „Bitte“, aber das Kunst-

stück war so schwer, daß sie das Wort noch nicht ausgesprochen hatte, als der Herr bereits die Ecke erreicht hatte. Wirklich ein ganz albernes Ding war sie, richtig böse wurde sie auf sich selbst — na, das nächstemal mochte es schon besser gehen.

Eine ganze Weile kam niemand. Elfriedes gepreßtes Herzchen konnte wieder ruhiger schlagen. Sie schlenderte die Straße hinauf, blieb hier und da vor einem Schaufenster stehen und endigte schließlich immer wieder vor den verführerischen Apfelfuchen. Die konnten ihr keine Angst mehr machen — gar keine.

Da bog wieder einer am entgegengesetzten Straßenende um die Ecke — eine große, deutsche Dogge. Elfriede lachte hell auf in dem Gedanken, daß sie dem Riesenhund eine Kornblume für sein Knopfloch verkaufen sollte. Aber das Vachen verging ihr, denn der Herr des Hundes kam hinterher. Nun mußte sie beweisen, daß sie kein albernes Ding war.

Allen Mut nahm das junge Mädchen zusammen. Sie machte sogar einen Schritt auf den Näherkommenden zu. Jetzt einen schüchternen Knicks und ein leises „Ach bitte“ — so leise, daß weder der Herr noch der Hund es beachteten. Beide schritten vorüber. Elfriede hätte sich prügeln mögen wegen ihrer Schüchternheit.

Aufgepaßt — Sporen klirrten auf den Steinen, eine Uniform wurde sichtbar. Sogar einer von Vaters Regiment. Nun, Soldatenkind, mache deinem Vater keine Schand!

Elfriedes Herz pochte wie vor einer entscheidenden Schlacht. Jetzt nur nicht feige sein, den Sieg über die Schüchternheit gewinnen!

Das Säbelgerassel kam näher und Vittoria! Der junge Fähnrich trug bereits eine blaue Blume im Knopfloch seines hellgrauen Offiziersmantels. Nun konnte sie ihm keine mehr anbieten, das wäre zudringlich gewesen. Elfriede war selig.

Ob sie dem alten Leierkastenmann, der dort mit seinem Stelzfuß näherhumpelte, eine Kornblume anbot? Ach, der besaß ganz sicher kein Geld zu so etwas.

Aber dort der Herr mit dem hellen Sommeranzug, der hatte noch keine Blüte, sicher kaufte er ihr eine ab. Elfriede war es zumute, als ob sie betteln gehen sollte. Der Knicks fiel schnell und verlegen aus.

„Ach bitte!“ sagte sie in grenzenloser Befangenheit, dabei hielt sie ihren Korb scheu nach hinten. Der Herr blieb stehen — Elfriedes Herz klopfte höher. Er griff in die Westentasche, aber kein Geldstück zog er hervor, sondern seine Uhr.

„Gleich halb eins, Kleine!“ sagte er wohlwollend und ging weiter. Er glaubte nicht anders, als das schüchterne, kleine Mädchen habe ihn nach der Zeit fragen wollen.

Sie stand allein auf der Straße mit ihrem vollen Blumenkorb. Nach einem Weilchen nahte sich endlich wieder jemand. Ein Herr war's, der recht verdrießlich ausah. Der helle Sonnenschein schien ihn zu ärgern, frampfhaft blickte er auf das Straßengpflaster.

Diesmal hielt Elfriede dem sie gar nicht Beachtenden ihren leuchtend blauen Korb kühn entgegen.

„Bitte kaufen Sie doch eine Blume!“ bat sie, indem sie eine ihrer Blumen ergriff, und erstaunte selbst über ihre Redheit.

„Unsinn!“ kam es mürrisch als Antwort, dann war auch er vorüber wie all die anderen.

Die unfreundliche Abweisung kränkte Elfriede mehr als das Bewußtsein, noch nichts verkauft zu haben. War sie zudringlich gewesen? Sie kämpfte mit den Tränen. Nun war es um all ihren Heldenmut geschehen. So bald wagte sie sich nicht wieder an jemand heran.

Ob Hildegard schon mit ihrem Vorrat zu Ende war? Die lederen Apfelfuchen, die eine andere kaufen mußte, trösteten Elfriede allmählich wieder. Es war ja sehr peinlich, daß sie mit dem vollen Korb wieder nach der Schule mußte, aber schließlich — bei jedem Schlechten ist immer noch was Gutes. Wenn sie die Spenderin der Kuchen hätte sein müssen, das wäre doch viel schlimmer gewesen. Aber mit ganz leerer Büchse mochte sie doch auch nicht vor die anderen treten, ein bißchen klappern mußte es darin.

Halt — dort die gutmütig ausschauende, alte Dame, die gerade um die Ecke bog, an die traute sie sich heran, die würde sie wohl nicht zurückweisen. Elfriede gedachte Mutters Mahnung, ein liebenswürdiges Gesicht zu machen.

„Ach bitte, wollen Sie nicht etwas kaufen?“ bat die Kleine so freundlich, wie es ihre Verlegenheit nur zuließ.

Die alte Dame sah ihr auf die Lippen. „Ja, es ist schön, heute zu laufen — wunderschön!“ nickte sie dann mit liebem Lächeln.

„Nein, ob Sie nicht so gut sein wollen und eine Kornblume kaufen“, rief Elfriede jetzt mit erhobener Stimme und hielt der schwerhörigen Dame ihren Korb hin.

„Dorn — nein, mein liebes Kind, diese Blumen haben keine Dornen“, sagte jene beruhigend und ging weiter. Elfriede blieb zurück. Sie gab eine Verständigung auf. Traurig dachte sie darüber nach, was sie für ein Pech hatte.

„Ach, die vielen, schönen Kornblumen!“ klang es da sehnsüchtig neben ihr.

Ein kleiner, blasser Junge war's, barfuß, das Jäckchen ausgewaschen, die Höschen geflickt.

„Kaufe dir doch eine Blume, Kleiner,“ sagte Elfriede freundlich. „sie kostet nur zehn Pfennige.“

Der Junge machte ein betrübtes Gesicht. „Ich habe kein Geld“, erwiderte er kleinlaut und kehrte zum Beweis seine zerlöcherten Hosentaschen um.

„Ja, ohne Geld kann ich dir keine Kornblume geben.“ Elfriede ließ ihren so wenig zahlungsfähigen Käufer stehen und ging weiter.

Der aber lief getreulich neben ihr her.

„Ach bitte, bitte — man bloß eine einzige, du hast doch noch so viele“, bettelte er.

„Was tust du denn mit der Blume, du wirfst sie doch bloß weg“, versuchte Elfriede zu trösten.

„Nee — nee — wirklich nich — Mutter is krank, der will ich sie mitbringen“, sagte der Kleine treuherzig. „Du behältst ja noch solche Menge“, setzte er schnell hinzu, als er sah, daß die junge Verkäuferin schwankend wurde.

Elfriede hatte ein mitleidiges Herz. Das Kerlchen tat ihr leid. Verschenken durfte sie von den ihr zum Verkauf anvertrauten Blumen keine, aber zehn Pfennige besaß sie selbst gerade noch. Die konnte sie dafür in die Büchse werfen.

Sie zog gewissenhaft ihr kleines Portemonnaie heraus, entnahm ihm den letzten Groschen und warf ihn als erste Käuferin in ihre Büchse. Dann aber reichte sie dem glückstrahlenden Jungen die schönste Kornblume. Mit freudigem „Billen Dank ooch“ eilte der Kleine davon.

An der Ecke traf er auf einen Trupp größerer Jungen. Die Schule drüben war gerade aus, von der Garnisonkirche schlug es ein Uhr. Einer von den Großen machte Miene, ihm die Kornblume fortzunehmen.

„Wo hast du sie her? Gefauft hast du die sicher nicht, also hast du sie gemaust?“

„Nee,“ heulte der Kleine, „das Mädcl da hat sie mir geschenkt, wirtlich geschenkt!“

Der Große ließ den Kleinen los. Was — hier wurden Kornblumen verschenkt — hallo — da waren sie auch alle dabei! Heute wollte jeder eine blaue Blume besitzen.

Elfriede, die schüchterne, kleine Elfriede wußte nicht, wie ihr geschah. Im Nu sah sie sich plötzlich von einer Horde johlender Jungen umringt.

„Eine Kornblume — schenke uns auch eine Kornblume!“ so riefen und schrien sie durcheinander. Rote, tintenbeschmierte Jungenhände griffen nach ihrem Blütenhaß.

„Laßt sein — nicht doch — bitte nicht — ich darf nichts verschenken!“ Ihr ängstliches Stimmchen verhallte ungehört in dem Lärmen und Toben.

Ein langer, dreister Lummel riß ihr einige Blumen aus dem Korb, lachend stob er damit davon. Und immer neue Jungen eilten aus dem Schultor heraus. Ein großer Kreis hatte sich schon um die arme Elfriede versammelt. „Eine Kornblume — nur eine!“ so baten die bescheidenen, während sich die unverhämten einfach ihr Teil nahmen und fortliefen.

Das Mädchen wußte sich keinen Rat mehr, als es seinen Korb so geplündert sah.

Bitterlich fing es an zu weinen.

„Nanu, was ist denn hier für ein Auflauf?“ Eine Männerstimme übertönte das Gejohle. Zwei Offiziere drangen durch den jetzt ängstlich zurückweichenden Jungenhaufen bis zu dem weinenden, jungen Mädchen hin.

„Warum weinst du, mein Kind?“ fragte der eine und streichelte mitleidig den glatten, braunen Scheitel der Kleinen.

Vertrauensvoll hob Elfriede die schwimmenden Blauaugen. „Keine einzige Kornblume habe ich bisher verkauft, und nun nehmen mir die abscheulichen Jungen alle weg“, klagte sie

schluchzend. Es war ihr beim Anblick der Uniform, als ob sie jetzt eine Zuflucht habe, wie wenn sie mit ihrem Vater spräche.

„Schämt ihr euch gar nicht, Jungens, ein wehrloses Mädel anzugreifen?“ donnerte der junge Offizier, der so freundlich zu Elfriede gesprochen hatte.

„Wir wollen ja bloß ein paar Blumen geschenkt haben — sie hat einem andern Jungen auch eine gegeben!“ klang es verteidigend hier und da.

„Nein, ich habe mein eigenes Geld dafür in die Büchse geworfen, weil der Kleine die Blume seiner kranken Mutter bringen wollte“, erklärte Elfriede eifrig; sie hatte ihrem Beschützer gegenüber jetzt alle Verlegenheit verloren.

„Und weiter hast du noch nichts verkauft, Kind?“

Elfriede schüttelte wieder betrübt den Kopf.

„Na, da werde ich wohl mal für dich verkaufen müssen, weil du solch braves, kleines Mädel bist“, sagte der Offizier lächelnd. Er nahm die Büchse und warf mehrere blanke Goldstücke hinein, die betrugen weit mehr, als die sämtlichen Kornblumen wert waren. Dann aber griff er nach ihrem Korb.

„So, nun kommt her, ihr Schlingel!“ Lachend verteilte er die Blüten unter den jubelnd danach Greifenden.

Wo kamen bloß die vielen Kinder plötzlich her? Von allen Seiten rannten sie zu der Ecke, wo sich der unverhoffte Kornblumenregen ergoß. Im Umschauen war Elfriedes Korb leer.

„Na, Kleine, nun ist wieder Sonnenschein!“ Lustig wandte sich der Offizier der kleinen Verkäuferin zu und gab ihr den leeren Korb zurück. Die aber blickte mit entsetzten Augen darauf und von dort zu dem Schaufenster, vor dem sie gerade standen.

„Lieber Himmel, die Apfelfuchen!“ entfuhr es ihr erschreckt, auf die süße Herrlichkeit angstvoll weisend.

„Apfelfuchen?“ Dem Offizier schien die Sache großen Spaß zu machen, „was hat's denn damit für eine Bewandnis?“

Elfriede hatte solch großes Vertrauen zu ihrem Retter in der Not gesagt, daß sie ihm von der Wette in der Schule berichtete. Gewiß hatte noch keine andere ihre Blumen ausverkauft, es sollte ja nachmittags weiter feilgeboten werden. Sie war sicher die erste und hatte nun die Ehre — die Blauaugen begannen über die zweifelhafte Ehre wieder zu tropfen — zehn Apfelfuchen spenden zu müssen. Dabei hatte sie ihren letzten Groschen in die Büchse geworfen.

Der Offizier lachte hellauf. Dann sprach er einige leise Worte zu seinem Begleiter. Dieser verschwand in der Konditorei und kehrte bald mit einem umfangreichen Paket zurück.

„So, Kleinen, nun laßt euch die Apfelfuchen gutschmecken; da ich die Blumen verkauft habe, muß ich auch die Wette bezahlen!“ Damit nahm Elfriedes Beschützer dem anderen das süße Paket ab und legte es in das leere Körbchen des kleinen Mädchens. Ehe Elfriede noch danken konnte, schritten beide Offiziere durch die Kinderschar davon.

Wer es zuerst gerufen, das wußte keiner, aber plötzlich schallte es aus vielen jungen Kehlen: „Hurra — unser Kronprinz — hurra, hurra!“

Was — der Kronprinz selbst? Elfriede hatte all ihre Schüchternheit vergessen. Sie griff nach einer am Korb hängengebliebenen Blume und lief damit spornstreichs hinter ihrem gütigen Helfer her. Jetzt hatte sie ihn erreicht.

„Herr Kronprinz, ich danke auch tausendmal!“ Voll Glückseligkeit reichte sie ihm ihre Kornblume dar. Der Kronprinz steckte die blaue Blüte lächelnd an, nickte seiner kleinen Freundin noch einmal zu und ging weiter.

Elfriede aber, in einem wahren Taumel von Jubel und Glück,

eilte, den Korb mit den Apfelfuchen fest an ihr Herz gepreßt, gefolgt von einer stattlichen Schar Jungen und Mädchen, ihrer Schule zu. Dort waren auch die anderen wieder eingetroffen, doch kein Korb war ganz geleert.

Wie ein Lauffeuer hatte sich inzwischen in der Schule die Kunde verbreitet, daß der Kronprinz in höchsteigener Person Elfriede Hases Blumen verteilt habe. Die schüchterne, bescheidene Elfriede wurde allgemein angestaunt und bewundert. Die königlichen Apfelfuchen aber schmeckten wahrhaft — königlich.

Die Leserratte.

Liselotte war selig. Onkel Max, der zweimal im Jahre auf der Durchreise die kleine Stadt berührte, in der Liselotte lebte, hatte ihr ein neues Buch mitgebracht. „Violetta“ — in glänzenden Buchstaben prangte es auf dem Deckel, der Titel sowohl als der dickleibige Umfang des Buches ließ auf eine wundervolle Geschichte schließen. Am liebsten hätte sich Liselotte, anstatt die seltene Gegenwart des Onkels zu genießen, sofort in irgendeine stille Ecke des Gartens vergraben und geschmökert. Aber als Haustöchterchen mußte sie der Mutter fleißig zur Hand gehen. Liselotte war ein tüchtiges Mädel. Trotzdem sie erst zwölf Jahre alt war, nahm sie der zarten Mutter einen großen Teil der halb ländlichen Wirtschaft mit gutem Willen und Geschick aus den Händen. Nur wenn die Lesewut sie überfiel, dann war das Mädel wie ausgetauscht. Dann war sie zu rein gar nichts zu gebrauchen, sie lebte und webte dann nur noch in ihrer Traumwelt. „Leserratte“ nannten sie die kleineren Geschwister respektlos. Die Mutter schalt, der Vater schüttelte den Kopf — Liselotte ließ sich nicht stören. Darum bekam sie von den Eltern nie Unterhaltungsbücher geschenkt, aber der gute Onkel Max, der die Vorliebe seines Lieblingsnichtchens kannte, umging hin und wieder den elterlichen Wunsch.

Voll Mißtrauen sah Frau Apotheker heute wieder auf das umfangreiche Buch. Am verständigsten wäre es gewesen, das neue Buch gleich an sich zu nehmen. Aber Liselotte war den feindseligen Blicken der Mutter gefolgt, fest preßte sie ihre „Violetta“ gegen die Brust.

„Mutterchen, ich verspreche dir, heute kein bißchen mehr zu lesen“, das Versprechen war leicht zu geben, da sie voraussichtlich sowieso nicht dazu kommen würde.

Die alte Standuhr im Apothekerhausflur ließ zehn dünne Schläge erzittern, als Viselotte gähmend ins Bett kroch. Aber als sie die Kerze eben auslöschen wollte, fiel ihr Blick auf das neue Buch. Wie Gold bligte der Titel in der gelben Strahlenzone des Lichtes. Sie konnte der Versuchung nicht widerstehen. Nur einmal nachgucken, wovon es handelt. Ganz flink die beiden ersten Seiten durchflogen, das Schicksal der kleinen Geigerin fesselte Viselotte so sehr, daß sie wieder ganz munter wurde. Ort und Zeit vergaß sie. Sie dachte nicht mehr daran, daß Vater den Kindern streng verboten hatte, im Bett noch zu lesen, Seite auf Seite schlug sie mit heißen, erregten Wangen um. Das Licht knisterte warnend, es flackerte und zischte — immer näher neigte Viselotte den hübschen Blondkopf dem qualmenden Lichtstümpfchen. Ein scharfer, sengender Geruch durchzog das Zimmer, aber Viselotte atmete gerade den Duft der herrlichen Fliederbüsche vor Violettas Haus, die merkte es nicht. Da verlöschte das Licht mit lautem, ärgerlichem Knacken.

Als Viselotte am nächsten Morgen mit fliegender Hand Toilette machte, da sie sich erst eine halbe Stunde vor Schulanfang zum Aufstehen hatte entschließen können, blickte sie entsetzt in den Spiegel. Statt des reichgelockten Blondhaares standen versengte bräunliche Borsten wie die Stacheln dem Igel um ihr blühendes Gesicht. Tränen traten in Viselottes graue Augen, aber jetzt hatte sie keine Zeit mehr, um ihre Haare zu betrauern. Geschwind die Bürste ins Wasser getaucht und die Verräter zurückgestrichen. Viselotte striegelte ihren Blondkopf, wie Johann am Samstag den Braunen. Den Kaffee im Stehen hinuntergestürzt, Onkel Max einen flüchtigen Abschiedsruß versetzt, und da rastete sie auch schon

über den Marktplatz, zwischen den Schulbüchern trotz aller Eile — Violetta.

In der ersten Pause heischte das neue Buch bereits ein neues Opfer. Viselotte entzweite sich mit ihrer Busenfreundin, Kreisbauinspektors Ilse.

„Du riechst wie eine gesengte Gans und siehst aus wie ein geschorener Pudel, hast dir wohl die Haare brennen wollen?“ meinte die Freundin harmlos.

Aber Viselotte, die schlecht geschlafen hatte, war heute kribbelig.

„Geht dich ja nichts an“, sagte sie pagig und drehte ihrer Intima den Rücken.

Ilse war auch kein Lamm, so kam es, daß Viselotte mit Amtsrichters Irmchen und Ilse mit Landrats Juditha, die sie doch alle beide nicht recht leiden konnten, Arm in Arm auf dem Schulhofe einherstolzten.

Viselotte wußte nicht, welcher Seelenschmerz der größere war, der um die verlorenen Locken oder der um die verlorene Freundin. Aber statt den Missetäter „Violetta“ von ihrem Angesicht zu verbannen, griff sie nach demselben als einzigen Lichtstrahl in einer Welt der Finsternis.

Es war in der Botanikstunde. Doktor Hertel sprach über das Beilchen. Da öffnete Viselotte leise unter dem Tische das eingeschmuggelte Buch. Bald hatte sie ihren Gram, den alten Herrn Doktor nebst seinem Beilchen und die ganze umfliegende Klasse vergessen.

Dem Lehrer entging ihre Unaufmerksamkeit nicht?

„Wovon sprach ich soeben, Viselotte?“ fragte er.

Freundschaftliche Fäuste pufften die ganz versunkene Viselotte in den Rücken. Die fuhr verdöst empor.

„Von — von Violetta“, stieß sie, noch ganz in ihrer Erzählung, hervor.

Die Mädels ringsum verbargen die fichernden Gesichter in die schügenden Taschentücher. Sie hatten Viselottes neues Buch bereits bewundert. Der Herr Doktor schüttelte unzufrieden sein würdiges Haupt.

„Nicht doch — du meinst wohl viola, so heißt das Beilchen auf lateinisch. Aber gebrauche doch den deutschen Namen.“

Auch beim Heimweg, den sie sonst immer Arm in Arm mit Ilse im Schlendertrott machte, mußte Violetta heute die verkurrte Freundin vertreten. Den Florentiner mit dem feuerroten Mohnfranz schief auf dem goldblonden Kopf, das Näschen in das aufgeschlagene Buch gesteckt, so schlich das Apothekertöchterlein im Schneckentempo heimwärts. Autos und Elektrische gab es nicht, die Karren, bald mit duftendem Heu, bald mit quiekenden Ferkeln beladen, welche ihren Weg kreuzten, fuhrten höflich zur Seite. Die Leserratte vergaß den Knicks vor der vorübergehenden Frau Kreisphysikus. Erst als sie unsanft gegen einen ihr entgegenkommenden Herrn anprallte, sah sie erschreckt auf.

„Na, aber —“, sagte der ärgerlich. Dann stammelte Viselotte errötend eine unverständliche Entschuldigung, und der Herr setzte mit mißbilligendem Blick auf „Violetta“ seinen Weg fort.

Viselotte blickte ihm nach. Es war ein älterer, elegant gekleideter Herr, sie kannte ihn nicht. Das empfand sie als eine Erleichterung. Denn am Nachmittag war Damenkaffee, da konnte die Mutter leicht Wind davon bekommen.

Auf dem altertümlichen Steinvestibül der Apotheke am Markt stand die Mutter und schaute nach der so lange säumenden Tochter aus.

„Kind, wo bleibst du denn bloß?“ empfing sie dieselbe leicht gereizt. „Ich weiß mich vor Arbeit nicht zu retten, und du stehst gewiß wieder Gott weiß wie lange mit Ilse herum.“

„Ich bin nicht mit Ilse gekommen“, brummte Viselotte, während ihr die Feindschaft mit derselben einen Stich ins Herz gab.

Die Mutter achtete nicht auf das betrübt Gesicht ihrer Ältesten.

„Die Herren von der Revision sind da, sie haben bereits das Oberste zu unterst gekehrt, jetzt sind sie zu Tische, aber abends speisen sie bei uns. Was meinst du, ob ich nachmittags zum Kaffee bei Bürgermeister ablage?“

Das Herz des Apothekertöchterlein schlug rascher. Sie kannte den plötzlichen alljährlichen Überfall der Revision aus der Hauptstadt seit vielen Jahren, sie wußte, daß ihr Vater die vorgelegte Prüfungsbehörde nicht zu scheuen hatte. Und trotzdem waren es immer unruhige, aufregende und anstrengende Tage.

„Mutterchen, du kannst ruhig zu Bürgermeister gehen, ich will dich schon vertreten. Ich werde den Herren den Kaffee pünktlich hineinschicken und für den Abendbrottisch Sorge tragen“, versprach Viselotte eifrig.

„Gib mir das neue Buch, Kind, sonst ist kein Verlaß auf dich“, meinte die Mutter besorgt.

„Aber Mutterchen,“ Viselotte machte ein beleidigtes Gesicht, „wenn ich Pslichten übernehme, erfülle ich sie doch auch. Du kannst mir wirklich vertrauen“, stürmisch schlang sie die Arme um die alte Gestalt der Mutter.

Violetta wanderte in das Schränkchen, und Viselotte zum Mittagessen.

Das Haustöchterchen nahm es ernst mit Mutters Vertretung. Sie saß in der Kinderstube und hatte acht, daß die zwei Kleinen nicht lärmten und die beiden Größeren ihre Aufgaben aufmerksam machten. Sie kam sich dabei ziemlich überflüssig vor. Die kleinen Mädchen spielten so artig mit ihren Puppen, und die beiden Buben rechneten so emsig, daß Viselotte herzhaft zu gähnen begann.

Mit ihren Schularbeiten war sie bereits fertig.

Wie — wenn sie sich Violetta ein wenig zur Gesellschaft holte? Sie hatte zwar der Mutter versprochen, das Buch nicht vorzunehmen, aber Mutter war doch stets gegen jede Zeitverschwendung, und sie konnte jetzt wirklich nichts Besseres tun. Das Kaffeebrett mit Tassen und Zucker stand fix und fertig nebenan auf dem Tisch. Zum Eingießen des Kaffees war es noch zu früh.

Wenn man Entschuldigungsgründe für eine unrechte Tat sucht, findet man sie stets. Bald saß Liselotte zwischen Puppen und Federkästen mit in die Ohren gestopften Zeigefingern. Die Rechenexempel waren der deutschen Grammatikarbeit gewichen, die Püppchen der Kochmaschine, und Violetta war inzwischen das berühmte Wunderkind geworden — Liselotte las noch immer.

Da klopfte es an die Tür.

Es war der langaufgeschossene Apothekerlehrling. Der Herr ließe fragen, wo denn der Kaffee bleibe. Entgeistert schleuderte Lotte Violetta in den Winkel und stürzte hinaus.

„Leferatte — Leferatte —“ empfingen die Brüder die ganz erchaufft zurückkehrende Schwester.

Klatsch — da prangten zwei wohlgezielte Ohrfeigen auf den Wangen der dreisten Schlingel. Ein zweistimmiges Beheul erhob sich.

Herrgott, wenn die Herren das hörten — für ganze zehn Pfennige Gummizucker mußte sie jedem der Bengel versprechen, damit das Brüllen sich in gemäßigtes Weinen verwandelte. Das war das dritte schmerzliche Opfer, das Violetta forderte.

Im Wäscheschrank unter den größten Pack Schürzen versteckte jetzt Liselotte ihren Schatz vor sich selbst. So oft sie durch das Zimmer mußte, machte sie einen ängstlichen Bogen um den gefährlichen Schrank. Zwei ganze Stunden bis zu Mutters Rückkehr dauerte ihre Standhaftigkeit an. Das Töchterchen hatte alles zu

Mutters Zufriedenheit bereitet. Die Kleinen hatte sie zu Bett bringen helfen. Der Abendtisch war zierlich gedeckt, ein farbenprächtiger Nelkenstrauß aus dem Garten prangte darauf. Aber Mutters liebevolles Lob erfreute das Töchterchen heute nicht. Es hatte ein schlechtes Gewissen wegen des verspäteten Kaffees.

„Liselotte, spring' doch noch mal nach dem Vorratskeller hinunter und fülle die Schale mit Biermus, es ist noch eine Viertelstunde Zeit bis zum Abendessen“, rief die Mutter.

„Nimm dir Licht mit, Liselotte.“ Dora, das Mädchen, brachte eiligst die große Laterne herbei. „Es ist schon schummerig, und die ollen Ragen kommen aus dem Pferdestall des Abends öfters in unsere Kellerräume. Schließe auch den Steintopf nachher fest, daß nichts herankommt.“

Liselotte lief in ihr Zimmer, um die große Schürze wieder vorzubinden. Mit dem grauen Dämmerlicht verschwammen die Umrißlinien des Wäscheschranks schemenhaft. Geheimnisvoll lockend sah er aus. Liselotte zerrte bereits Violetta aus ihrer Verbannung hervor. Sie hatte es durch ihre Enthalttsamkeit wahrlich verdient, daß sie wenigstens noch erfuhr, wie es endigte. Eine Viertelstunde war noch Zeit bis zum Essen. Nachher wurde sicher nichts aus dem Lesen. Die Ratten oder Ragen, wie Dora sie nannte, waren allerdings recht peinlich, aber es war ja noch nicht ganz dunkel und sie war ein beherztes Mädel.

Erst die Pflicht, dann das Vergnügen. Liselotte tat das Kompott auf und vertiefte sich dann beim zitterigen Schein der Laterne in ihr Buch. Die Buchblätter raschelten, aber auch in den Ecken und Winkeln des Steingewölbes begann es zu rascheln — abwesend hob Liselotte den Kopf. Das waren wohl die Herren von der Revision, welche nebenan den Medikamentenvorrat prüften.

Nun mußte der Sakai gleich kommen, der Violetta die Aufforderung brachte, vor der Landesfürstin zu spielen.

„An Biolettas Tür pochte es und — einen lauten Schrei ausstoßend, starrte Viselotte in die dunkle Kellerecke. Dort war es verschwunden — dort — das schwarzgraue Ungeheuer, sicherlich eine Ratte!

Angstvoll griff Viselotte nach Laterne und Kompottschale und eilte wie gehegt die Steinstufen hinauf. Violetta und der unverhoffte Topf mit Biermus blieben in der unheimlichen Gesellschaft drunten im Keller zurück.

Mutter wartete schon, denn die Herren waren bereits im Speisezimmer.

Als Älteste durfte Viselotte mit bei Tische speisen. Sie knickte bescheiden und nahm ihren Platz unten an der Tafel ein.

Da fiel ihr Auge auf den neben dem Vater Sitzenden.

Allmächtige Schokolade — das war ja der Herr, den sie heute auf dem Schulweg mit Violetta angerempelt — ein neuer Schreck — sie hatte die Ärmste ja im Keller vergessen!

Einer der Herren wandte sich freundlich an das anmutige Haustöchterchen. Aber Viselotte, die sonst jedem frei und frisch Rede und Antwort stand, wagte heute kaum den Mund zu öffnen. Die Mutter ärgerte sich, daß ihre Tochter sich den Gästen gegenüber so einfältig benahm.

Ob der fremde Herr dem Vater schon was verraten hatte? Immer wieder gingen Viselottes Blicke angstvoll zu ihm. Dem Fremden mußte das schließlich auffallen, auch er sagte sie schärfer ins Auge.

Plötzlich lächelte er.

„Manu — ist das nicht die kleine Leferatte von heute mittag?“ meinte er belustigt.

Vater und Mutter machten erstaunte Gesichter, fragten aber zum Glück nichts weiter.

Viselotte erglühte dunkelrot. Nun nannte der Herr sie sogar schon bei ihrem Spottnamen! Die Tränen traten ihr in die Augen, sie war froh, als sie sich endlich zurückziehen durfte.

Violetta — schwer lag sie ihr auf dem Herzen, aber in den Keller ging sie heute abend nicht um alles in der Welt noch einmal. Morgen früh war ja auch noch Zeit dazu.

Als Viselotte gleich am nächsten Morgen in den Vorratskeller hinabließ, war von Violetta nicht mehr viel zu sehen. Nur ein Häuflein zerrissener, zerbissener, zernagter und mit Biermus beschmierter Papierschnitzel zeugte von ihrem einstigen Vorhandensein. Die Ratten hatten sie mit Haut und Haar gefressen und sich dazu an Mutters Biermus gütlich getan.

Der halbgeleerte Topf mußte fortgegossen werden, und wenn Viselotte wissen wollte, ob Violetta der Landesfürstin hatte vorspielen dürfen, dann mußte sie danach ihre Namenschwester fragen — die „Leferatte“.

Ilses erster Kriegsgeburtstag.

Nun rückte der 23. November immer näher und näher. Das war sonst — von Weihnachten natürlich abgesehen — der wichtigste Tag im ganzen Jahre für Ilse. War es doch ihr Geburtstag, an dem die guten Eltern sie stets in reichem Maße zu erfreuen pflegten. Was für herrliche Geschenke hatte sie sonst erhalten! Die kleinen Schulfreundinnen, die sie zur Nachmittagschokolade hatte einladen dürfen, umstanden voll Bewunderung den schönen Gabentisch. Besonders Mariannchen, die große neue Puppe mit den echten, braunen Zöpfen, hatte es sämtlichen kleinen Mädchen angetan. Um die wurde Ilse bei aller Freundschaft sogar ein kleines bißchen beneidet.

Und diesmal sollte nichts sein am 23. November — gar nichts? Das war doch kaum denkbar. Ilse konnte es sich nicht einmal vorstellen. Aber Mutter hatte mit ernsthaftem Gesicht gesagt: „Ilschen, von einer Geburtstagsfeier sehen wir natürlich in diesem Jahre, wo der Vater im Kriege ist, ab.“ Kein Wort der Erwiderung hatte die Kleine gefunden, nur ein halb erschrockenes, halb Weinerliches Gesicht hatte sie gezogen. Als dann Mutter fortfuhr: „Nicht wahr, du bist mein verständiges Mädel, Ilschen, du magst selbst in dieser ernstesten Zeit keine frohen Feste feiern?“ da hatte sie wohl pflichtschuldigst mit dem Kopfe genickt, aber sie war schnell aus dem Zimmer gelaufen, um der Mutter die verätherischen Tränen nicht zu zeigen.

„Glaubst du wohl, daß ich nun gar nichts bekommen werde, Visbeth?“ Wie oft hatte sie inzwischen diese ihr am Herzen liegende

Frage an die größere Schwester gerichtet. Aber Visbeth hatte ihr auch nicht befriedigende Auskunft gegeben. Die hatte nur gemeint, daß man in Kriegszeiten keine unnützen Ausgaben machen dürfe. Hatte doch Frau Hauptmann Wagner es ihren Kindern ans Herz gelegt, sparsam zu sein, um die Brotlos gewordenen, die armen Flüchtlinge und die im Felde Kämpfenden mit Gaben erfreuen zu können.

Schwester Visbeth war für ihre vierzehn Jahre ein recht verständiges Mädchen. Trotz ihres jugendlichen Alters nahm sie an den Sorgen der Mutter um das bedrohte Vaterland mit begeistertem Herzen teil. Sie hatte den Abschiedschmerz von dem gegen Rußland ziehenden Vater tapfer mit der Mutter getragen, während Klein-Ilschen mit ziemlich verständnislosen Augen dem Kummer der beiden gegenüberstand.

Überhaupt, Ilschen wußte gar nicht, warum die großen Leute immer sagten, daß der Krieg so was Schreckliches sei. Sie fand ihn eigentlich ganz unterhaltend. Die bunten Fahnen, mit denen sich jedes Haus schmückte, sobald eine Siegesbotschaft kam, das sah doch so lustig und hübsch aus, und der freie Schultag, den solch großer Sieg mit sich zu bringen pflegte, war auch entschieden etwas Erfreuliches. Wenn sie mit ihren kleinen Vettern Deutsche, Russen, Franzosen und Engländer spielte, dann ging es dabei immer höchst lustig zu. Wenigstens solange die Schlachten nicht allzu stürmisch wurden. Na ja, daß Vater hatte in den Krieg ziehen müssen, das war wohl traurig. Aber er würde ja bald wiederkommen, wenn er nur erst alle Russen totgeschossen hatte. Dafür war er doch Hauptmann.

Erst seitdem Mutter gesagt hatte, daß in diesem Jahre keine Geburtstagsfeier stattfinden sollte, war es Ilschen klar geworden, daß der Krieg etwas Schreckliches sei. Sicher war dies das Furchtbarste, was er mit sich brachte. Nicht einmal die ungeschmierten

Brötchen zur Morgenmilch, die es jetzt immer gab, und die zuerst gar nicht rutschen wollten, waren so schlimm. Wußte Ilse doch, daß die Marmelade, die sie früher erhalten, jetzt für die Frühstücksbrote in den Kriegskinderhort nebenan wanderte. Die armen Kinder, deren Väter im Kriege waren und deren Mütter den ganzen Tag von Hause fort auf Arbeit gingen, die sollten nicht trockenes Brot zum Frühstück essen. Manchmal hatte die Mutter, welche in dem Kinderhort Vorstands-dame war, ihre Töchter dorthin mitgenommen. Ilse war gut Freund mit all den kleinen Mädchen und Jungen. Sie spielte gern mit ihnen, während Schwester Lisbeth schon beim Verteilen des Essens helfen durfte.

Drei Tage waren es jetzt nur noch bis zum 23. November. Ilse saß auf ihrem Kinderstühlchen nebst Puppe Marianne und strickte mit heißen Wangen an dem warmen Wollschal für den Vater. Denn in Rußland war es sehr kalt, der arme Vater mußte dort sicherlich frieren. Aber während ihre Händchen eifrig eine Masche nach der anderen abstrickten, hatte ihr Blondkopf nicht weniger angestrengte Arbeit. Ilse überlegte eifrig.

Ob wohl die Pelzmuffe für Puppe Mariannchen eine unnütze Ausgabe war? Sicher nicht, das arme Kind bekam ja sonst Frost an den Händen, Handschuhe hatte es auch nicht mal. Und den großen Gasball brauchte sie auch furchtbar nötig, ihre Freundin Ella besaß doch auch einen. Ein neues Geschichtenbuch hätte sie ebenfalls gern gehabt, das alte kannte sie schon in- und auswendig. Für alle Fälle hatte Ilse doch noch einen Wunschzettel geschrieben, sich aber nicht getraut, ihn der Mutter selbst zu übergeben. Nur zu Schwester Lisbeth hatte sie sich damit gewagt. An ihr sollte es jedenfalls nicht liegen, wenn sie an ihrem Geburtstage keine Beschenke bekam. Sie hatte dann wenigstens ihre Schuldigkeit getan.

So eifrig strickte das kleine Mädchen an dem langen, grauen Schal, daß inzwischen der frühe Novemberabend zum Fenster hineinschaute.

Da knarrte die Tür. Gewiß Schwester Lisbeth, die von der Klavierstunde heimkehrte. Ilse hob den Blondkopf. Nein, es war Mutter, die ins Zimmer trat. In der Hand hielt sie etwas Weißes. Ilse's Herz begann plötzlich stärker zu pochen, sie hatte ihren Wunschzettel erkannt.

„Ei, Ilse, sieh mal, was ich hier habe?“ sagte Frau Wagner und hob das erglühende Gesicht ihres Töchterchens lächelnd zu sich empor. „Wer wollte denn im Kriegsjahr auf seine Beschenke verzichten?“

„Aber ich hab' — ich hab' wirklich nur das Allernotwendigste aufgeschrieben“, stotterte die Kleine verlegen. „Das sind doch alles keine unnützen Ausgaben“, setzte sie altflug hinzu.

Die Mutter schob sich einen Stuhl neben das kleine Mädchen. „Glaubst du wirklich, Kind,“ fragte sie, „daß deine Puppe die Muffe so notwendig braucht wie die Soldaten, welche die kalten Regennächte ohne Bett im Schützengraben zubringen müssen, warme Wollfächer? Wäre es nicht besser, wenn wir statt des Gasballs und des neuen Geschichtenbuches lieber Stärkungsmittel für unsere Krieger kauften, die ihr Leben für uns alle aufs Spiel setzen? Ich kenne mein kleines Mädchen besser, als es sich selbst kennt, ich weiß, daß meine Ilse gern auf ihre Wünsche verzichtet, wenn sie anderen eine Freude machen kann“, fuhr die Mutter in liebevollem Tone fort. „Darum möchte ich dir einen Vorschlag machen, Herzchen. Das Geld, welches ich sonst für deine Geburtstagsgeschenke ausgegeben hätte, nehmen wir zu nützlichen Gaben für unsere Truppen. Du selbst darfst mit einkaufen gehen und bei den Paketen helfen. Denke nur, wie sich die Soldaten freuen werden, wenn sie solch eine Sendung von dir erhalten. Sollte mein

Löchterchen da nicht auch eine größere Freude empfinden als über eine Puppenmuffe oder einen neuen Gasball?"

„Ach ja — wie fein, Muttchen; wollen wir gleich einkaufen gehen? Und an Vetter Herbert, der immer mit mir herumtollt, schicke ich auch ein Paket, ja?“ Die Kleine war plötzlich Feuer und Flamme für den Vorschlag der Mutter.

„Wir schicken alle Gaben an den lieben Vater, der mag sie dann unter seine Soldaten verteilen. Wenn nur erst wieder Nachricht von ihm da wäre!“ setzte die Frau Hauptmann mit einem schweren Seufzer, mehr für sich selbst, hinzu.

„Ich wünsche mir jetzt nichts weiter zu meinem Geburtstag, als daß von Vater ein Brief ankommt, damit du dich freust und nicht mehr traurig sein mußt, Muttchen“, sagte die Kleine eifrig und streichelte zärtlich das besorgte Gesicht der Mutter.

Da trat Visbeth, die Notenmappe am Arm, ins Zimmer.

„Visbeth, ich schicke meine Geburtstagsgeschenke an die Soldaten in den Krieg.“ Glückselig sprang das Schwesterchen ihr mit der Neugier entgegen.

„Was, die Puppenmuffe und den Gasball? Na, darüber werden sich die Krieger ja sehr freuen“, lachte die Große.

Aber die Kleine machte ein gekränktes Gesicht. „Ach, solch unnützen Firtlesanz doch natürlich nicht. Mutter und ich besorgen warme Wollsachen, Schokolade und Zigarren für mein Geburtstagsgeld. Du darfst auch mitkommen, Visbeth, und bei den Paketen helfen“, meinte sie großmütig.

Aber Visbeth blinzelte Mutter zu und wollte lieber zu Hause bleiben.

Am Ende hatte die Schwester noch Schularbeiten zu machen? Aber dann brauchte sie doch nicht mit den Augen zu blinzeln! Ilse war ja nicht weiter neugierig, aber was sollte denn die dumme Augenblinzelei? Die ließ man sich gefallen, wenn eine Geburts-

tagsfeier in Aussicht stand, aber so . . . Die Kleine hatte zum Glück keine Zeit mehr, ihrem Arger über die Heimlichtuerei der Schwester nachzuhängen. Mutter trat, zum Ausgehen gerüstet, wieder in das Zimmer. Da mußte das kleine Fräulein, wenn es nicht zu Hause bleiben wollte, sich ebenfalls bereitmachen.

Nichts ist schöner, als an Mutters Hand, wenn die elektrischen Bogenlampen und die Gaslaternen flammen, Besorgungen zu machen. Jedes Schaufenster sieht mit seinen hellen Lichter Augen wie eine Weihnachtsbescherung aus. Ilse wäre am liebsten an jedem stehengeblieben. Nur der Gedanke an die Krieger, die dann um ihr Paket kamen, spornte sie zum Weitergehen an.

Ach, was kauften Mutti und ihr Löchterchen nicht alles ein! Lange Dauerwürste, Suppen- und Kakaowürfel, Zigarren und Zigaretten; trotzdem Ilse aus eigenem Empfinden heraus meinte, über Schokolade würden sie sich entschieden mehr freuen. Aber auch die sollte nicht fehlen. Als die vielen verlockenden Tafeln besorgt wurden, konnte das Naschmäulchen einen schweren Seufzer der Entsagung nicht unterdrücken. Eigentlich hatten es die Soldaten doch recht gut. Wenn man soviel Schokolade bekam, konnte man sich schon ruhig ein bißchen totschießen lassen. In diesem Augenblick wäre Klein-Ilse auch gern im Felde gewesen.

„Nanu — müssen unsere Soldaten im Kriege etwa auch Lichte essen?“ erkundigte sie sich entsetzt, als Mutter noch mehrere Pakete langer weißer Kerzen hinzulegen ließ.

„Nein, Herzchen“, lachte Frau Hauptmann, so schlimm ist es mit der Verpflegung unseres Heeres gottlob nicht bestellt. Aber bei den frühen Abenden wollen sie doch etwas sehen, nicht wahr?“

„Haben sie denn kein elektrisches Licht?“ Das Großstadtkind konnte sich nur schwer eine Vorstellung von den Entbehrungen machen, die der Krieg auferlegte.

Run hatte man alles beisammen und konnte den Heimweg

antreten. Aus dem Eckhaus an dem großen Platz, unweit ihrer Wohnung, strömten Scharen von Kindern. Es war der Kriegskinderhort, der gerade geschlossen wurde. Die größeren Kinder gingen schon allein heim, während die kleinen von der Mutter geholt wurden.

Frau Hauptmann Wagner sprach einige der sauber gekleideten Frauen an. Inzwischen begrüßte ihr Töchterchen die blonde Elfriede, den lustigen Bruno, die kugelrunde Agnes, und wie sie alle hießen, ihre kleinen Freunde.

„Komm bald mal wieder zu uns“, baten die armen Kinder beim Abschied. Das versprach Ilse nur zu gern.

„Weißt du, Muttschen,“ überlegte sie, als sie den Heimweg fortsetzten, „mein Geburtstag fällt auf den Freitag. Da gehst du doch immer nachmittags zu den Kriegskindern. Könntest du mich nicht mitnehmen, daß ich mit den Kindern spiele? Dann feiere ich dort meinen Geburtstag.“

„Das ist ein hübscher Gedanke“, lobte die Mutter. „Da haben die armen Kinderchen auch eine Freude.“

„Würdest du wohl erlauben, Mutterchen, daß von dem Geld in meiner Sparbüchse nachmittags Schokolade im Kriegskinderhort gekocht wird? Sonst wissen die Kinder doch gar nicht, daß mein Geburtstag ist. Oder ist das eine unnütze Ausgabe?“ erkundigte sich Ilse schüchtern.

„Nein, mein Kind, anderen eine Freude zu machen, das ist niemals etwas Unnützes. Das ist eine gute Verwendung deiner Sparspennige“, beruhigte sie die Mutter.

Nun freute sich die Kleine auf ihren Geburtstag fast noch mehr als in früheren Jahren.

Aber bis dahin gab es noch viel zu tun. Jede freie Minute wurde zum Verpacken der Liebesgaben benutzt. Bei einigen Paketen hatte Ilse selbstgestrickte Pulswärmer zugefügt, während

Mutter und Lisbeth für warme Strümpfe Sorge getragen. Auch einen freundlichen Gruß an die Soldaten hatte Ilse mit ihrer großen Kinderhandschrift eingelegt. Da würden sich die Krieger aber mal freuen.

Als das Geburtstagskind am Freitag Morgen mit blanken Augen das Bohnzimmer betrat, warf es einen scheuen Blick in die Ecke, in der sonst der Gabentisch zu stehen pflegte.

Hurra — da war er ja!

Feierlich weiß gedeckt, mit buntem Eichenlaub geschmückt. Acht Lichtchen brannten lustig um das große Lebenslicht. Weiter sah die kleine Ahtjährige vorläufig nichts, denn die Mutter hatte ihren Liebling in den Arm gezogen, um ihm von Herzen Glück für das neue Lebensjahr zu wünschen. Dann brachte Schwester Lisbeth ihre Wünsche dar, und zuletzt Berta, die Köchin.

Nun aber mußte Ilse an ihren Geburtstagstisch, wenn sie auch keine Geschenke erwartete. In der Mitte stand Vaters Bild und blickte gütig lächelnd auf das Töchterchen. In plötzlicher Eingebung nahm die Kleine das Bild empor und küßte es. So war sie doch heute nicht um Vaters Geburtstagsfuß gekommen.

Rings um das Bild aber lagen die Soldatenpakete aufgestapelt, welche heute noch abgehen sollten. Voller Genugtuung blickte die Kleine auf ihr Werk. Niemals hatte sie beim Anblick ihres Gabentisches eine so hohe Freude empfunden wie heute, wo sie andere beschenken wollte. Zum erstenmal verstand sie den Bibelspruch, den sie in der Schule gelernt hatte, richtig: Geben ist seliger, denn nehmen.

Aber da lag doch noch etwas ganz versteckt unter dem Herbstlaub, das war sicher für sie selbst bestimmt. Eine allerliebste kleine Puppenmuffe war es, die hatte Lisbeth heimlich für das Schwesterchen aus schwarzem Krimmer gearbeitet. Daher also ihr Heimlichtun!

Das schönste Geschenk aber hatte der Vater heute für Ilschen. Mit der Mittagspost kam es. Ein dicker Brief war es, in dem Vater schrieb, daß es ihm gut ginge, und daß ihm für seine Tapferkeit das Eisene Kreuz verliehen worden sei. Gab das einen Jubel bei Hauptmanns. Es hätte gar nicht mehr des großen Gasballs, mit dem die liebe Großmama ihr Enkelchen erfreute, bedurft, um Ilschens Glück vollzumachen.

Die Nachmittagschokolade im Kriegskinderhort setzte aller Seligkeit die Krone auf. Ilse hatte sämtliche Sparpfennige zusammengefragt; aber da es deren nicht allzuvielen waren, hatte auch die gute Lisbeth noch von ihrem Schatz zugesteuert. Die Frau Hauptmann bereitete eigenhändig den süßen Trank und hatte ihre innige Freude daran, wie es den armen Kindern schmeckte. Mit glänzenden Augen schaute Ilse auf ihre kleinen Gäste. Sie vergaß es fast, vor lauter Glückseligkeit selbst zuzusprechen. Und das wollte bei dem Schleckermäulchen viel heißen.

Dann spielte Lisbeth mit der ganzen Gesellschaft Bilderlotto. Viel zu früh für all die frohen Kleinen schlug heute die Stunde des Abschieds.

Als die Mutter am Abend zum Gutenachtjagen an das Bett ihrer Jüngsten trat, schlang Klein-Ilse beide Arme um den Hals der Mutter. Schlaftrunken flüsterte sie: „Ich danke dir schön für den herrlichen Tag, Mutters, der Kriegsgeburtstag war der schönste, den ich jemals gefeiert habe.“

„Mögest du nie wieder einen Kriegsgeburtstag begehen, mein kleiner Liebling, möge im nächsten Jahre Frieden sein und unser Vater wieder bei uns!“ sagte die Mutter aus tiefstem Herzen heraus.

„Ja, Väterchen wieder bei uns —“ wiederholte die Kleine bereits im Einschlummern, und da schlief sie auch schon süß in ihr neues Lebensjahr hinein.

Jungfer Fürwitz.

„Puh — ihr macht ja alle so wichtige Gesichter, was gibt's denn bloß?“ ein allerliebstes Mädchen von etwa dreizehn Jahren steckte den braunen Krauskopf zur Tür hinein. Die munteren Augen gingen neugierig vom Vater zur Mutter, und von der Mutter zur Tante.

„Willst du nicht erst Tante Marianne begrüßen, Jungfer Fürwitz?“ meinte die Mutter mit leisem Vorwurf.

Das junge Mädchen errötete und holte das Versäumte schnell nach, war doch Tante Marianne die Lieblingstante sämtlicher Nichten und Neffen.

„Und das Wurm willst du nun mitnehmen!“ Vater schüttelte seinen Kopf.

„Wie — wa — as?“ Ursel blieb der frische, rote Mund halb offen vor Staunen und Aufregung.

„Tante Marianne will gern eine ihrer jungen Nichten zur Begleitung mit auf die Reise nehmen, um Gesellschaft und jugendliche Anregung zu haben“, begann die Mutter. Sie schien nicht recht erbaut von der Absicht ihrer Schwägerin.

„Himmlisch — famos — ach, ich will dich ja so anregen, Tante Marianne, Tag und Nacht —“ beteuerte Ursel mit glühenden Backen.

„Nee, danke, danke vielmals — nachts brauche ich meine Ruhe“, lachte die Tante amüsiert über den Pflichteifer ihrer in Aussicht genommenen Reisebegleiterin.

„Du bist uns noch zu jung und vor allem zu fürwitzig, Kind.“

Vater und ich, wir sind mehr dafür, daß die Tante Cousine Ella auffordert, das ist ein ruhiges, verständiges Mädel."

"Ach, Ella — die ist doch so tranig, bei der hat Tante Marianne nicht mal am Tage Anregung", es zuckte enttäuscht um den jungen Mund.

"Jungfer Fürwig!" drohte der Vater.

"Wann reist du denn, Tante Marianne? Doch erst im Sommer, nicht? Bis dahin bin ich ja schon schrecklich alt, dreizehneinhalb, gar nicht mehr viel jünger als Ella!" Ursel führte ihre Sache so beredt wie ein Advokat.

"Die wird inzwischen doch auch älter", Tante Marianne belustigte sich köstlich. "Aber es handelt sich um den Winter, Ursel, ich will diesmal eine Weihnachtsreise machen."

"Hurra — — —" Ursel vollführte, trotzdem sie bald "schrecklich alt" war, einen stuhl hohen Luftsprung.

"Na, habe ich denn nun nicht recht, daß das Rücken noch zu unverständlich ist, um ohne Vater und Mutter die Nase in die Welt hineinzustecken!" Vater betrachtete sein Mädel lächelnd.

"Tante Marianne ist ebenfogut wie Vater und Mutter zusammen, Tante ist doch ganz furchtbar verständig, gleich für mich mit — bitte, bitte, erlaubt es doch!" Ursel sprang bettelnd vom Vater zur Mutter und von dort wieder zurück, unermüdlich wie ein Uhrpendel.

"Danke für die gute Meinung, will zusehen, daß ich sie auch rechtfertige", lachte Tante Marianne trocken. "Aber ich weiß ja noch gar nicht, ob du auch wirklich Lust hast, Ursel, es geht nämlich in die Winterberge, nach Brückenberg, in des Herrn Rübezahls Reich!"

"Ach, Tante Marianne," jetzt mußte sich die Tante eine ungestüme Umarmung gefallen lassen, "das ist ja ganz famos! Da rodelt man und läuft Schie — —"

"Sag' ich's nicht?" unterbrach sie die Mutter ganz bekümmert, "Jungfer Fürwig denkt gleich zuerst an den halbschneiderischen Sport. Ist es da ein Wunder, wenn man sein einziges Kind nicht von sich lassen will, noch dazu, wo sie erst vor kurzem vom Scharlachfieber genesen ist?"

"Mütterchen, liebes Mütterchen, ich will ja auch ganz gewiß nicht rodeln und nicht Schie laufen und nicht den Hals brechen!" beteuerte Ursel gerührt.

"Versprich nicht zuviel — ich meine, was das Rodeln und Schielaufen anbetrifft", mahnte die Tante lächelnd. Es wird dem Kinde gerade nach der überstandenen Krankheit gut tun", beruhigte Tante Marianne das ängstliche Mutterherz. "Paß auf, wie frisch und rotwangig ich sie euch wieder heimbringe!"

"Gott geb's!" Ein tiefer Seufzer begleitete diese Worte der Mutter. Sie konnte sich nun mal mit dem Gedanken einer Winterreise nicht recht befreunden.

"Also mach dich zur nächsten Woche bereit, in acht Tagen gibt's Ferien, dann geht's los, die Erlaubnis von deinen Eltern hatte ich schon, bevor du kamst", die Tante nickte ihrem Nichten aufmunternd zu.

"Du bist die aller — allerbeste Tante der Welt!" Ursel zerdrückte die arme Tante fast mit ihren Dankesbezeugungen.

"Und was wird aus deinem Lernen, Mädel?" wandte die Mutter noch einmal ein. "Du weißt, daß du von deiner Krankheit noch Versäumtes nachzuholen hast."

"Ach Mütterchen, das kann ich doch auch in Brückenberg, und es sind doch Weihnachtsferien und — Himmel, da werde ich am Heiligabend ja gar nicht hier bei euch sein!"

"Ja, fehlen wird uns die Krabbe am Weihnachtsabend — aber noch kannst du zurück, Ursel", neckte der Vater.

„Nein, nein, das ist ja gerade mein schönstes Weihnachtsgeschenk.“ Die kleine Wolke war bereits vorübergezogen. Ursel lachte der Himmel wieder in ungetrübter Bläue.

„Mehr gibt's denn auch nicht, verstanden, wer nicht da ist, kriegt auch nichts geschenkt.“ Aber das Töchterchen wußte, wie der Vater es meinte.

„Allenfalls noch die Ausrüstung von mir schon im voraus, ich besorge alles Notwendige für das Mädel, und gut wird es dem Bläßschnabel sicher tun.“ Damit nahm Tante Marianne Abschied.

Das Wort „Ausrüstung“ fiel der Mutter wieder schwer auf die Seele. Eine richtige Ausrüstung brauchte man dazu? Herrgott, ihr armes Kind! Wie würde es da oben in den verschneiten Bergen frieren! Denn wenn man schon von Sommerfrische im Gebirge spricht, wie mag die Winterfrische erst dort sein! Und die Mutter nahm sich vor, noch besonders für warme Woll- und Pelzsachen Sorge zu tragen. Sie hatte doch bloß die eine! Noch dazu solche Jungfer Fürwih, die selbst an nichts dachte und alles auf die leichte Schulter nahm.

Die acht Tage bis zur Reise schienen Ursel zu kriechen. Sie konnte die Zeit gar nicht mehr erwarten. Selbst in der Schule dachte sie an nichts anderes.

Tante Marianne ging mit ihr einkaufen. Jubelnd berichtete Ursel den Schulfreundinnen und den Eltern daheim von ihrer neuen Ausrüstung. Von den benagelten Bergstiefeln, den Wicelgamaschen, von Sweater, Rodelmütze, Schal und gestrickter Reformwäsche. Letztere war Balsam für das ängstliche Mutterherz.

So kamen die Weihnachtsferien heran.

Ein nebelgrauer, naßkalter Regentag brach an, Ursels heißersehnter Reisetag. Man mußte morgens früh Licht brennen, um überhaupt etwas sehen zu können. Die Sachen lagen wohlgeord-

net im Koffer, und Mutters Ermahnungen ebenso wohlgeordnet in Ursulas Seele.

Das Töchterchen stand aufgeregt am Fenster. Wenn Tante Marianne nur nicht des Wetters wegen aufschob!

„Ihr werdet in Brückenberg Bahn fahren müssen.“ Der Vater hatte gern seinen Spaß mit dem Töchterchen.

Ein Wagen rollte vors Haus. Gleich darauf steckte Tante Marianne ihren weißen Kopf zur Tür hinein.

„Guten Morgen — na, fertig, Ursel, dann kann's losgehen!“ Ursel küßte die Mutter zärtlich, versprach alles, ohne eigentlich recht zu wissen was, und wandte sich dann zum Vater. Hier war der Abschied zwar ebenso herzlich, aber ungleich kürzer.

„Vergiß nicht, daß du nicht zu deinem Vergnügen allein, sondern in erster Linie zu Tante Mariannes Gesellschaft dort bist.“

„Und sei nur nicht fürwihig, Ursel!“ Beide Eltern riefen es ihr wie aus einem Munde noch auf der Treppe nach.

Dann rollte der Wagen mit dem winkenden Töchterchen davon.

Ursel saß seelenvergnügt in dem mollig durchheizten, dem Gebirge zueisenden Eisenbahnzuge, und ihr Plappermäulchen stand kaum eine Minute still. Sie erfüllte ihr Amt, Tante Marianne anzuregen, höchst pflichtgetreu.

Draußen war alles grau in grau. Kahle Felder, kahles, frierendes Geäst, ab und zu schemenhaft aus flatternden Nebelfetzen auftauchend ein Haus. Hart schlug der Regen gegen die tropfenden Scheiben.

Drinne aber schien die Sonne. Sie lachte aus Ursels jungen Augen und spiegelte sich in den alten, jungen Augen der Tante wider.

„Vom Gebirge wirst du heute auf der Eisenbahnfahrt wenig sehen, Kind.“ Tante spähte hinter Liegnitz durch das wasser-

beperrte Fensterglas. „Aber ich denke, du wirst heute noch Schlitten fahren können.“

„Wa—as?“ Urjel lachte herzlich, Tante war auch zu spaßig. „Vater meinte, wir könnten Rahn fahren.“

„Lach' nur, wer zuletzt lacht, lacht am besten. Der häßliche, graue Regen, der hier unten fällt, ist fast immer droben in den Bergen leuchtend weißer Schnee — also abwarten!“

Urjel blickte die Tante unglaublich an, sie wußte nicht recht, ob es ernsthaft gemeint war. Der Gedanke, bei der Überschwemmung draußen Schlitten zu fahren, wirkte auch zu komisch!

Aber schon auf dem Hirschberger Bahnhof, wo man umsteigen mußte, um von hier aus die Gebirgsbahn zu benutzen, wurde sie schwankend. Hier unten regnete es zwar immer noch, aber wahrhaftig — schloßweiß lag die Riesengebirgskette in leuchtendem Neuschnee vor Urjels begeisterten Blicken. Doch jetzt war keine Zeit zum Gucken und Staunen. Tante zog ihr Nischtchen mit sich fort, dem Menschenströme nach. Die Bahn wartete nicht.

Auf der einen Seite stiegen die Schreiberhauer ein, auf der andern die Krummhübler — Brückenberger. Überall lachende, frohe Gesichter, Rodelschlitten und lange, spitze Schneeschuhe. — Mutter hätte das sehen müssen! Mutter, die heute morgen gesagt, so verdreht würde kein anderer Mensch sein, bei dem Hundewetter ins Gebirge zu fahren.

Die Abteile waren bis auf den letzten Platz besetzt.

„Das gibt eine feine Rodelbahn jetzt nach dem Neuschnee“, sagte ein älterer Herr in Urjels Abteil.

„Wir fahren Bob“, antwortete ein anderer.

„Ich will mich diesmal dem edlen Schiesport weihen“, mischte sich ein Dritter hinein.

„Na, und das kleine Fräulein hier?“ Der erste Herr wandte sich an Urjel. Er hatte wohl das Aufleuchten in ihren Augen bei der Unterhaltung gesehen.

„Ich rodele und fahre Bob und laufe Schie — alles!“ rief Jungfer Fürwih begeistert.

„Sieh mal an, Kind, du nimmst es dir ja gut vor, und ich kann mich wohl inzwischen ins Bett legen, damit ich dich durch meine Gesellschaft nicht zu sehr in deinem Sportvergnügen störe“, meinte die Tante mit seinem Lächeln.

„Tante Marianne!“ rief Urjel ebenso erschrocken wie beschämt. Da hatte sie doch gleich im Anfang Vaters Mahnung, zuerst an die Tante zu denken, und dann an das eigene Vergnügen, außer acht gelassen.

Aber Tante war nicht böse. Die wies mit der Hand lachenden Auges aus dem Fenster.

Herrje — es schneite!

In großen, glitzernden Silbersternchen wirbelten die Flocken hernieder — ein tolles, lustiges Durcheinander.

„Glaubst du nun, daß wir heute noch Schlitten fahren werden, Urjel?“ Tante nickte ihrem Nischtchen zu.

Dieses bejahte strahlend.

Und richtig — als man auf dem Bahnhof des malerischen Krummhüfels aus der Bahn stieg, hielten allenthalben offene Schlitten mit lustig bimmelnden Glöckchen. Der Brückenberger Hotellschlitten nahm die beiden auf, eine große warme Decke schlug der Kutscher noch sorglich um die Insassen, und „Klinglingling“ ging es los.

Nun war man mittendrin in dem übermütigen Schneeflockentanz. Sie hingen sich an Urjels Näschen, die lustigen weißen Gesellen, an die langen, dunklen Augenwimpern, sie überpuderten ihr braunes, ebenso fürwihig wie sie selbst, unter der Mütze heraus-

lugendes Kraushaar, daß sie wie eine kleine Kokotodame ausah, und sie küßten ganz dreist ihr frisches, rotes Mäulchen.

Aber selbst Jungfer Fürwih war es schließlich zufrieden, als man am Ziele war, einem vornehmen, eleganten Hotel, aus welchem dem Gaste Behagen, Wärme und Geborgenheit entgegenströmte.

Zwei wunderhübsche, von Zentralheizung durchwärmte Zimmer, welche die Tante schon im voraus bestellt, standen bereit. Eine Tür verband sie miteinander.

„Ein Balkon — ach, ein Balkon!“ jubelte Ursel los, als sie ihr Zimmer betrat, und hast du nicht gesehen war sie auch schon wieder zur Balkontür hinaus.

„Du willst wohl den Nachmittagskaffee draußen einnehmen, Mädel, wirst du wohl reinkommen und die Tür schließen, die ganze Stubenwärme geht ja heidi“, schalt Tante lachend.

Aber als Ursel jezt den Worten Folge leistete, konnte sich Tante Marianne doch nicht eines etwas vorwurfsvollen „aber Jungfer Fürwih!“ erwehren.

Der schöne Teppich — in großen schwarzen Seen taute es von Ursels Stiefeln, denn sie hatte eine ganze Fuhre Schnee vom Balkon mit hereingeschleppt.

Etwas betreten sah das Nichtchen auf sein Werk.

„Ach, das schadet nichts, wir sind ja hier im Hotel“, tröstete es sich dann rasch.

„Nein, Ursel,“ zum erstenmal machte Tante ein ernstes Gesicht, „man muß das Eigentum anderer genau so achten wie das eigene, ja noch mehr!“

„Ich will's nicht wieder vergessen, Tante Marianne“, versprach Ursel errötend.

In der blumengeschmückten Veranda, die trotz der Glas-

fenster ebenso warm war wie die übrigen Räume des Hotels, nahm man den Kaffee ein.

Durch die Glasfenster hatte man den Blick auf das weite Schneegelände, wo die Schielläufer sich in unnachahmlicher Grazie in den Anfangsgründen der schweren Kunst versuchten.

„Nach dem Kaffee darf ich doch auch hinaus, nicht, Tante Marianne?“

„Nein, Kind, du sollst mir beim Auspacken und Einräumen unserer Sachen behilflich sein. Eher fühlt man sich nicht zu Hause, als bis auch jedem Stück, das zu uns gehört, sein Quartier angewiesen ist!“

Wieder hatte Jungfer Fürwih Gelegenheit, sich heimlich ein wenig zu schämen. Himmel, war das schwer, nicht als erstes stets an das eigene Vergnügen zu denken, sondern an andere!

Auch die von Mutter sehnlichst erwartete Karte wäre wohl ohne Erinnern der Tante ungeschrieben geblieben. Dabei gab es doch so Wichtiges für Ursel zu melden. Nicht nur die gute Ankunft, sondern vor allem, daß der graue Regen im Tal oben im Gebirge herrlicher Schnee ist.

Heute ging es nicht mehr hinaus. Es dunkelte schon früh.

Aber am andern Morgen, als Ursel die Augen aufschlug, schloß sie dieselben im ersten Augenblick wieder geblendet. Durch die unverhangene Balkontür flutete ein Lichtmeer von goldenem Sonnenschein und weckte auf schneeigen Bergriesen flimmernde Reflexe. Dann aber war die junge Langschläferin mit einem Satz am Fenster. Das Hirschberger Tal mit seinen Dörfchen und Weilern verhüllten noch sonnendurchleuchtete Nebelschwaden. Aber nach den Bergen zu endlose schneeige Weiten, übersät mit Milliarden von Brillanten. In stolzem, fleckenlosem Weiß ragten die Berggipfel, umbräunt von dem Goldorange der Morgensonne. Und da, von Sonnenglut feurig umloht, die Koppe — „die Schnee-

toppel!“ Urjel jubelte es so laut, daß Tante nicht mehr im Ungewissen darüber war, ob ihr Nichtchen schon erwacht sei.

Tante Marianne war bereits sig und fertig. Nun machte auch Urjel schleunigst Toilette. Die war heute gar nicht so einfach. Sie kam mit der „Ausrüstung“ nicht gleich zurecht, wußte nicht, was drüber, was drunter gezogen wurde, und ohne Tantes Rat und Hilfe wäre das junge Fräulein vielleicht in kuriosen Aufzuge im Frühstückssaal erschienen. So aber sagte Tante Marianne, als Urjel nun in dem neuen weißen Sweater, die Rodelmütze fest auf das braune Kraushaar gedrückt, vor ihr stand, das Nichtchen unter das Kinn und gab ihr einen Kuß. Sie konnte sich nicht helfen, das Mädel sah zu niedlich aus.

Mit leuchtenden Augen standen die beiden jetzt auf der breiten zur Höhe ziehenden Schneestraße.

„Siehst du die Koppenhäuser, Urjel, ganz deutlich dort, schau nur und — — —“

„Achtung — Bahn — Vorsicht —“ ein, zwei, drei, vier Rodel auf einmal, von allen Seiten kommt es den Berg herabgesaust wie die wilde Jagd. Gerade auf die beiden in die Schönheit der Winterberge Versunkenen los.

Lachend flüchtete Urjel zur Tante, da gestellte eine durchdringende Signalfiße und „Achtung — Bahn — Achtung —“ erschallte es aufs neue.

„Tante, in ‚Achtung‘ rufen besteht die ganze Rodelkunst, ach, Tante Marianne, laß mich doch auch rodeln!“

„Gleich heute den ersten Tag, Kind?“ Tante schüttelte bedenklich den Kopf. „Du bist mir noch zu unbedacht und zu fürwihig, es gehört doch wohl noch etwas mehr zum Rodeln, als nur das Achtungrufen.“

„Ja, ein Rodelschlitten — liebe, liebe Tante, laß mich doch!“

„Sie können es ruhig wagen, gnädige Frau.“ Der ältere Herr,

der gestern mit ihnen im Zuge geseßen und in demselben Hotel abgestiegen, hatte die Bitten des niedlichen Mädels mit angehört. „Der Reuschnee ist heute tadellos für Abc-Künste, das gibt nicht mal blaue Flecke, wenn man seine nähere Bekanntschaft macht. Wir Alten werden die Zuschauer spielen, Sie gestatten doch, gnädige Frau — Regierungsrat Böhm aus Breslau.“ Der liebenswürdige Herr stellte sich der Tante vor.

„Es ist anvertrautes Gut, Herr Regierungsrat“, meinte die Tante noch ein klein wenig zögernd.

„Es kann heute beim besten Willen nichts passieren, kommen Sie, Fräuleinchen, wir suchen einen passenden Rodelschlitten für Sie aus. Rodeln Sie nur ruhig ein Stündchen, um die Frau Tante brauchen Sie nicht zu sorgen, der werde ich gern Gesellschaft leisten.“ Damit ging der nette Herr mit ihnen ins Hotel zurück, um einen Schlitten zu leihen.

Urjel fiel es trotz aller Freude auf das bevorstehende Vergnügen, schwer aufs Herz. Mit keinem Gedanken hatte sie sich darum gesorgt, daß die Tante allein blieb, wenn sie rodelte. Ein Fremder mußte sie erst daran erinnern. Aber nun hatte Tante Marianne ja Gesellschaft, und sie einen Rodelschlitten — hurra — da waren die unbequemen Gedanken im Nu verjagt.

Wie einen Hund zog Urjel ihren Rodelschlitten hinter sich an der Leine das sanft ansteigende Berggelände hinauf.

Ein wenig klopfte das Herz Jungfer Fürwih doch jetzt, als sie, oben angelangt, zum erstenmal auf dem Schlitten Platz nahm. Aber kaum saß sie drauf, so wurde das Ungetüm unter ihr lebendig. Es setzte sich in Trab und raste mit ihr los. Jungfer Fürwih hatte vergessen, die Füße als Bremse auf den Boden zu setzen. Willenlos ihrem hölzernen Pferdchen ausgeliefert, mußte die arme Reiterin mit, und ginge es auch geradeswegs in die Hölle.

Das Fegfeuer schien es nun allerdings nicht zu sein, wo Urjel sich nach einigen Sekunden wiederfand, dazu war das Lager ein wenig zu kühl. Sie lag weich gebettet in der hohen Schneeböschung, welche die Rodelbahn umsäumte.

Lachend rieb sie sich den Schnee aus den Augen und stellte sorgsam fest, daß sich Arm, Bein und Genick in vorläufig noch ungebrochenem Zustand befände. Herrgott — was Mutter wohl zu ihren Rodelkünsten gesagt hätte!

Aber Urjel hatte jetzt keine Zeit, sich mit Heimatsgedanken abzugeben. Sie mußte sich nach ihrem durchgegangenen Gaul umsehen. Der war, nachdem er sie abgeworfen, auf eigene Faust weitergejagt. Harmlos, als ob gar nichts geschehen sei, harnte er ihrer am Fuß des Berges neben der sie mit Neckereien empfangenden Tante.

„Na, Urjel, Schiffbruch erlitten, nun hast du wohl genug vom Rodeln?“

„A wo — es ist famos, wenn man auch auf der Nase liegt“, damit zog sie ihren Schlitten wieder bergauf. Die Abfahrt begann von neuem.

Schade, daß Urjel und ihr Rodelschlitten nie derselben Meinung waren, sondern stets entgegengesetzte Wünsche zeigten. Er wollte nie dahin, wo sie hin wollte, sie aber mußte mit, wohin er gerade Lust hatte, denn der Schlitten war der Stärkere von den beiden. Leider ging seine „Neigung“ immer seitwärts, wo der Schnee gerade am tiefsten war. Wieviele Male Urjel schon solch eine kühle Rutschpartie gemacht, das wußte sie schließlich selbst nicht mehr.

„Sie müssen steuern, Fräuleinchen“, rief ihr der Regierungsrat, der mit Tante Marianne den Berg emporsteuchte und schmunzelnd ihren verschiedenen Niederlagen zuschaute, wohlwollend zu.

Urjel frabbelte sich aus dem Schnee heraus und versuchte zu steuern.

„Rechten Fuß aufsetzen, wenn man nach rechts will — Rodel — Heil!“ und „Rodel — Heil!“ rief auch die Tante, mit dem Taschentuch winkend.

Aber Urjel sah nichts mehr davon, die lag längst schon wieder irgendwo in der Unterwelt.

Sie steuerte rechts, sie steuerte links. Sie setzte den rechten Fuß auf, sie setzte den linken Fuß auf. Aber soviel sie auch steuerte und bremste, es ging unfehlbar in den Schnee hinein.

Und ach — dabei gab es in Brüdenberg noch Leute, welche die Redheit hatten, einer Anfängerin in der schweren Rodelkunst entgegenzukommen.

„Rechts ausweichen!“ Mit großen Lettern hatte Urjel es auf einer Tafel zu Beginn der Sportbahn prangen sehen. Sie wollte ausweichen, wirklich, sie hatte die beste Absicht. Aber ihr Schlitten war weniger friedlich als seine „Besitzerin“, höhnisch fuhr er mit ihr gerade auf den armen, ahnungslos zu Berg ziehenden Wanderer los.

„Achtung — Bahn frei —“ rief Jungfer Fürwih mit gepreßter Stimme, wie sie es von den andern vernommen.

Zu spät — schon lag Urjel rechts, und ihr Opfer links im Röhlen.

„Herrgott, warum paßt du denn nicht auf, steuere doch!“ rief eine jugendliche Stimme ärgerlich, und ein schlankes Mädchen in Urjels Alter mit rotem Sweater und roter Mütze tauchte aus dem unfreiwilligen Schneebade hervor.

„Ja, gern, wenn ich bloß könnte!“ kam Urjels Antwort ziemlich kleinlaut aus dem jenseitigen Schneewall.

Aber als die beiden sich jetzt gegenüberstanden, beide wie zwei

Schneemänner anzuschauen, da brachen sie wie auf Verabredung in ein helles Lachen aus.

„Sei mir nicht böse, aber mein Schlitten hat mehr Schuld als ich — ich rodelte nämlich heute zum erstenmal“, bat Ursel mit der ihr eigenen herzugewinnenden Liebenswürdigkeit.

Die erste Empörung des roten Sweaters war längst verflogen. Die Fremde lächelte Ursel freundlich an.

„Mir ist es das erstemal nicht viel besser gegangen,“ gestand sie, „aber wenn du erlaubst, spiele ich ein wenig die Lehrmeisterin. Jeder denkt, das Rodeln sei so kinderleicht, daß man sich bloß auf den Schlitten zu setzen braucht, und dann wundert man sich, wenn nachher ein Unglück passiert. Das Rodeln will eben, wie jeder andere Sport, auch erlernt und geübt sein.“

Ursel strahlte. Das Rodeln machte ihr jetzt in Gesellschaft der jungen Gefährtin noch tausendmal mehr Spaß. Die gab sich redlich Mühe, ihrer Schülerin die Anfangsgründe beizubringen.

„Nicht so tollkühn — bremse doch mit den Füßen bei starkem Gefälle — Himmel, bist du fürwihig!“ schalt die junge Lehrerin lachend hinter Ursel drein, die wieder mal draußlosfuhr, ohne die Mahnungen zu beherzigen, und natürlich auch wieder kunstgerecht umwarf.

Jungfer Fürwih errötete beschämt. Nun hatte das fremde Mädchen, das vielleicht ein Jahr älter sein mochte als sie selbst, auch schon ihren Hauptfehler entdeckt.

Unter tiefblauem Winterhimmel erblühten Frühlingsrosen auf den Wangen der sich lustig Tummelnden. Eine Stunde nach der andern verging unter Lachen und Jubel.

„Ich muß jetzt ins Hotel zurück, es ist Zeit zum Mittagessen“, erschreckt sah Ursels Gefährtin nach der Uhr.

Auch Jungfer Fürwih bekam einen Schreck. Der Tausend — schon Mittag! Und sie hatte sich die ganzen Stunden über nicht

um Tante Marianne gekümmert, die sie doch zu ihrer Gesellschaft mitgenommen. Das Gewissen schlug ihr heftig.

Es stellte sich heraus, daß die beiden Rodelgefahrtnen in demselben Hotel wohnten. Aber Ursel konnte sich jetzt nicht so recht darüber freuen, es drängte sie, zur Tante zu kommen.

„Ich heiße Leonie von Herrnburg“, sagte das fremde Mädchen beim Abschied.

„Und ich Ursel Neubert“ — damit flog Jungfer Fürwih auch schon wie ein Gummiball die Treppe hinauf.

„Ei, Ursel, schon?“ Tante machte ein ganz freundliches Gesicht.

Das Nichtchen sah sie etwas unsicher an.

„Verzeih, Tantchen, ich mache mir solche Vorwürfe, daß ich dich gleich den ersten Tag solange allein gelassen habe, aber ich vergaß über dem Rodeln ganz die Zeit — sei nicht böse!“ treuherzig sahen die braunen Mädchenaugen die Tante an.

Die drohte lächelnd.

„Die Zeit und die alte Tante dazu — na warte, du Sausewind, eigentlich wollte ich dich als Revanche ebenfalls vergessen, nämlich beim Mittagessen, aber weil du mir so schöne rote Backen mit nach Hause gebracht hast, soll dir verziehen sein.“

Man speiste an gemeinsamer Tafel, Ursel saß zum erstenmal in ihrem Leben an einer Hoteltafel, zwischen Tante Marianne und dem alten Regierungsrat. Gegenüber aber hatte ein glücklicher Zufall Leonie von Herrnburg den Platz angewiesen.

Ursel und Leonie erneuerten ihre Bekanntschaft, und auch deren Eltern, Baron von Herrnburg und seine Gattin, machten sich mit Tante Marianne bekannt. Tante war erfreut, daß ihr Nichtchen eine Altersgenossin gefunden.

„Ich nehme einen Schiefkurs, heute nach Tisch habe ich wieder

Unterricht, willst du dich nicht beteiligen?" forderte das Baroneßchen Urjel, an der es ebenfalls Gefallen gefunden, auf.

„Au ja, fein!“ rief Jungfer Fürwiß begeistert, setzte dann aber ein wenig kleinlauter hinzu: „Das heißt, wenn ich darf.“ Sie schielte zur Tante hin, was die wohl für ein Gesicht dazu mache.

Tante Marianne unterhielt sich mit ihrem Nachbar, als ob sie gar nichts von den neuen Sportplänen ihrer jungen Nichte vernommen habe.

Ursel hatte Zeit, über die für den Nachmittag in Aussicht stehenden Freuden nachzudenken. Merkwürdig, je länger sie daran dachte, um so mehr schwand die Freude, und nur das Gefühl blieb, daß sie schon wieder selbstfüchtig gewesen und ihre Pflichten als Tante Mariannes Reisebegleiterin wiederum vernachlässigen wollte.

„Na, wie ist's, kommst du mit?“ fragte Baroneß Leonie noch einmal, als sie nach Beendigung der Mahlzeit die rote Mütze in das Blondhaar drückte.

Ursel schüttelte ein wenig betrübt den braunen Krauskopf.

„Ich möchte meine Tante nicht schon wieder allein lassen“, sagte sie und kam sich dabei wie eine Märtyrerin vor.

„Das ist auch meine Meinung, mein Mädels“, mischte sich Tante Marianne jetzt zum erstenmal in das Gespräch. „Wir wollen beide einen tüchtigen Marsch zu einer der Bauden unternehmen und dort Kaffee trinken, was, Ursel?“ Tante griff in ihrer rüstigen Frishe sogleich nach der grauen Strickjacke und Mütze.

Ursels Augen blickten noch immer nicht heller. Sie hatte geglaubt, die Tante würde ihr Opfer nicht annehmen, und nun schien sie dasselbe nicht einmal zu würdigen.

Einsilbig zog sie an der Seite der tüchtig Ausschreitenden zu den schneeglänzenden Höhen.

Kein Laut, nur der Schnee knirscht unter dem Fuße. Jetzt

nimmt der verschneite Bergwald, der Winterwald, die Wandernden auf. Der Wald — o nein — eine gläserne Zauberstadt ist es, die sie durchschreiten, der vereiste Bergforst ist zum Märchen erstarrt. Seltsame Spukgestalten kauern unter schwerer Schneewucht zu Seiten. Kleine Gnomen mit lustiger Zipfelmütze lugen allenthalben hervor, gewaltige Riesen drohen mit geschwungener Schneefeule, flatternde Feenschleier wehen von weißen, spizenumhangenen Föhren. Feinsten Silberfiligran hat der Rauhereif um das Gewirr der Äste gesponnen. Kein Laut — auch im schneeverstütteten Forst geht der liebe Gott durch den Wald, durch seinen kristallinen Dom.

Ursel wagte kaum zu atmen. Das sonst so mitteilsame Mädels fand in dieser erhabenen Winterwaldeinsamkeit kein Wort der Bewunderung. Nur die vor kurzem noch so unlustig dreinblickenden Braunaugen erstrahlten mit den flirrenden Sonnenfunken um die Wette. Durstig trank ihr junges Auge die nie geschaute stille Schönheit des weißen Schneereiches.

Aber als die erstarrten, alten Bergfichten wieder den Weg in unabsehbare Schneefernen freigaben, da wick der Zauber, der Ursels Plappermäulchen in seinen Bann geschlagen.

„War das schön, war das einzig schön!“ Tief aufatmend fiel sie Tante Marianne um den Hals.

Tante nickte nur. Alte Augen finden nicht so schnell in die Wirklichkeit zurück, alte Lippen nicht sogleich das erlösende Wort.

Als sie dann aber in der mollig durchheizten Hampelbaude Platz genommen, nachdem sie im Borraum den Schnee mit einem großen Reifigbesen von Stiefeln und Kleidern gekehrt, taute auch Tante Marianne auf.

Ein runzliger, graubärtiger Mann mit hohen Schafstiefeln trat an den Tisch, die Ohrenklappenmütze zwischen den Fingern drehend.

Es wär' nun so weit, sagte er, und wenn die Damen aufbrechen wollten, er und sein Kollege sei zur Stelle.

Ursels Lippen vergaßen sich vor Staunen wieder mal zu schließen, was hatte denn das zu bedeuten?

Sie sollte nicht lange im Unklaren bleiben.

Draußen vor der Baude harrten zwei zitronengelbe Hörnerschlitten ihrer.

Hurra — Tante Marianne hatte sich, während Ursel die Aussicht bewunderte, mit den Führern in Verbindung gesetzt. Wie ein Kreisel wirbelte das kleine Fräulein vor Freude umher und — da lag sie wieder mal zur Abwechslung, denn der vereiste Vorraum einer Baude ist kein Tanzboden.

„Nu, jo, jo, denn steigen Se ooch ein, Fräuleinchen, mer kummen schon sicher zu Tal“, der Mann schmunzelte über Ursels ursprünglichen Jubel.

In einem der Schlitten nahm, warm in Decken verpackt, Tante Marianne Platz. In dem andern das Nichtchen. Nur Ursels rosenrote Nasenspitze sah aus der Wollvermummung heraus.

Die Führer zogen den stuhlartigen Schlitten ein Endchen an den gebogenen Hörnern, bis der Weg fiel, dann saßen sie vorn auf, und in saufender Fahrt ging es nun talwärts.

Heiliger Bimbam — selbst Jungfer Fürwiß verging Hören und Sehen dabei, ängstlich klammerte sie sich an die Seitenlehnen. Der schwere Schlitten hopfte wie ein Gummiball über die Unebenheiten des Weges, aber sicher steuerte der Führer mit seinem Stiefelabsatz durch alle Fährnisse.

Den vereisten Winterwald, in dem die Kristallföhren jetzt kupferrot im Abschiedskusse der ersterbenden Sonne aufflammten, durchflog man in wenigen Sekunden. Ehe Ursel noch recht zur Besinnung gekommen, hielten die Hörnerschlitten schon vor ihrem Brückenberger Gasthaus.

Droben im Balkonzimmer aber mußte die Tante sich stürmische Dankesbezeugungen gefallen lassen, daß sich ihre Lebensgeister nach der eisig scharfen Fahrt rasch wieder erwärmten.

„Ich will jetzt überhaupt nur noch alles gemeinsam mit dir unternehmen, Tante Marianne, heute war der schönste Tag in meinem Leben!“

Tante lächelte über die jugendliche Begeisterung und über Jungfer Fürwiß' vorschnelles Versprechen.

Man zog die nasse Kleidung ab und machte es sich auf ein Stündchen bequem. Die lauten „Achtung“-Rufe draußen verstummten allmählich, alles froh bei einbrechender Dunkelheit aufs Zimmer, um den veräumten Nachmittagschlaf, ein wenig verspätet, nachzuholen.

„Bist du müde, Ursel?“

„I wo“, die braunen Augen bligten die Tante nur so an.

„Dann hole dir deine Bücher, Kind, ich habe mir gedacht, daß du jeden Tag die Zeit bis zum Abendessen zum Arbeiten benutzen sollst, damit du das während deiner Krankheit Versäumte nachholst.“

Ursel begann plötzlich herzbrechend zu gähnen.

„Dazu bin ich doch wohl zu abgespannt, Tante!“

Tante Marianne drohte. „Warte, du kleine Schauspielerin, dann wollen wir morgen solider leben, nicht rodeln und keine Bergtouren machen, wenn dich das so sehr anstrengt.“

Aber noch ehe sie ausgesprochen, hatte Ursel schon ihr Gesichtsbuch aufgeschlagen und schnurrte die Regierungszeiten der Gegenkaiser herunter. Auch Französisch wurde noch wiederholt, und „weißt du, Tantchen, wenn man den ganzen Tag in der frischen Luft gewesen, ist der Kopf viel aufnahmefähiger“, stellte sie befriedigt fest.

Den schönen Tag schloß ein schöner Abend. Mit dem Abend-

essen schlug die Verwandlungsfunde. Die täppischen Eisbären wurden wieder zu graziösen Prinzessinnen. Die Wollvermummungen hatten hellen, farbenfreudigen Kleidern Platz gemacht.

Ursel und Leonie tauschten ihre Nachmittagserlebnisse aus. Nach dem Essen aber wurden gemeinsame Gesellschaftsspiele arrangiert. Das gab ein Lachen und ein Luchhei. Selbst der würdige Herr Regierungsrat mußte zum Jubel der andern mit den Zähnen einen Ring aus einem Mehlberg hervorgraben.

Um neun Uhr blies Tante zum Aufbruch. Trotz Ursels Bitten, doch nur noch ein ganz, ganz klein bißchen zu verweilen, blieb sie diesmal unerbittlich. Jugend braucht Schlaf, auch wenn sie es nicht immer einfieht.

Ehe sie aber ihre Zimmer auffuchten, trat die Tante noch einen Augenblick vor die Tür. Da draußen strickte der Vollmond sein lichtmaschiges Netz über die verschlafene Schneelandschaft, wie flutendes Silber spülte sein Glanz um die weißen Riesenleiber der Berge, und die Sterne funkelten in nie geschauter Pracht.

Erst als sie im Bette lag, merkte Ursel, daß sie eigentlich todmüde war. Aber ach — an Schlaf war noch nicht zu denken. Denn kaum schloß sie die Augen, so begann auch schon das Bett mit ihr zu rodeln, es rodelte — rodelte — rodelte — und plötzlich fiel sie, immer tiefer und tiefer — — — selbst im Schlaf mußte der Neuling der Roderkunst noch seinen Tribut zahlen.

Aber frisch und ausgeschlafen erwachte Ursel am andern Morgen. Nur war es ihr, als ob sie einer im Schlaf tüchtig verprügelt hätte, alle Knochen taten ihr weh. Das kam von der ungewohnten Anstrengung des Wintersports.

„Das beste Heilmittel ist, nicht drum kümmern“, lachte das blonde Baroneßchen, als Ursel, steifbeinig wie ein alter, pensionierter Oberst, den Frühstücksraum betrat.

„Heute wird nicht gerodelt, heute bleibe ich bei dir, Tante

Marianne“, verkündete Ursel tugendhaft und sah der mit ihrer Rodel zu Berg ziehenden Leonie sehnsüchtigen Blickes nach.

„Schön“, nickte Tante Marianne, als ob das ganz selbstverständlich sei. Ursel sollte sich daran gewöhnen, ihr liebes Ich nicht als Mittelpunkt aller Dinge zu betrachten, sondern zuerst an ihre Umgebung zu denken.

So kam Heiligabend heran.

Eine rege Geschäftigkeit zeigte das Brückenberger Gasthaus. Da duftete es nach frischen Weihnachtsstollen und Marzipan. Die Hausknechte schleppten zwei prächtige Edeltannen herbei und die Gäste halfen beim Schmücken derselben. Das machte Ursel und Leonie besonders viel Spaß.

Auch eine regelrechte Bescherung sollte stattfinden. Die Gäste, die sich hier zusammengefunden, wollten sich gegenseitig allerlei Scherzjachen mit Versen verehren. Ursel hatte von ihrem Taschengeld einen allerliebsten kleinen Rodelschlitten aus Schokolade für ihre neue Freundin Leonie erstanden. Dazu hatte sie ein drolliges Gedicht verfaßt, das ihre erste Bekanntschaft im Schnee besang. Auch für Tante Marianne lag die heimlich gefertigte Handarbeit bereits fertig da. An die Eltern daheim war die Weihnachtstiste abgegangen, und nun stand Ursel am Fenster und hielt angelegentlich nach dem Postboten Ausschau, der das Heimatspaket von Vater und Mutter bringen mußte.

Zum erstenmal empfand sie heute ein wenig Sehnsucht nach Haus. War es doch auch das erstemal, daß Ursel den Heiligabend nicht gemeinsam mit den Eltern beging. Wie würden sie heute an ihr Töchterchen denken, wie mochte es ihnen am Weihnachtsabend fehlen.

Tante Marianne, die mit Brieffschreiben beschäftigt war, hatte schon ein ganzes Weilchen das heute so schweigsame Plappermäulchen beobachtet. Sie ahnte, was in der jungen Seele vorging.

„Ei, Urjel, wie wär's, wenn du mit deiner Freundin Leonie einen hübschen Spaziergang machtest?“ schlug sie in der Absicht vor, das Nichtchen von ihrem Heimweh abzulenken. „Ich habe noch wichtige Briefe zu schreiben, sonst würde ich euch begleiten. Aber geht ja nicht zu weit und seid pünktlich zum Kaffee wieder zurück.“

Ursel griff den Vorschlag freudig auf. Leider jedoch hatte Leonie noch mit ihren Weihnachtsvorbereitungen zu tun und konnte nicht mitkommen.

So entschloß sich Jungfer Fürwih allein, nur in Gesellschaft ihres Rodelschlittens, loszuziehen. Nach den Barberhäusern wollte sie, wo sie schon einmal gewesen war. Die Mahnung der Tante, in der Nähe zu bleiben, war vergessen.

Ursels trübselige Gedanken hielten in der festtäglich weißen Bergwelt nicht lange stand. War es doch, als ob der liebe Herrgott da draußen seine weiße Weihnachtstafel für die Menschen gedeckt hätte. Die verschneiten Riesentannen glitzerten heute ganz besonders prächtig, und die Sonnenstrahlen hingen goldene Lamettafäden in ihr Geäst.

War das schön am Heiligabend in der freien Gottesnatur! So still und feierlich.

Bergauf, bergab ging's, wo der Weg fiel, saß Ursel flugs auf ihrem Schlitten auf und sauste hinab. Schließlich kam ihr der Marsch doch länger vor als neulich. Sie blickte um sich. In der verschneiten Einöde ließ sich nirgends eine Wegmarkierung entdecken, und doch hatte Ursel bei Beginn ihrer Wanderung deutlich das grüne Zeichen an einem Baum gesehen.

Ob sie falsch gegangen war?

O bewahre, der Weg war ja so breit und ausgefahren, der mußte richtig sein. Im Gespräch neulich war ihr natürlich die Zeit schneller vergangen.

Jungfer Fürwih stapfte weiter. Sie überlegte nicht, daß das Gebirge jetzt allenthalben im Winter von breiten Schneebahnen durchzogen ist, auf denen die Holzfäller die geschlagenen Bäume zu Tal fahren.

Als sie wieder eine Weile marschiert war und die weiße Wildnis immer dichter wurde, statt sich zu lichten, zog sie unentschlossen die Uhr, die sie zum letzten Geburtstag erhalten.

Ach, erst drei, also hatte sie noch eine ganze Stunde Zeit bis zum Kaffee! Ursel bemerkte nicht, daß die Uhr stehen geblieben war. Nun konnte es doch ganz gewiß nicht mehr weit sein. Wenn Jungfer Fürwih sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, ging sie so leicht nicht davon ab. Zurück kam sie ja auch bedeutend schneller, da konnte sie ihren Schlitten öfters benutzen.

Also weiter!

Plötzlich wurde es Ursel ängstlich zumute.

Standen die Bäume hier so dicht oder hatte sich der Himmel bezogen? Es wurde ja mit einem Male so dunkel!

Nein, da machte sie doch lieber kehrt. In rasender Eile ging es zurück. Die Einsamkeit des toten Waldes legte sich jetzt beklemmend auf die sonst so unternehmungslustige, fürwihige Ursel, Herrgott, raschelte es da nicht? Knackten dort nicht Zweige — und was war das denn für ein merkwürdiges Achzen und Brausen in den vereisten Baumkronen?

Nirgends ein Mensch, nirgends ein Haus — Himmel, und da gabelte sich der Weg noch obendrein, welches war nun der richtige?

Sie schlug den oberen ein, aber nachdem sie ein Stück auf oemselben entlanggejagt war, ohne daß das endlose Weiß eine Veränderung zeigte, war sie sicher, daß sie hätte den unteren gehen müssen. Also aufgeessen und bis zu der Wegkreuzung wieder zurückgerodelt.

Das Wetter kam mit Macht, dickes Schwarz sah drohend durch das weiße Gezweig. Abenddunkel konnte es doch noch nicht sein — ach wo — Urjel zog die Uhr.

Barmherziger — harmlos wies der kleine, goldene Zeiger noch immer auf drei, wie er es schon vor mindestens einer Stunde getan — die Uhr stand!

Die Berge mit ihrer gewaltigen Wucht schienen sich plötzlich auf die Seele des verirrtten Mädchens zu wälzen. Sie hatte keine Ahnung, wie spät es sein mochte, wie würde Tante Marianne sich um ihr Ausbleiben sorgen!

Dabei lief sie immer weiter und weiter, ihr Gesicht glühte, der Atem flog, Angstschweiß perlte ihr auf der Stirn. Wenn dieser verzwickte Wald nur erst ein Ende nehmen wollte!

Tiefer sank ihr Fuß in den Schnee, der ausgefahrene Weg hörte plötzlich auf. Jungfer Fürwig sah es mit Entsetzen.

Wohin nun?

Fast dunkel war es, nur der Schnee leuchtete noch ein wenig. Zwischen den schemenhaft weißen Baumstämmen froch es grau hervor, der Nebel, der Bergnebel, der Vorboten des Unwetters.

Bis zu den Knien versank Urjel jetzt bei jedem Schritt auf weglosem Pfad, ein großes, graues Nebelmeer umfing sie. Sie sah keinen Baum mehr, sie fühlte ihn nur, wenn sie dagegen anlief.

Da tat Jungfer Fürwig das Unvernünftigste, was sie tun konnte, sie setzte sich auf ihren Rodelschlitten und begann bitterlich zu weinen.

Aber nicht lange. Da merkte sie plötzlich, wie sich ihre heißen Tränen mit seltsam kühlem Raß vermischten. Große, weiße Flocken waren es. Es schneite. Nicht wie Urjel es von der Stadt her kannte, langsam und gemächlich, nein, ein tolles, wüstes

Schneetreiben hatte eingeseht. Im wilden Wirbel fuhr es daher, es benahm ihr den Atem, es schloß ihr die Augen.

Aber gewaltsam riß sie dieselben wieder auf.

Sie mußte vorwärts, nach Haus!

Doch nun hatte sie die Richtung völlig verloren, jeder Schritt konnte sie tiefer in den Wald hineinführen. Immer schneidender wurde der Wind, immer wilder heulte es in den Lüften. Gleich scharfen Eisnadeln peitschten ihr die Schneeflocken das Gesicht.

Weiter — weiter!

Ein Gedanke durchzuckte Urjels erregtes, phantastisches Köpfchen. War er's etwa selbst, der Herr des Riesengebirges, Rübezahl, der im wilden Schneesturm daherfuhr, um sie für ihren Fürwig zu strafen?

Angstvoll weiteten sich ihre Augen und spähten zwischen den geisterhaften Stämmen.

Dort wogte es in grauen Nebelsegen — wehte da nicht sein flatternder Mantel, sicherte es nicht dicht hinter ihr?

Alle Rübezahlmärchen und -sagen wurden wieder in ihr lebendig, wie er den reichen Bäcker gesoppt, wie er den Glaser genarrt und der armen Frau die schwere Last in Gold verwandelt.

„Hilf, Rübezahl, hilf!“ Sie rief es fast gellend und erschraf vor ihrer eigenen Stimme.

Doch der Herr der Berge schien kein Erbarmen zu kennen. Immer mühsamer wurde das Fortkommen. Urjel vermochte sich kaum noch vorwärts zu schleppen, sie war bis auf die Haut durchnäßt und begann trotz der glühenden Erregung vor Kälte und Nässe zu zittern.

Da sank sie schließlich gänzlich ermattet von neuem auf ihren Rodelschlitten. Apathisch lehnte sie den Kopf gegen einen Baumstamm. Ihr war jetzt alles gleich. Tant's Angst und Sorge, das eigene Leben!

Sie mußte sehr wohl, daß es todbringend war, im Schnee niederzuliegen, aber sie konnte nicht weiter. Sie war wie gelähmt, die Glieder erstarrt.

So saß sie und kämpfte mit dem gefährlichen Schlaf. Wild wie das Schneegetriebe um sie, kreisten die Gedanken in ihrem Hirn. Als wären sie losgelöst vom Körper und wüßten nichts von der schweren, bleiernen Müdigkeit der Glieder.

So jung war sie noch und da sollte alles schon zu Ende sein? Gerade am Heiligabend, auf den sie sich so sehr gefreut! Wenn das Heimatspaket eintraf, dann war sie wohl schon längst im Schnee erfroren — das Heimats ... Vater, Mutter ... dieser Gedanke peitschte Urjel wieder in die Höhe.

„Mutter . . .“ Sie rief es klagend wie ein kleines Kind, das die Mutterhand im Gewühl verloren.

„Muttschen — Mutterchen — — —!“ Nein, sie durfte der Mutter, die sie ständig mit ihrer Liebe und Sorge umhegt, nicht diesen furchtbaren Schmerz machen! Hatte sie nicht erst kürzlich gerade genug Angst durch Urjels Krankheit ausgestanden? Um der Eltern, um Tante Mariannes willen mußte sie sich zusammenraffen!

Mit dem Wunsch zum Leben kehrte auch ein Teil ihrer Kräfte zurück. Sie griff in den Schnee und rieb sich das Gesicht damit. Dann versuchte sie Umschau zu halten, nach einem Weg, einem Zeichen, einem Licht.

Aber in dem frischgefallenen Weiß ließ sich weder Weg noch Steg erkennen. Entmutigt faltete Urjel die klammen Hände. Sie wandte sich nicht mehr an den Herrn der Berge, sondern an den Herrn, der über Berg und Tal in den Wolken thront.

Urjel betete.

Innig bat sie den lieben Gott, sie aus der Irre heimzuführen.

Da — Glockenton, hell und klar, ganz in der Nähe — Urjel hielt im Beten inne und lauschte herzklopfend.

Aber sie vernahm nur wieder das Pfeifen des Sturmes, der mit erneuter Kraft einsetzte.

Hatte sie sich getäuscht?

Nein, nein — aufs neue Glockenhall, das war keine Täuschung, ein Kirchlein mußte es sein, das den heiligen Abend einläutete. Wo eine Kirche war, da gab's auch ein Dorf, Menschen . . . das zitternde Mädchen lauschte gespannt.

Dann stampfte Urjel, die erschöpften Glieder bis aufs äußerste anstrengend, durch den unwegjamen Schnee den rettenden Glockentönen nach.

Heller wurde es. Der dichte Wald lichtetete sich. Urjel trat heraus auf einen freien Platz. Vor ihr lag im schneeigen Feiertagskleide die Bergkirche, die Kirche Wang, deren eherne Zungen die Verirrte aus der Schneenacht zurückgerufen. Daneben, weich in Neuschnee gebettet, das Pfarrhaus, die Schule und das Kantorhaus. Traulicher Christbaumschein schimmerte aus den Fenstern.

Urjel hatte unbewußt die Richtung nach Brückenberg eingeschlagen, keine Viertelstunde war sie von ihrem Gasthaus entfernt.

Aber nun ging es auch nicht weiter. Mit dem Gefühl, gerettet zu sein, ließ die Spannkraft nach. Kaum vermochte Urjel noch die Hände zu falten und ein Dankwort zum Himmel emporzusenden. Kaum konnte sie sich bis zu dem nächstgelegenen Häuslein schleppen und dort, Einlaß begehrend, anpochen.

Es war das Lehrerhaus. Die junge Kantorfrau, die gerade ihren Kleinen bescherte, hob erstaunt den blonden Kopf. Hatte es da nicht geklopft?

Ihr Mann lachte sie aus. Wer sollte heute bei diesem Wetter

wohl zu Besuch kommen? Am Heiligabend blieb jeder am warmen Ofen daheim.

„Nein, Richard, nein, ich irre mich nicht, ich habe es deutlich gehört — horch, jetzt wieder, bitte, geh' und sieh nach“, bat die Frau.

„Das ist der Sturm, der an den Fensterläden rüttelt“, meinte der Kantor, ging jedoch hinaus, um seine Frau zu beruhigen.

Gleich darauf aber klang seine Stimme aufgeregt hinein: „Schnell, Annese, komm, ein junges Mädel bei diesem furchtbaren Unwetter, komm, ich glaube, das arme Ding ist ohnmächtig und ganz durchweicht.“

Die junge Frau Kantor stand schon hilfsbereit bei ihrem Mann. Sie trugen beide die leichte Last ins warme Zimmer und betteten Ursel voll Menschenfreundlichkeit, ungeachtet ihrer triefenden Kleider, auf das schöne, rote Sofa, den Stolz der jungen Frau.

Da schlug das junge Mädchen, das Erschöpfung und Erregung übermannt, die Augen auf. Es blickte in den brennenden Lichterbaum, auf die neugierig sie umdrängenden Kleinen.

Flehentlich umklammerte sie die Hand der sich um sie mühen- den Frau.

„Bitte — ach bitte, senden Sie Nachricht ins Hotel Sanssouci, daß ich hier bin, an Frau Marianne Engelmann, Zimmer 17.“ Die Zähne schlugen ihr vor Frost zusammen.

Der Kantor, der die Situation rasch erfaßte, hing sich sein Wettercape um und eilte davon. Die Frau aber ließ ein Bett herrichten und auswärmen, zog dem erstarrten Mädchen die nassen Sachen ab und trockenes Zeug von sich selbst über, und deckte es mütterlich mit dem dicken Federbett zu. Dann brachte sie Ursel heißen Tee zu trinken.

Eine wohlthuende Wärme durchströmte bald die frosterstarrten Glieder ihres Findlings. Ursel hielt die Hand, die ihr soviel Gutes

tat, fest umschlossen, als könnte sie plötzlich davon losgerissen werden, sich allein irgendwo im Schneesturm draußen wiederfinden. Dann begann sie der freundlichen, jungen Frau zu erzählen. Von ihrem Fürwiz, daß sie nicht auf die Mahnung der Tante gehört, wie sie das Wetter im Walde überrascht, und daß sie ohne die Weihnachtsglocken verloren gewesen wäre. Wie würde die Tante um sie in Sorge vergehen, ach, und wie böse würde sie mit Recht auf sie sein! Wenn sie nur erst da wäre — Ursel sah angstvoll nach der Tür.

Inzwischen eilte der Kantor durch Sturm und Wetter dem lichtglänzenden, großen Hotel zu.

Dort drinnen herrschte begreifliche Aufregung.

Als Ursel um vier Uhr nicht zum Kaffee erschien, glaubte die Tante, ihr Nichtchen vergäße über ihre Kodelkunst wieder einmal Zeit und Pflicht. Als es aber halb fünf wurde, ohne daß das unpünktliche Fräulein zu kommen geruhte, klopfte Tante Marianne bei Barons an. Sicher steckte sie bei Leonie.

Auch dort wußte man nichts von ihr. Nur daß sie allein spazierengegangen. Himmlischer Vater — das Kind war ihr doch anvertraut, sie hatte für daselbe einzustehen. Wenn die fürwizige Ursel nur nicht zu tollkühn gerodelt war und sich irgendeinen Unfall zugezogen hatte!

Tante Marianne eilte hinaus, um auf den Rodelbahnen, auf welchen Ursel zu üben pflegte, nach ihr zu sehen. Leonie jagte gefällig nach der entgegengesetzten Seite.

Als sich die beiden von ihrer resultatlosen Nachforschung wieder im Hotel trafen, war es nach fünf.

Ursel war noch nicht zurück.

Draußen aber hatte sich der Himmel verfinstert, von den Höhen her jagten die Nebel, das Unwetter zog mit einer Schnelligkeit auf, wie es nur im Gebirge der Fall ist.

Tante rang die Hände. Um Gottes willen — wo war Urjel? Irgend etwas mußte passiert sein, davon war Tante Marianne überzeugt. Urjel hatte sie, trotz allem Fürwih, viel zu lieb, um sie derartig in Angst zu stürzen.

Die Hotelgäste standen flüsternd und mutmaßend auf der Diele zusammen. Man hatte das lustige Dingelchen allgemein gern. Die Freunde sprachen der erregten Frau Mut zu. Der Regierungsrat meinte, das kleine Fräulein werde in Krummhübel von dem Unwetter überrascht worden und irgendwo in einem der Hotels untergekommen sein. Trotz des tobenden Schneetreibens lief der Regierungsrat nach Krummhübel hinunter. Er war fest davon überzeugt, daß er Urjel im Triumph zurückbringen würde.

Um so kleinlauter kehrte er von seiner erfolglosen Exkursion zurück. Aber er zeigte es der Tante nicht.

„Dann hat das kleine Fräulein eben in irgendeinem andern Dorf einen Unterschlupf gefunden, passen Sie auf, bald ist sie wieder da und lacht uns alle zusammen aus“, tröstete er.

„Oder aber das Unwetter hat sie im Walde, vielleicht irgendwo oben im Gebirge überrascht, mein Gott, dann ist das Kind verloren!“ stieß die Tante verzweifelt hervor.

Wie sollte sie den Eltern jemals wieder vor Augen treten, da sie so schlecht für ihr kostbarstes Gut gesorgt!

Auch Leonie machte sich Vorwürfe. Wenn sie mitgegangen, wäre es nicht dazu gekommen.

Tante Marianne sprang plötzlich auf.

„Ich halte die Unruhe und das Warten nicht länger aus, ich gehe hinaus und suche sie!“

„Jetzt bei dem Schneegetriebe, nein, gnädige Frau, Sie sollen uns nicht etwa auch noch krank werden. Sie müssen auch hier sein, wenn Ihre Nichte inzwischen kommt — ich habe bereits die Rettungskolonne alarmiert, wir Herren, auch der Wirt, gehen mit.“

Sie dürfen davon überzeugt sein, gnädige Frau, daß wir alles zur Herbeischaffung Ihrer Nichte tun werden!“ sagte der Baron mit höflicher Bestimmtheit.

„Ja, wenn es zu spät ist, wenn das arme Kind vielleicht irgendwo bereits im Schnee erfroren ist!“ Tante Marianne schlug die Hände vor das Gesicht. Sie sah im Geiste bereits die Rettungskolonne mit der auf einer Tragbahre ruhenden Urjel zurückkehren.

Der Wirt trat heran und meldete, daß die Männer bereit seien. Trotz des Weihnachtsabends blieb keiner zurück. Keiner dachte an die Bescherung.

Wie ein Zug Glühwürmchen zog die mit Laternen bewaffnete Rettungskolonne nebst den befreundeten Herren in die Dunkelheit hinaus. Starren Auges blickte Tante Marianne hinter ihnen drein. Sie hörte den Zuspruch der Frau Baronin und Leonies überhaupt nicht.

Da schien plötzlich eine Stockung in die zu Berg ziehende Kolonne zu kommen. Tante Marianne sah durch das Fenster, wie die Lichter einen Kreis bildeten. Barmherziger, hatte man Urjel schon verunglückt aufgefunden?

Etwas kam zum Hotel zurückgejagt. Es war der Regierungsrat. Der treue Freund war ganz atemlos.

„Vittoria“ — schrie er, das heißt, er pustete es mehr, „sie ist bereits da, die kleine Durchgängerin, ganz munter und wohlbehalten. Im Lehrerhaus Wang hat sie Unterkunft gefunden, wir trafen oben den Kantor, der die Botschaft brachte. Kopf hoch, gnädige Frau, und rein in den Schlitten, der Wirt hat bereits anspannen lassen!“

Die Damen brachten Tante Marianne ihre Sachen, legten vorsorglich Decken und Tücher zurecht und bald jagte der Schlitten durch die Weihnachtsnacht dem Lehrerhause zu.

Als Ursel Schellengeläut und Peitschenknall draußen vernahm, preßte sie die Hände auf das ängstlich klopfende Herz. Gleich darauf aber öffnete sie ihre Arme weit. Da stand Tante Marianne auf der Schwelle, soviel Liebe und ausgestandene Angst in den guten Augen, daß Ursel in Tränen ausbrach.

„Tantchen, liebe Tante Marianne, verzeih' mir, ich will dir auch nie wieder solchen Kummer machen, ich habe meinen Fürwitz schwer gebüßt!“

Tante Marianne sprach kein Wort. Stumm streichelte sie das feuchte Haar, die brennenden Wangen und die Hände der Wiedergefundenen, als müßte sie sich immer aufs neue davon überzeugen, daß Ursel unverfehrt sei.

Die junge Frau Kantor hatte die beiden taktvoll allein gelassen. Da beichtete Ursel. Von all dem Mühsal und der ausgestandenen Not, und wie der liebe Gott ihr Gebet erhört und sie durch seine Weihnachtsglocken aus der Irre heimgeleitet.

Tante hatte keinen Vorwurf für sie. Die resolute Frau war selbst bis auf den Grund erschüttert.

Nur als Ursel flehentlich bat: „Schicke mich nicht nach Haus, Tante Marianne, behalte mich da, vertraue mir bloß dies eine Mal noch, du sollst nie wieder über meinen Fürwitz zu klagen haben!“ sagte sie in ihrem alten Ton: „Das wird sich alles finden!“ Damit mußte sich Ursel vorläufig zufriedengeben.

Sie fühlte sich jetzt so weit erfrischt, daß sie aufstehen konnte, um mit der Tante ins Hotel zu fahren. Frau Kantor half freundlich mit ihren Sachen aus. Mit innigem Dankeswort nahm Ursel und Tante Marianne Abschied von den guten Menschen, die sich der Verirrten so getreulich angenommen.

Im Hotel hatte man der Wiedergefundenen einen feierlichen Empfang bereitet. Die Weihnachtsbäume brannten und die Gäste hatten in der Diele Posto gefaßt, um Frau Engelmann zu begrüß-

wünschen und sich von des Nichtchens Wohlsein zu überzeugen. Allen voran das Baroneßchen, das die Freundin mit hellem Hurra empfing.

Aber sie taten Ursel keinen Gefallen mit dieser Ehrung. Sie glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen. Alle die fremden Leute, die ganzen Gäste, die wußten es, wie fürwitzig und ungehorsam sie sich benommen! Kaum daß sie Rede und Antwort stehen mochte, der Boden brannte ihr förmlich unter den Füßen.

Unter den vielen neugierig teilnahmevollen Augen büßte Jungfer Fürwitz heute zum zweitenmal ihren Fehler.

Tante Marianne packte sie sogleich ins Bett und ließ sie schweigen.

„Das ist das beste Vorbeugungsmittel gegen jede Krankheit“, sagte sie. „Eigentlich müßte ich dich ans Bett anbinden, daß du mir nicht wieder davonläufst!“

Ach, Ursel war recht wenig zum Davonlaufen zumute. Sie dachte weder an die Bescherung, um die sie sich gebracht, noch an den Weihnachtsabend daheim. Nur wenig schlief sie in der Nacht. Die ausgestandene Angst überfiel sie wieder im Halbschlaf, sie hatte die Empfindung, daß sich der Schnee auf sie herabsenke, dichter und dichter, schwerer und schwerer, sie vermeinte nicht mehr atmen zu können. Da fuhr sie mit einem Schrei empor.

An ihrem Bett stand Tante Marianne, sprach beruhigende Worte und fühlte die heiße Mädchenstirn: „Werde mir nur nicht wieder krank, Liebling, werde nur nicht krank!“

Auch Ursel dachte das gleiche: „Vieher Gott, nur nicht krank werden!“

Sie wagte es sich kaum selbst einzugestehen, daß sie heftiges Stechen im Halse hatte.

Jungfer Fürwitz kam noch gut davon. Nur einen tüchtigen Schnupfen hatte sie sich geholt, aber Tante Marianne ließ sie

nicht aus dem Bett. Sie blieb unerbittlich, soviel Urjel auch beteuerte, daß sie ganz gesund und überhaupt nur neunmal geniest habe — es half alles nichts. Heute hieß es für Urjel „kuscheln“.

Trübselig schaute sie in den sonnenhellen Feiertag. Trübselig selbst auf die Weihnachtskiste aus der Heimat, die Elternliebe für das ferne Töchterchen voll Zärtlichkeit gepackt. Von draußen klangen helle Stimmen, übermütiges Lachen zu ihr herein, ach — wer doch auch dabei sein könnte! Noch nie hatte sie solch ein langweiliges Weihnachtsfest erlebt — daß sie sich das selbst zuzuschreiben hatte, daran dachte Urjel nicht.

Aber als sich Urjels Jammermiene gar nicht auflären wollte, nahm Tante Marianne sich das unvernünftige Mädel vor.

Mit ernstem Wort setzte sie ihr auseinander, wie undankbar sie wäre. Erstens zum lieben Gott, der sie errettet und für ihren Fürwiß nicht härter als durch einen Schnupfen gestraft hatte. Dann aber gegen sie selbst.

„Wenn heute nicht Weihnachten wäre, Kind, so hätte ich dich sicher nach Hause geschickt. Die Verantwortung ist mir zu groß. Solche Stunden wie die gestrigen mag ich nicht zum zweitenmal durchleben.“

Wie immer, wenn Tante Marianne so ernst zu ihr sprach, machten die Worte tiefen Eindruck auf Urjel.

„Du sollst es nicht zu bereuen haben, Tante Marianne, daß du mich hier behältst,“ versprach sie, „ich werde dir nie wieder Sorge machen.“

Diesmal hielt Urjel Wort — sie war auf immer von ihrem Fürwiß geheilt.



Meidinger's Jugendschriften Verlag G. m. b. H.
Berlin W 66

In derselben Ausstattung und zu gleichen Preisen
sind erschienen:

Else Ury
Nesthäkchen und ihre Puppen

Eine Geschichte für kleine Mädchen



Else Ury
Nesthäkchens erstes Schuljahr

Eine Geschichte für kleine Mädchen



Else Ury
Nesthäkchen im Kinderheim

Erzählung für Mädchen von 8 bis 12 Jahren



Else Ury
Nesthäkchen und der Weltkrieg

Erzählung für Mädchen von 8 bis 12 Jahren